

Gegenwartsprobleme

1. Auflage

Akademie-Verlag Berlin 1978

Vorbemerkung

Der letzte Band meiner Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften behandelt Gegenwartsprobleme. Natürlich finden sich in den historischen Studien der vorangehenden Bände nicht nur Analysen der Vergangenheit, und auch nicht nur Grundprobleme des gesellschaftswissenschaftlichen Fortschritts wurden dabei berührt; stets wurde direkt oder indirekt auch die Brücke zu brennenden Problemen der Gegenwart geschlagen. Aber dieser Band ist, zumindest in seinem ersten Teil, rein und ganz der unmittelbaren Gegenwart gewidmet. Der zweite Teil behandelt ebenfalls eine Gegenwarterscheinung, die Geschichte der „Wiedergeburt“ der Soziologie in den Ländern des Sozialismus. Wenn ein freundlicher kritischer Leser des Manuskripts dieses zweiten Teiles bemerkte: „Findest Du nicht, daß Du zu oft in eigener Person darin vorkommst?“ so möchte ich ihm voll zustimmen. Aber das liegt nicht an meiner Darstellung, sondern an der Realität, in der ich die Rollen einer der Mütter und zugleich einer der Hebammen (der Plural ist bekanntlich ganz natürlich bei Wissenschaften) spielte und, wie nicht selten in der Geschichte der Wissenschaften, in solcher Eigenschaft „geprügelt“ wurde. Auch wenn es sich dabei bisweilen, wie in diesem Fall, nur um eine Wiedergeburt handelte.

Seit einiger Zeit bemühe ich mich darum, in meine Bücher den Meinungsstreit einzuführen, worunter ich nicht verstehe, daß der Autor des Buches einen Meinungsstreit mit anderen führt, sondern so, daß auch andere Autoren ihren Meinungsstreit – in diesem Band in Form von Briefen an den Autor – mit dem Verfasser des Buches führen. Und auch, wenn es sich um keinen eigentlichen Meinungsstreit, sondern um das gemeinsame, in einer Richtung verlaufende Bemühen um Klärung eines Problems handelt, wie in der Einleitung zu diesem Band, scheint mir der Abdruck eines Briefwechsels unter Umständen nützlich und gut.

Wenn ein Leser des Manuskripts bemerkte: „Da hast Du aber nicht nur einige heiße Eisen angedrückt, manche sind sogar aus flüssigem Eisen“, so hat er meiner Ansicht nach unrecht, denn gar manche sind meiner Ansicht nach inzwischen zu lauwarmen Eisen geworden, weil ihre Lösung so dringend geworden ist, daß sie immer stärker unter uns Gesellschaftswissenschaftlern, ja allgemein unter allen Wissenschaftlern diskutiert werden.

Jetzt, wo der letzte Band dieser „Studien“ erscheint, möchte ich doch das Schweigen, das mir einige auferlegt haben, brechen und all denen danken, die mir geholfen haben vom Manuskript bis zum Druck der zehn Bände, und zwar in der Reihenfolge der Arbeit.

[8] Da ist zunächst Margarete Jaab, die das Manuskript geschrieben hat (und die dann auch eine der Korrekturleserinnen war). Sodann eine Reihe Freunde und Genossen, die Manuskripte gelesen bzw. Gutachten gegeben haben – Gert Audring, Wolfgang Eichhorn, Herbert Hörz, Hermann Klenner, Werner Krauss, Günter Kröber, Harry Maier, Herbert Meißner, Daniel Melnikow, Werner Mittenzwei, Peter Musiolek, Manfred Naumann, Roland Nitzold, György Ránki, Robert Rompe, Hans Schleier, A. J. Schpirt, Marie Simon, Helmut Steiner, Sergeij Tjulpanow, Hans-Jürgen Treder, Liselotte Welskopf, Günter Wendel. Das Personenverzeichnis fertigte Erika Behm an, die auch Korrekturen las und dabei vergeblich versuchte, mich von der absoluten Autorität des „Duden“ zu überzeugen. Ursula Hertel war so freundlich, die einzelnen Bände zu lektorieren, wobei sie mit beispielhafter Zurückhaltung meinem Stil gegenüber vorging, während Günter Hertel sich im Verlag um möglichst schnelle Herausgabe der Bände bemühte. Wieviel ihrer aller Hilfe bedeutete, kann natürlich nur ich ermessen, aber sie sollen wissen, daß ich mir dieser Hilfe dankbar bewußt bin.

Selbstverständlich ist es ein quantitativer Abstieg von 40 Bänden „Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus“ auf 10 Bände „Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften“ – doch hoffe ich, daß meine Kollegen und Freunde in der Wissenschaft nicht auch einen qualitativen Abstieg feststellen werden, wenn auch die Qualität diesmal einen ganz anderen Charakter hat.

112 Berlin-Weißensee
Parkstraße 94

Jürgen Kuczynski

[11]

Einleitung

Zum Begriff der Wissenschaft

Ein Briefwechsel zwischen Jürgen Kuczynski und Jürgen Treder

Der folgende Briefwechsel ergab sich auf Grund eines Vortrages von Hans-Jürgen Treder. Er beschäftigt sich mit einer Problematik, die ich Jahrzehnte hindurch gelöst glaubte, betreffend der mir im letzten Jahrzehnt jedoch wiederholt Zweifel gekommen sind. Während ich meine, daß zwischen Treder und Kuczynski heute weitgehende Übereinstimmung erreicht worden ist, bin ich jedoch keineswegs sicher, daß unsere Auffassung unbedingt richtig ist bzw. nicht noch wesentlich besser formuliert und tiefer gefaßt werden kann.

Obleich ich die Problematik zuerst in einem 1968 veröffentlichten Aufsatz behandelte und dann den damals veröffentlichten Aufsatz in mein Buch „Studien zur Wissenschaft von den Gesellschaftswissenschaften“ (siehe insbesondere S. 139) aufnahm, hat sie doch wenig Beachtung gefunden. Ich hoffe, daß der folgende Briefwechsel zu einer regeren Diskussion Anlaß gibt.

Brief von J. Kuczynski an J. Treder

25.10.76

Lieber Jürgen:

Ich muß Dir doch noch zu unserer Diskussion am letzten Mittwoch schreiben.

Zunächst noch einmal: Du mußt Deine Vorlesungen unbedingt mitschreiben lassen. Natürlich soll aus ihnen, zumindest für das Erste, keine „Geschichte der Physik“ werden, wohl aber kannst Du sie als „Streiflichter“ oder „Grundgedanken“ zu einer solchen veröffentlichen. Müßtest Du nicht auch noch vielleicht Needham wegen der Chinesen konsultieren?

Doch jetzt zum Thema:

Du besinnst Dich, ich faßte Deine Ausführungen so zusammen:

„Erfahrung zeigt, daß etwas immer so ist.

Wissenschaft beweist, daß etwas immer so sein muß und warum.“

Du zeigtest auch ganz klar, daß nicht jede Theorie Wissenschaft ist, wohl aber daß jede Wissenschaft zu einer „geschlossenen Theorie“ führen muß.

Auf meine Frage, wie Du eine Aneignung der Welt mit einer Theorie wie etwa der demokritischen nennen würdest, erfandest Du den, meiner Ansicht nach völlig zutreffenden, Ausdruck der „Spekulativen Aneignung“, eine Art der Aneignung, die Marx in der „Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie“ nicht genannt hat.

Soweit ist eigentlich alles einfach.

[12] Ins Schwimmen kam aber meiner Ansicht nach unsere Diskussion, als ich Dich fragte, ob Du auch „Kärner-Arbeit“, „Ziegel machen im Gegensatz zu Häuser bauen“, wie Mommsen es gern nennt, zur wissenschaftlichen Arbeit rechnet. Du und andere bejahten das sofort.

Ich selbst, der ich das auch im letzten Jahrzehnt mehr und mehr, stärker und stärker bejaht habe, habe mir damit geholfen, von Wissenschaft „im engeren Sinne“ (siehe die obige Definition) und Wissenschaft „im weiteren Sinne“ (einschließlich Kärner-Arbeit) zu sprechen.

Ja, um mich ganz frei von meinem jahrzehntelangen Anhang an die engere Definition zu machen, habe ich schon vor einigen Jahren gegenübergestellt:

Eine wissenschaftliche Leistung im engeren Sinne – eine neue Theorie, die einen bestimmten Vorgang erklärt, sowie

eine wissenschaftliche Leistung im weiteren Sinne – etwa die Aufstellung einer vollständigen Streikstatistik für Deutschland, die Jahre 1830 bis 1860 umfassend,

und dann gesagt: die theoretische Leistung mag in ihrer Bedeutung in 50 Jahren überholt sein durch eine bessere oder umfassendere Theorie, die „Kärner-Leistung“ der Streikstatistik aber wird niemals überholt werden und in tausend Jahren noch genau so gebraucht bzw. zitiert werden wie heute.

Das wirft zwei Fragen auf:

Erstens: wie soll man Wissenschaft definieren, wenn man die Kärner-Arbeit mit einschließen will?

Zweitens: wie soll man eine wissenschaftliche Leistung einschätzen? nach ihrem unmittelbaren Wert oder nach der Dauer ihres Wertes?

Dazu kommt, daß der Wert einer wissenschaftlichen Leistung sich objektiv im Laufe der Zeit grundlegend ändern kann.

Natürlich hast Du übertrieben, als Du sagtest, daß Astronomie als Wissenschaft ursprünglich vor allem getrieben wurde, um Material für die Astrologie zu gewinnen. Das trifft doch nicht auf die Griechen zu, die sie zumindest für die Schifffahrt als echte Wissenschaft benutzten. (Was die ägyptische Astronomie betrifft, sind wir uns einig, daß Marx unrecht hatte, sie als Wissenschaft – mit der praktischen Nutzung zum Beispiel für die Berechnung der Nilüberschwemmungsdaten – anzusehen. Sie war damals, wie wir heute wissen, erst eine Erfahrungssammlung.)

Aber wenn die Astronomie, womit Du für die Feudalzeit und wohl auch für den späten Hellenismus recht hast, vor allem als Basis für die Astrologie diene, dann haben wir hier doch den interessanten Fall, daß eine Naturwissenschaft nicht zur Meisterung der Natur, sondern zur Meisterung der Gesellschaft dienen sollte. Denn die Astrologie diene doch wohl den Fürsten und anderen, die sich astronomisch tätige Astrologen hielten, zur Entscheidungsfällung über gesellschaftliche Probleme (etwa: soll man einen Krieg beginnen?) oder rein persönliche Probleme, die aber auf Grund der Funktion des Astrologenhalters auch gesellschaftliche Bedeutung hatten.

Bedenkst Du aber diese Zusammenhänge, dann kannst Du zu einer sehr merkwürdigen Unterscheidung zwischen dem wissenschaftlichen Wert einer Leistung und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung kommen.

[13] Gehen wir zunächst von dem Beispiel Astronomie-Astrologie aus. Ein feudaler Astronom entdeckt irgendeinen Kometen und berechnet seine Bahn. Zweifellos eine wissenschaftliche Leistung, und zwar eine wissenschaftlich nützliche Leistung damals und von gewissem kleinen historischen Wert auch heute. Die astrologische Deutung des Kometen konnte aber zur Auslösung eines Krieges oder zur Verhinderung eines solchen zu dem bestimmten Zeitpunkt führen.

Das heißt, die Schlußfolgerungen aus einer wissenschaftlichen Entdeckung kleinsten Formats können größte gesellschaftliche Bedeutung haben. Und zwar sowohl wenn sie richtig wie auch wenn sie falsch sind.

Daraus aber ergibt sich die Frage:

Sollen wir eine wissenschaftliche Leistung nach ihrem Eindruck (nicht subjektiv, sondern objektiv gemeint), nach ihrer Wirkung auf die Gesellschaft messen, oder nach ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Wissenschaft?

Beides ist möglich – aber es sind ganz verschiedene Maßstäbe, auch wenn die Wirkungen auf völlig richtigen Schlußfolgerungen aus dem Neuentdeckten beruhen.

Vergleiche etwa die Bedeutung der Einsteinschen Relativitätstheorie und eines (leider noch nicht gefundenen) Mittels, um die Schwangerschaft von 9 Monaten auf 9 Wochen zu reduzieren. Es kann natürlich kein Zweifel über die einzigartige wissenschaftliche Bedeutung der ersten und die immense gesellschaftliche Bedeutung des letzteren bestehen. Und jeder gesellschaftlich bewußte, jeder humane Wissenschaftler – gar nicht zu reden von dem „Rest der Menschheit“ – würde natürlich der zweiten Leistung den Vorzug geben, wenn die Frage stehen würde, welche zuerst vollbracht werden sollte.

Die Frage hat natürlich auch Bedeutung für unsere Akademie. Ich meine, da außerhalb der akademischen Kreise die gesellschaftliche Bedeutung einer wissenschaftlichen Leistung leichter zu erkennen ist als die einer speziell für die Entwicklung der Wissenschaft wichtigen Leistung, so müssen wir uns innerhalb der Akademie besonders um die Anerkennung der letzteren bemühen.

Natürlich kann man die ganze Problematik umgehen, indem man sagt: Was für die Entwicklung der Wissenschaft wichtig ist, ist auch für die Gesellschaft bedeutend. Wir beide sehen schon den Wald von erhobenen Zeigefingern sogenannter bewußter Philosophen etc. vor uns, die uns erklären, daß wir Wissenschaft und Gesellschaft trennen wollen, daß „ihre Interessen“ vielmehr im Sozialismus eine „harmonische Einheit“ bilden, daß es hier keine Interessenkonflikte geben kann usw. Sie verwechseln natürlich die Tatsachen, daß die Wissenschaft ein Teil des gesellschaftlichen Lebens ist, daß aber die verschiedenen Teile der Gesellschaft verschiedenen Gesetzen und Bewertungen unterliegen. Wenn zum Beispiel die finanziellen Zuschüsse für unsere Akademie nicht so schnell steigen wie für eine andere, gesellschaftlich im Augenblick wichtigere nicht-wissenschaftliche Institution, werden wir dafür natürlich gesellschaftliches Verständnis aufbringen, aber nicht erklären: wie gut für die Entwicklung der Wissenschaft!

Wenn Du Zeit findest, schreib mir doch Deine Gedanken, wenn möglich, etwas ausführlicher.

Ganz herzlich Jürgen [14]

*

Brief von J. Treder an J. Kuczynski

3.11.76

Lieber Jürgen, vielen Dank für Deinen Brief, in dem Du einige Fragen aufwirfst, die es in sich haben.

In den Grundlagen stimmen wir völlig überein:

Weder die bloße Empirie, die registriert, wie etwas ist, noch die spekulative Theorie, die aussagt, wie etwas sein könnte, sind für sich allein bereits Wissenschaft. Wissenschaft ist die Synthese von Empirie und Theorie, die erklärt, weshalb etwas so sein muß, wie es tatsächlich ist.

Du hast recht, ich habe die Bedeutung der Astrologie als Praxis der Astronomie ein wenig überspitzt. Zur Praxis der Astronomie gehörten natürlich auch die Nautik und die Zeitrechnung (der Kalender). Für beides leistete allerdings die hellenistische Astronomie viel zu viel. Eine Erforschung der Bewegung der Planeten (und nicht nur der Sonne und des Mondes) war für diese beiden Anwendungsgebiete völlig unnötig. Hier war das einzige Anwendungsgebiet tatsächlich die Astrologie, die auch schon die vorwissenschaftliche Astronomie der Chaldäer bestimmte.

Ich stimme mit Dir überein, daß in der Spät-Antike und im Mittelalter die Astrologie primär eine Gesellschaftswissenschaft bot, deren naturwissenschaftliche Grundlagenforschung die Astronomie war. In dem Aufsatz „Von der Astrologie“ von Lukian erscheint die Astrologie als die Rationalisierung und Verwissenschaftlichung einer bis dahin mythologisch und religiös begründeten gesellschaftlichen Praxis. (Für Lukian ist die Astrologie eine genau so ernste Wissenschaft und eine Überwindung der religiösen Weltanschauung wie für Ptolemaios in seinem astrologischen Lehrbuch „Tetrabiblos“. Kurioserweise wird daher oft dieser Aufsatz dem

Rationalisten und Aufklärer Lukian abgesprochen – man kann sich eben nicht mehr vorstellen, was die Astrologie einmal war.)

Mit dem „Kärner-Werk“ in der Wissenschaft verhält es sich vielleicht so: Das Sammeln und Zusammenstellen wird dadurch zur Wissenschaft, daß es nach Prinzipien und mit Methoden erfolgt, die ihrerseits wissenschaftlich fundiert, reproduzierbar und kritisch sind (beispielsweise die epigraphische Textkritik bei Mommsen). Ich glaube übrigens nicht, daß ein Sammelwerk im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Theorien Ewigkeitswert hat. Die naturwissenschaftlichen Datensammlungen veralten genau so wie Theorien. Mit neuen Meßmethoden etc. werden verbesserte und präzisere Daten gewonnen als mit älteren; auch nimmt i. a. [im allgemeinen] die Signifikanz der gesammelten Daten ab, indem diese Daten aus umfassenden Theorien elementar deduzierbar werden und dann natürlich nicht mehr besonders aufzuzeichnen sind. – Die Bedeutung sehr alter astronomischer Daten (etwa von chaldäischen Beobachtungen) beruht auf ihrem Dokumentencharakter. Sie enthalten Zahlen über säkulare Veränderungen, die theoretisch nicht voll behandelbar sind.

Ich stimme Dir völlig zu, daß die innerwissenschaftliche Bedeutung und die gesellschaftliche Relevanz von wissenschaftlichen Leistungen zwei ganz verschiedene [15] Dinge sind und i. a. nicht zusammenfallen werden. Immerhin würde, um Deine Beispiele aufzunehmen, der von Dir angenommene Fortschritt in der Gynäkologie letztlich auf innerwissenschaftlich fundamentalen Einsichten zur Molekularbiologie und Immunbiologie etc. beruhen müssen, die allerdings viel früher und abhängig von der gynäkologischen Praxis aufgedeckt sein würden.

Umgekehrt ist Einsteins ART [Allgemeine Relativitätstheorie] zunächst eine fundamentale Einsicht über das Wesen von Raum, Zeit und Bewegung und jenseits von jedem praktischen Nutzen. Doch erlaubt Einsteins Gedankengebäude heute, Fragestellungen in Angriff zu nehmen wie die einer Modulation (Abschalten bzw. Verstärken) der Gravitation, deren praktischer Nutzen unabsehbar wäre. Allerdings werden, bevor es eine solche „Gravo-Technik“ geben kann, weitere grundsätzliche Erkenntnisse über Raum, Zeit und Materie gewonnen werden müssen, die auch noch über Einstein hinausführen.

Ich hoffe, daß Du im Dezember wieder anwesend bist und wir dann weiterdiskutieren können. Vor allem bin ich neugierig, was Du zu meinen heutigen Bemerkungen zu den Punkten sagst, bei denen wir anscheinend nicht völlig konform gehen.

Mit herzlichen Grüßen Dein Jürgen

*

Brief von J. Kuczynski an J. Treder

8.11.76

Lieber Jürgen:

Sehr vielen Dank für Deinen Brief. Ich glaube, es gibt nur einen wichtigen Punkt, über den wir noch Klarheit zwischen uns schaffen müssen, und das ist das Problem der „Kärner-Arbeit“.

Natürlich hast Du recht, daß Mommsens Kärner-Arbeit, das heißt, die Sammlung und Edition von lateinischen Inschriften, auch insofern wissenschaftliche Arbeit ist, als seine Methode der Edition einer wissenschaftlichen Theorie gleichkommt. Es gibt eine Stelle bei Lenin, wo er von den Marx'schen Theorien sagt, daß wir nur eine unbesehen übernehmen, und zwar die Methode des Historischen und Dialektischen Materialismus. Hier setzt also Lenin Methode und Theorie gleich.

Aber das hilft doch für unsere Problematik noch nicht weiter. Nehmen wir einen Parallellfall zu Mommsens Kärner-Arbeit, jedoch auf viel tieferer Ebene. Ich glaube, jeder von uns beiden könnte einen zwölfjährigen interessierten Jungen anleiten, aus der Presse und eventuellen Gewerkschaftsblättern der Jahre 1820 bis 1870 jeden Streik auszuziehen – Presse und Gewerkschaftsblätter kann

ihm jeder ordentliche Bibliothekar nennen –, und folgende Angaben, soweit sie gegeben werden, zu notieren: Zahl der Streikenden, Dauer des Streiks sowie Betrieb bzw. Industrie und Ort des Streiks. Du magst das auch eine Methode des Sammelns nennen, aber sie eine Theorie zu nennen, wäre Unsinn, und außerdem gäben wir beide ihm ja die Methode. Nimm weiter an, der Junge hätte keine andere Begabung als die für Sprachen und schafft es gerade bis zur zehnten Klasse. Bis dahin aber habe er Deutschland, die Schweiz und Österreich „erledigt“, und er hat keinen anderen Wunsch im Leben, als [16] mit dieser Arbeit fortzufahren. Er kommt ins Institut für Wirtschaftsgeschichte oder ins Institut für Marxismus-Leninismus mit dieser wirklich umfassenden und sorgfältigen Arbeit als Probe seiner Fähigkeiten. Sollte man ihn einstellen, damit er diese Arbeit für andere Länder fortsetzen kann? Ich wäre unbedingt dafür. Und nachdem er diese Arbeit für ganz Europa beendet hat, würde ich ihn für die Leibniz-Medaille der Akademie vorschlagen – sicherlich mit Deiner Unterstützung. Mommsen wäre selbstverständlich allein schon für seine epigraphischen Arbeiten in die Akademie aufgenommen worden – dieser Junge schafft es nur zur Leibniz-Medaille der Akademie, aber das meiner Ansicht nach mit vollem Recht für seine unermüdliche Kärner-Arbeit und auch als Ermutigung, damit er mit ihr fortfährt.

Wie aber soll man eine solche von jedem Gesellschaftswissenschaftler bestimmt als unentbehrlich begrüßte Arbeit in einem vernünftigen Begriffe Wissenschaft unterbringen?

Natürlich kann man es sich leicht machen und bei diesem extremen Beispiel sagen, es sei eine vorwissenschaftliche Arbeit, aber dann doch natürlich – meiner Ansicht nach ungerechterweise – nicht für eine Leibniz-Medaille in Frage kommend. Und wie viele andere Fälle sind zwar nicht so extrem, aber ohne jede originelle Theorie großartige reine Fleißarbeiten, unermüdliche Kärner-Arbeiten! Je älter ich werde, desto mehr Hochachtung entwickle ich vor solchen Fleißarbeiten und desto unwilliger bin ich, sie nicht als wissenschaftliche Arbeiten anzuerkennen.

Was Du über die Gültigkeitsdauer, den „Ewigkeitswert“ solcher Kärner-Arbeiten sagst, ist immens interessant und überzeugt mich für die Naturwissenschaften. Dort kann man von der Empirie aufsteigend zur Theorie gelangen und dann zurückkehrend zur Welt der Einzeltatsachen plötzlich, wie Du es nennst, „elementar deduzieren“. Das trifft aber nicht für die Gesellschaftswissenschaften zu. Es gibt natürlich keine Ausnahmen vom Fallgesetz, es gibt aber ebenso natürlich zahlreiche Ausnahmen von gesellschaftswissenschaftlichen Gesetzen, die ja immer nur als Tendenz wirken. Darum können solche Streikstatistiken, also empirisch gesammelte Anhäufungen von Einzeltatsachen, wirklich „Ewigkeitswert“ haben, im Gegensatz zum Beispiel zu Theorien über die Beziehungen von Streikhäufigkeit und Lohnabbau, die wie alle gesellschaftswissenschaftlichen Verallgemeinerungen auch keine „elementaren Deduktionen“ erlauben.

Meinst Du, daß uns gegenwärtig nichts Besseres einfällt als meine Gliederung in „Wissenschaft im engeren Sinne“, deren Hauptaufgabe das Finden von notwendigen Zusammenhängen bis zu Gesetzen ist, und in „Wissenschaft im weiteren Sinne“, die auch die primitivste, aber natürlich irgendwie systematische (auch „Schuljungen“-Systematik) Kärnerarbeit umfaßt.

Wenn Du ein wenig freie Zeit und die ganze Problematik lohnend findest, schreibe mir doch Deine Gedanken.

Sehr herzlich Dein Jürgen [17]

*

Brief von J. Treder an J. Kuczynski

15.11.76

Lieber Jürgen,

ich freue mich sehr, daß wir in fast allen Punkten unserer Diskussion zur gemeinsamen Klarheit gekommen sind. Du hast recht – das offene Problem ist die Wichtung der „Kärner-Arbeit“ zur

Wissenschaft. Diese Frage ist für mich auch als Institutsdirektor von praktischer Bedeutung, denn in einem astronomischen Institut wird immer ein Anteil von Kärner-Arbeit als notwendiger Beitrag zum Weltwissensfundus (der i. a. auch immer veraltet) geleistet, bei mir hauptsächlich in der Sonneberger Sternwarte. Hier wird fast so gearbeitet, wie Du dies an dem Beispiel des jungen Mannes und präsuntiven [vermutlichen] Leibniz-Medaillen-Gewinners darstellst. Tatsächlich hat aus meinem Institut gerade letztlich wieder ein wissenschaftlicher „Kärner“ die Leibniz-Medaille empfangen, und das sehr zu Recht! Als die Biologie noch eine wesentlich beschreibende und systematische Wissenschaft war und damit m. E. in den Vor- und Frühstadien einer Wissenschaftswertung stand, waren die Kärner-Arbeiten der Systematiker und Taxonomen vorrangig. Das einzig Wissenschaftliche hierbei war die von Linnés Zielstellung bestimmte Methodik der Taxonomie.

Ich glaube, daß allgemein die Zielstellung und die daraus abzuleitende Methode den Wissenschaftscharakter der Kärner-Arbeiten bestimmen. Ohne eine entsprechende wissenschaftliche Zielstellung ist die geeignete Arbeitsmethode nicht definierbar, und das Ganze wird so zur reinen Sammlertätigkeit. Was Dein Beispiel betrifft, so glaube ich, daß auch hier die dem jungen Mann von Dir zu gebende Fragestellung und Deine methodischen Hinweise den Wissenschaftscharakter seiner Tätigkeit ausmachen würden.

Die methodologischen Hinweise, die er beachten müßte, scheinen mir übrigens nicht ganz trivial zu sein. Der junge Mann müßte die Zeitungen kritisch lesen können und insbesondere zwischen Arbeiter-Presse und bürgerlicher Presse sowie auch zwischen Lokalzeitungen und überregionalen Organen und Boulevard-Presse unterscheiden können, um die doch sicher oft divergierenden Angaben über Streiks (ihren Umfang und ihre Dauer) so herausziehen zu können, daß ein Nachlesen der Zeitungen durch die Benutzer seiner Statistik nicht mehr nötig ist.

Ich schätze wie Du eine solche mit der notwendigen Methode ausgeführte Fleißarbeit außerordentlich hoch ein, aber natürlich nur dann, wenn die Methodik des Bearbeiters so gut und definiert ist, daß sie weiteres Nachprüfen unnötig macht. Dann würde ich ganz unabhängig von der wissenschaftlichen Vorbildung des Bearbeiters die „Kärner-Arbeit“ als einen Teil der Wissenschaft überhaupt ansehen, wobei die Rangordnung eben von dem fingierten jungen Mann bis zu Theodor Mommsen reichen kann.

Herzlichst Dein Jürgen

[18] P. S.: Anbei etwas Wissenschaftshistorisches aus dem neuesten „Spektrum“: Ein Einstein-Fund von ziemlichem Interesse aus dem Akademie-Archiv, den ich historisch „wichten“ konnte.

Nochmals Dein Jürgen

*

Brief von J. Kuczynski an J. Treder

17.11.76

Lieber Jürgen:

Jetzt, glaube ich, sind wir in der Hauptsache einig. Wie nützlich doch solch ein Briefwechsel ist!

Dank auch für den Einstein-Artikel. Großartig die neue Physiker-Ausgabe, die Du planst.

Alles Gute! Jürgen.

[21]

Teil I

Gegenwartsprobleme

Kapitel I

1. Noch einmal über die Zusammenarbeit von Gesellschaftswissenschaftlern und Naturwissenschaftlern¹

Lieber Freund:

Du hast also wieder einmal eine Mahnung vom Ministerium bekommen, die Zusammenarbeit zwischen Gesellschafts- und Naturwissenschaftlern zu fördern – mit der Begründung, die Konsequenzen der wissenschaftlich-technischen Revolution erforderten das. Und da Du weißt, daß ich von dem bisherigen Fortschritt der wissenschaftlich-technischen Revolution nicht viel halte, vielmehr meine, daß wir erst ganz an ihrem Beginn stehen, erhoffst Du Dir von mir Hilfe.

Natürlich gebe ich Dir zu, daß an Anstalten, an denen so wenig Zeit zur Forschung bleibt, wie an unseren Universitäten (und nicht nur an unseren, das ist ein Welttrend, der bei uns nur so auffällt, weil die deutschen Universitäten so lange ein Weltbeispiel für die Kombination von Lehre und Forschung waren), solange ist es lächerlich, von Euch eine solche Zusammenarbeit zu erwarten. Ich weiß sehr wohl, daß es eine Reihe Beispiele für sie an unseren Universitäten gibt, Du hast an Deiner Universität auch einige, über die von Zeit zu Zeit auch in der Presse berichtet wird, und dann seufzt Du beruhigt auf, daß Du nun wieder einige Zeit Ruhe mit dieser Problematik hast. Zumal Du ja schon genug Schwierigkeiten hast, die interdisziplinäre Zusammenarbeit allein auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften oder allein auf dem der Naturwissenschaften in Gang zu bringen.

Aber daß das Ministerium an sich mit seiner Forderung völlig recht hat, darüber darf es zwischen uns doch keinen Zweifel geben – wenn auch sein Argument der wissenschaftlich-technischen Revolution unglücklich ist. Denn ohne auch nur einen Hauch von wissenschaftlich-technischer Revolution wäre die Forderung berechtigt. Es ist endlich an der Zeit, daß wir in dieser Beziehung das Niveau des 18. Jahrhunderts wieder erreichen und den Schaden, den der Kapitalismus mit seiner Zerreißung von Natur- und Gesellschaftswissenschaften angerichtet hat, wieder gutmachen.

Darum – verzeih, ich kenne Deine ganz konkreten Schwierigkeiten, aber trotzdem, komme einen Augenblick zu mir, in das Institut für Wirtschaftsgeschichte. Bei uns gab es solche Zusammenarbeit lange, bevor sie allgemein verlangt wurde. Und zwar nicht, weil wir besonders klug waren und uns sagten, wir müssen etwas tun, um die Zusammenarbeit zwischen Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften zu fördern. Wir haben sie auch gar nicht propagiert. Sie ergab sich ganz einfach aus [22] unserer Arbeit an der Problematik der Rolle und der Geschichte der Produktivkräfte. Selbstverständlich kann man, wenn man dabei über allgemeines Geschwätz hinauskommen will, wenn man konkrete Untersuchungen machen will, nicht an der Technik und damit an ihrer Hintergrundwissenschaft, der Naturwissenschaft, vorbeigehen. Und damit ergab sich ganz selbstverständlich ein engerer Kontakt von uns Gesellschaftswissenschaftlern zu Technikern und Naturwissenschaftlern. Doch was noch viel wichtiger ist: ein Teil unserer Wirtschaftshistoriker wurde technisch und naturwissenschaftlich gebildet, genau wie die Techniker und Naturwissenschaftler durch den Verkehr mit uns vielleicht auch an gesellschaftswissenschaftlicher Einsicht gewannen.

Dreierlei scheint mir an diesem Beispiel wichtig:

Erstens: Die Zusammenarbeit von Gesellschaftswissenschaftlern und Naturwissenschaftlern muß sich aus der Thematik, letztlich aus der Realität ergeben. Die Realität, mit der sich unsere

¹ Vgl. dazu auch [Bd. 4 dieser Studien](#), S. 127-148.

Wissenschaftler beschäftigen, ist zumeist eine Mischung von gesellschaftlich und naturbestimmten Vorgängen, und wir können sie häufig nur begreifen, wenn wir sie als Gesellschafts- und Naturwissenschaftler erfassen.

Zweitens: Ein Kollektiv aus Naturwissenschaftlern, die wenig Ahnung von Gesellschaftswissenschaften haben, und Gesellschaftswissenschaftlern, die wenig Ahnung von Naturwissenschaften haben, kann nicht wirklich fruchtbar zusammenarbeiten. Es ist an der Zeit, daß wir darauf bestehen, daß die Forderung der Zusammenarbeit von Gesellschafts- und Naturwissenschaftlern unterbaut und begleitet wird von der Forderung der verständnisvollen Interessenahme der Gesellschaftswissenschaftler für naturwissenschaftliche Probleme und der Naturwissenschaftler für gesellschaftswissenschaftliche Probleme. Während das letztere heute mehr und mehr der Fall ist, wird die erstere Forderung nicht nur nicht erfüllt, sondern es wird auch wenig von irgendeiner staatlichen Stelle getan, um die Gesellschaftswissenschaftler in dieser Richtung zu mahnen und zu beeinflussen.

Drittens: Die Tatsache, daß die Zusammenarbeit zwischen Gesellschaftswissenschaftlern und Naturwissenschaftlern sich aus dem Charakter der Realität, die wir uns aneignen wollen, ergibt, macht aus der Mahnung zur Zusammenarbeit eine unabdingbare Forderung, wenn wir die Welt uns wissenschaftlich aneignen, wenn wir sie wissenschaftlich meistern wollen.

In früheren Zeiten spiegelte sich diese unabdingbare Forderung darin wider, daß ein Wissenschaftler sowohl gesellschaftswissenschaftlich wie naturwissenschaftlich arbeitete. Erst der Kapitalismus brachte die Trennung, die im Sozialismus wieder überwunden werden muß.

Ganz großartig brachte Helmholtz noch in der Frühperiode dieser Spaltung vor mehr als hundert Jahren das unglückliche Gefühl eines noch allseitig gebildeten Wissenschaftlers über den zerrissenen Zustand der wissenschaftlichen Forschung zum Ausdruck. In einer akademischen Festrede am 22. November 1862 „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft“ schildert er zunächst die Folgen der Spezialisierung:

„Wohl kann es in jetziger Zeit so scheinen, als ob die gemeinsamen Beziehungen aller Wissenschaften zu einander, um deren Willen wir sie unter dem Namen einer [23] Universitas litterarum [Volluniversität] zu vereinigen pflegen, lockerer als je geworden seien. Wir sehen die Gelehrten unserer Zeit vertieft in ein Detailstudium von so unermeßlicher Ausdehnung, daß auch der größte Polyhistor nicht mehr daran denken kann mehr als ein kleines Theilgebiet der heutigen Wissenschaft in seinem Kopfe zu beherbergen. Den Sprachforscher der drei letztvergangenen Jahrhunderte beschäftigte das Studium des Griechischen und Lateinischen schon genügend; nur für unmittelbar praktische Zwecke lernte man vielleicht noch einige europäische Sprachen. Jetzt hat sich die vergleichende Sprachforschung keine geringere Aufgabe gestellt, als die, alle Sprachen aller menschlichen Stämme kennen zu lernen, um an ihnen die Gesetze der Sprachbildung selbst zu ermitteln, und mit dem riesigsten Fleisse hat sie sich an ihre Arbeit gemacht. ...

Wer soll noch das Ganze übersehen, wer die Fäden des Zusammenhangs in der Hand behalten und sich zurechtfinden? Die natürliche Folge davon tritt zunächst darin hervor, daß jeder einzelne Forscher ein immer kleiner werdendes Gebiet zu seiner eigenen Arbeitsstätte zu wählen gezwungen ist und nur unvollständige Kenntnisse von den Nachbargebieten sich bewahren kann. Wir sind jetzt geneigt zu lachen, wenn wir hören, daß im 17. Jahrhundert Kepler als Professor der Mathematik und Moral nach Grätz berufen wurde, oder daß am Anfange des 18. Jahrhunderts Boerhave zu Leyden gleichzeitig die Professuren der Botanik, Chemie und klinischen Medicin inne hatte, worin natürlich damals auch noch die Pharmacie eingeschlossen war. Jetzt brauchen wir mindestens vier, an vollständig besetzten Universitäten sogar sieben bis acht Lehrer um alle diese Fächer zu vertreten. Aehnlich ist es in den anderen Disciplinen.“

Unter dem Eindruck der außerordentlichen Aufspaltung der Wissenschaft stellt Helmholtz die Frage, ob es überhaupt noch sinnvoll ist, Universitäten aufrecht zu erhalten:

„Da nun die Sache so liegt, da sich die Wissenschaften in unendlich viele Aeste und Zweige gespalten haben, da lebhaft gefühlte Gegensätze * zwischen ihnen entwickelt sind, da kein Einzelner mehr das Ganze oder auch selbst nur einen erheblichen Theil des Ganzen umfassen kann, hat es noch einen Sinn, sie alle an denselben Anstalten zusammenzuhalten? Ist die Vereinigung der vier Facultäten zu einer Universität nur ein Rest des Mittelalters? Manche äussere Vortheile sind schon dafür geltend gemacht worden, dass man die Mediciner in die Spitäler der grossen Städte schicke, die Naturforscher in die polytechnischen Schulen, und für die Theologen und Juristen besondere Seminare und Schulen errichte. Wir wollen hoffen, dass die deutschen Universitäten noch lange vor einem solchen Schicksale bewahrt bleiben mögen! Dadurch würde in der That der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Wissenschaften zerrissen werden, und wie wesentlich nothwendig ein solcher Zusammenhang nicht nur in formeller Beziehung für die Erhaltung der wissenschaftlichen Arbeitskraft, sondern auch in materieller Beziehung für die Förderung der Ergebnisse dieser Arbeit sei, wird eine kurze Betrachtung zeigen.

[24] Zunächst in formaler Beziehung. Ich möchte sagen, die Vereinigung der verschiedenen Wissenschaften ist nöthig, um das gesunde Gleichgewicht der geistigen Kräfte zu erhalten. Jede einzelne Wissenschaft nimmt gewisse Geistesfähigkeiten besonders in Anspruch und kräftigt sie dem entsprechend durch anhaltendere Uebung. Aber jede einseitige Ausbildung hat ihre Gefahr; sie macht unfähig für die weniger geübten Arten der Thätigkeit, beschränkt dadurch den Blick für den Zusammenhang des Ganzen; namentlich aber treibt sie auch leicht zur Selbstüberschätzung.“

Der Zusammenhang der Wissenschaften zeigt sich am deutlichsten in der Realität der modernen Staaten:

„Wissen ist Macht. Keine Zeit kann diesen Grundsatz augenfälliger darlegen als die unsere. Die Naturkräfte der unorganischen Welt lehren wir den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und den Zwecken des menschlichen Geistes zu dienen. Die Anwendung des Dampfes hat die Körperkraft der Menschen in das Tausendfache und Millionenfache vermehrt; Weber- und Spinnmaschinen haben solche Arbeiten übernommen, deren einziges Verdienst geisttödtende Regelmässigkeit ist. Der Verkehr der Menschen untereinander mit seinen gewaltig eingreifenden materiellen und geistigen Folgen ist in einer Weise gesteigert, wie es sich Niemand auch nur hätte träumen lassen können in der Zeit, wo die Aeltern von uns ihr Leben begannen. Es sind aber nicht nur die Maschinen, durch welche die Menschenkräfte vervielfältigt werden; es sind nicht nur die gezogenen Gussstahlkanonen und Panzerschiffe, die Vorräthe an Lebensmitteln und Geld, auf denen die Macht einer Nation beruht, obgleich diese Dinge so unzweifelhaft deutlich ihren Einfluss gezeigt haben, dass auch die stolzesten und unnachgiebigsten absoluten Regierungen unserer Zeit daran haben denken müssen, die Industrie zu entfesseln und den politischen Interessen der arbeitenden bürgerlichen Classen eine berechnete Stimme in ihrem Rathe einzuräumen. Es ist auch die politische und rechtliche Organisation des Staates, die moralische Disciplin der Einzelnen, welche das Uebergewicht der gebildeten Nationen über die ungebildeten bedingt, und die letzteren, wo sie die Cultur nicht anzunehmen wissen, einer unausbleiblichen Vernichtung entgegenführt. Hier greift alles ineinander. Wo kein fester Rechtszustand ist, wo die Interessen der Mehrzahl des Volkes sich nicht in geordneter Weise geltend machen können, da ist auch Entwicklung des Nationalreichthums und der darauf beruhenden Macht unmöglich; und zum rechten Soldaten wird nur der werden können, welcher unter gerechten Gesetzen das Ehrgefühl eines selbständigen Mannes auszubilden gelernt hat, nicht der den Launen eines eigenwilligen Gebieters unterworfenen Slave.

Daher ist denn auch jede Nation als Ganzes schon durch die alleräusserlichsten Zwecke der Selbsterhaltung, auch ohne auf höhere ideale Forderungen Rücksicht zu nehmen, nicht nur an

* Bezieht sich auf die zuvor von Helmholtz abgehandelten Gegensätze zwischen „Natur- und Geisteswissenschaften“ – J. K.

der Ausbildung der Naturwissenschaften und ihrer technischen Anwendung interessiert, sondern ebenso gut an der Ausbildung der politischen, juristischen und moralischen Wissenschaften, und aller derjenigen historischen und philologischen Hilfsfächer, die diesen dienen.“

Daher tritt Helmholtz für die Förderung aller Wissenschaftszweige, gehören sie zu den Natur- oder zu den Gesellschaftswissenschaften ein. Sie alle müssen blühen, wenn die Wissenschaft, vor allem aber wenn die menschliche Gesellschaft blühen will.

[25] Und darum schließt er: „So also betrachte sich jeder Einzelne als einen Arbeiter an einem gemeinsamen grossen Werke, welches die edelsten Interessen der ganzen Menschheit berührt, nicht als einen, der zur Befriedigung seiner eigenen Wissbegier oder seines eigenen Vortheils oder um mit seinen eigenen Fähigkeiten zu glänzen sich bemüht, dann wird ihm auch das eigene lohnende Bewusstsein und die Anerkennung seiner Mitbürger nicht fehlen.

Und gerade diese Beziehung aller Forscher und aller Zweige des Wissens zu einander und zu ihrem gemeinsamen Ziele stets in lebendigem Zusammenwirken zu erhalten, das ist die grosse Aufgabe der Universitäten; darum ist es nöthig, dass an ihnen die vier Facultäten stets Hand in Hand gehen, und in diesem Sinne wollen wir uns bemühen, so weit es an uns ist, dieser grossen Aufgabe nachzustreben.“²

Du wirst verstehen, warum ich Helmholtz so ausführlich zitiert habe. Seine klugen und bisweilen ergreifenden Worte kommen aus der Zeit der Aufspaltung aller Wissenschaften, der beschleunigten Spezialisierung, der Zerreißung nicht nur der Gesellschafts- und der Naturwissenschaften, sondern auch jeder einzelnen Gesellschafts- und Naturwissenschaft.

Und damit begann langsam ein Prozeß der Entfremdung der Fakultäten an den Universitäten, der nach dem zweiten Weltkrieg überall einen Höhepunkt erreicht hat, dem auch bei uns die Wissenschaftler unterliegen.

Darum unsere, wenn auch noch sehr anfänglichen Bemühungen zur interdisziplinären Arbeit und zur Zusammenarbeit zwischen Gesellschafts- und Naturwissenschaften.

Sie werden aber erst wirklich Erfolg haben, wenn wir auch an die interdisziplinäre Ausbildung unserer Wissenschaftler gehen und die an unseren Schulen doch ganz selbstverständliche Ausbildung sowohl in den Gesellschafts- wie in den Naturwissenschaften an den Universitäten in irgendeiner Form fortsetzen.

In irgendeiner Form! nicht etwa, daß wir Studenten gleichzeitig zum Beispiel in Chemie und Politischer Ökonomie ausbilden ... oder? ist es nicht so, daß unsere Chemiestudenten in dem Kursus Marxismus-Leninismus in Politischer Ökonomie ausgebildet werden! aber unsere Politökonomen lernen weder Chemie, noch Physik an den Universitäten ... wenn auch heute Mathematik. Mathematik ist das, was ich eine methodologische Wissenschaft nennen möchte, die genau wie die Statistik allen Wissenschaften dienen kann und soll. Methodologische Wissenschaft in dem Sinne, wie Lenin die Methodologie des Historischen Materialismus eine Theorie von Marx genannt hat.

Aber genügt das Studium von Methodologien, die den Natur- und den Gesellschaftswissenschaften gemeinsam sind, um die Entfremdung der Wissenschaftler dem jeweilig anderen Wissenschaftszweig gegenüber in vertraute Nachbarschaft zu verwandeln? Ich glaube nicht. Vielleicht sollte man die Ökonomen der Technik näher bringen und die Philosophen, wie es teilweise schon der Fall ist, den Grundproblemen der modernen Naturwissenschaften.

[26] Noch viel gibt es in dieser Beziehung zu überlegen, und es wäre gut, wenn Du an Deiner Universität mit einigen Versuchen, ausdrücklich als Experimente gekennzeichnet, beginnen würdest.

² H. Helmholtz, Vorträge und Reden, Erster Band, Braunschweig 1884, S. 119 f., 122, 126 f., 140 f., 145.

Und noch ein Experiment ganz anderer Art möchte ich Dir empfehlen. Wie wäre es, wenn Du für Beststudenten, Forschungsstudenten, Postgraduatestudenten, vielleicht auch Assistenten, eine Vorlesung über die Beziehungen zwischen Gesellschaftswissenschaften und Naturwissenschaften – nicht abstrakt, sondern konkret in der Geschichte der letzten 2500 Jahre – besser vielleicht zwischen Gesellschaftswissenschaftlern und Naturwissenschaftlern, halten lassen würdest?

Natürlich müßte man zuerst Material für eine solche Vorlesung sammeln lassen, und zwar nicht durch einzelne Lehrkräfte, auch nicht durch eine Kommission, sondern durch eine Aufforderung an alle Lehrkräfte.

Dabei denke ich an eine echte Materialsammlung, zu der auch einfache Zettel gehören, auf denen nur etwa steht:

„Meiner Meinung nach kann man bei den alten Griechen eine Unterscheidung zwischen Gesellschaftswissenschaftlern und Naturwissenschaftlern gar nicht machen. War Herodot ein Naturwissenschaftler (als Geograph) oder ein Historiker? Soll man danach gehen, als was er damals oder heute berühmter ist?“

Solch ein Zettel enthält meiner Ansicht nach durch seine Fragestellung allein schon Stoff für zwei, drei Vorlesungen.

Oder nimm einen anderen Zettel. Er enthält nur einen Hinweis mit einem Zitat:

„Mir scheint für unsere Problematik folgendes Zitat aus einem englischen Buche, das auch auf deutsch herausgekommen ist, von Interesse: Es lautet:

„Alle Wissenschaften des Altertums, deren unmittelbare Nachkommen als Wissenschaften der europäischen Kultur noch am Leben sind, haben solche Transformationen (alter in neue Wissenschaften – J. K.) erfahren. Das bekannteste Beispiel ist vielleicht die Alchemie; doch in diesem Fall waren die manuellen, spirituellen und mystischen Aspekte der Operationen so sehr verflochten, daß man später einen großen Teil der schriftlich niedergelegten Arbeitsanleitungen als unbrauchbar oder unverständlich zurückweisen mußte. Bei der Astronomie zeigt sich in gewisser Hinsicht ein klarerer Entwicklungsgang. Denn die Techniken der Erstellung von Tabellen und der Voraussage der Positionen von Mond und Planeten, wie sie im alten Mesopotamien entwickelt wurden, lassen sich in moderne mathematische Schreibweise übertragen und können sogar auf einem Computer nachvollzogen werden. Doch die Objekte, deren Positionen berechnet wurden, waren für die ursprünglichen Astronomen nicht Materiekumpen wie für uns, sondern Götter; und man hoffte, durch Vergleich zwischen ihrem Kommen und Gehen und den Vorgängen im irdischen Bereich Regeln ableiten zu können, die einen Schlüssel zur Erkenntnis ihrer Absichten geben würden. Als der große Astronom Ptolemäus Daten und Techniken aus dieser Quelle übernahm und sie mit griechischen Traditionen der theoretischen Astronomie verband, waren auch für ihn die Sterne, die nach seiner Vorstellung auf Kugelschalen am Himmel lokalisiert waren, göttliche Kräfte. Mit seiner Astronomie hoffte er die Grundlagen für eine solide astrologische Wissenschaft zu legen und auch die mystischen mathematischen Harmonien der göttlichen Schöpfung zu entdecken. Jahrhundertlang wurde die technische Astronomie des Ptolemäus wegen ihrer Schwierigkeiten nicht beachtet, während die Wissenschaft der Astrologie zu den Standardkenntnissen jedes gebildeten Menschen und insbesondere der Ärzte gehörte. Doch zu Beginn der modernen Zeit wurden die Objekte der astronomischen Wissenschaft umgewandelt; das Meisterwerk des Ptolemäus wurde nun als veraltetes Werkzeug-Handbuch angesehen, seine Astrologie wurde hinausgeworfen, und seit Kepler hat kein ernstzunehmender europäischer Astronom mehr Untersuchungen über die mystische Harmonie der Sphären veröffentlicht.

Ich möchte nur hinzufügen: seit Kepler heißt nach Kepler, da dieser selbst noch genau wie Tycho de Brahe und andere große Astronomen der Renaissance Astronomie gewissermaßen nur als Hilfswissenschaft für die Astrologie trieben.“

Auch dieser Zettel gibt allein schon Stoff für mehr als eine Vorlesung. Man bedenke, was für ein interessantes Phänomen: eine Naturwissenschaft als Hilfswissenschaft für eine Pseudogesellschaftswissenschaft, die Astrologie. Denn natürlich waren die großen Astronomen vor allem beschäftigt und bezahlt, um auf Grund von gesetzmäßigen Bewegungen und Konstellationen der Sterne Schlußfolgerungen für gesellschaftliche Entscheidungen zu fällen. Dabei waren die vermuteten Zusammenhänge zwischen dem Lauf der Sterne und der Gesellschaft nicht unsinniger als zahlreiche vermutete Zusammenhänge, die selbst in den letzten fünfzig Jahren noch die Mediziner konstruiert haben.

Doch unser Zettelkasten wird immer voller. Da schreibt zum Beispiel ein Philosoph:

„Bei Helmholtz und anderen Naturwissenschaftlern kann man lesen, wie ihre empirische Arbeit durch die Herrschaft der Naturphilosophen an den Universitäten behindert wurde. Sollte man nicht auch darauf eingehen, wie das gleiche durch Dogmatiker des Marxismus geschah? oder ist das politisch nicht angebracht? Ich besinne mich noch, wie Einstein als imperialistischer Agent und seine Relativitätstheorie als pseudowissenschaftlich beschrieben wurden. Auch der Fall Lyssenko, die Verurteilung einer Reihe glänzender sowjetischer Genetiker im Namen des Historischen und Dialektischen Materialismus zur empirischen Arbeitslosigkeit und zum Schweigen in den wissenschaftlichen Zeitschriften scheint mir ein Beispiel eines völlig falschen Verhältnisses zwischen Gesellschaftswissenschaft und Naturwissenschaft, des gleichen falschen Verhältnisses, das Helmholtz so beklagt hatte, des Versuchs der Philosophie bzw. eines Pseudomarxismus, eines deformierten Marxismus, die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung zu behindern, sie auf Irrwege zu führen.“

Ich denke, der Autor dieseszettels ist schlecht beraten, wenn er aus politischen Gründen zögert, auf diese Vorfälle aus der Geschichte des Verhältnisses von Gesellschaftswissenschaften und Naturwissenschaften einzugehen. Du besinnst Dich, daß nach der Klärung all solcher Vorkommnisse ein Quacksalber in Leningrad behauptete, er hätte eine Kur gegen Krebs gefunden, was von anderen bestritten wurde, und er sich dann an die Partei wandte, um sich durchzusetzen. Die Partei aber erklärte ganz deutlich: Das ist keine Frage, die mit Hilfe der Grundlehren des Marxismus-Leninismus gelöst werden kann, das ist eine Frage, die die medizinischen Wissenschaftler untereinander lösen müssen. Und das ist auch in der Tat die einzig mögliche Linie einer Wissenschaftspolitik.

[28] Mir scheint dieser Zettel wichtig, weil er auch auf die Möglichkeiten und vergangene Realitäten einer falschen Beziehung zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften hinweist.

Meinst Du nicht auch, daß allein schon die Sammlung solcher Zettel aus dem Lehrkörper ein großartiges Material für eine Vorlesung über die Beziehungen von Gesellschafts- und Naturwissenschaften zusammenbringen kann? Und wenn Dein Zettelkasten einigermaßen gefüllt ist, dann wähle eine Kommission von vielleicht fünf Mitgliedern, allgemein gebildeten Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern, die die Zettel besprechen und dann zu einer Konzeption einer solchen Vorlesung kommen.

Nach der Ausarbeitung der Konzeption, die natürlich eine Problemkonzeption sein muß, nicht mehr, beauftrage einen Naturwissenschaftler und einen Gesellschaftswissenschaftler, je eine Vorlesungsreihe auszuarbeiten. Du wirst sehen, wie verschieden trotz der den beiden zu Grunde liegenden einheitlichen Problemgrundkonzeption die zwei Vorlesungen sein werden. Und das ist nur gut so. Laß beide halten und beauftrage einige Mitglieder des Lehrkörpers, in beide Vorlesungen zu gehen, um ihre Vorteile und Nachteile und ihre Wirkungen zu überprüfen.

Auf diese Weise können wir wirklich vorwärtskommen in der Ausarbeitung einer Geschichte der Beziehungen von Gesellschafts- und Naturwissenschaften, und auf diese Weise wird Deine Universität auch einen prächtigen Beitrag zur Zusammenarbeit von Gesellschafts- und Naturwissenschaftlern leisten. Vor allem wirst Du auch den Studenten, die einmal hauptberuflich

wissenschaftlich arbeiten sollen, einen ausgezeichneten Einblick in die Geschichte und die gegenwärtigen Probleme dieser beiden großen Wissenschaftszweige geben.

Man kann sich sogar vorstellen, daß solche Vorlesungen nicht nur von den besten Studenten aller Sektionen und Fakultäten, sondern auch von zahlreichen Mitgliedern des Lehrkörpers aller wissenschaftlichen Disziplinen besucht werden.

Ja, wird es nicht möglich sein, so wie es in den gesellschaftlichen Glanzzeiten der deutschen Universitäten bei besonderen Vorlesungen der Fall war, daß auch zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, heute etwa hohe Funktionäre der Partei und des Rats des Bezirks, zu solchen Vorlesungen kommen?

Du siehst, mein Guter, welche Perspektive die Mahnung des Ministeriums, die Du als Belästigung empfandest, Dir und Deiner Universität eröffnet.

Und Du kannst Dir vorstellen, wie ehrlich begeistert ich diesen Brief schließe mit tausend guten Wünschen für dieses Unternehmen. [29]

2. Ein letztes Mal zum Problem der Zusammenarbeit von Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern*

Liebe Freunde und Genossen!

Öfter schon habe ich zu diesem Thema gesprochen und auch so manches veröffentlicht – zuletzt im [Band 4](#) meiner „Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften“ (S. 133-148).

Aber nicht nur kommen einem immer neue Gedanken zu diesem Thema. Es gibt auch immer neue Dokumente, die entweder zum Meinungsstreit oder zur Zustimmung und damit verbunden zur Ergänzung der eigenen Auffassungen Anlaß geben.

In diesen Tagen wurde in einem hohen wissenschaftlichen Gremium unserer Republik ein Memorandum zur Frage des Zusammenwirkens von Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern ausgearbeitet, dessen Einleitung so lautet:

„Die Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft erfordert, in stärkerem Maße die Einheit von Natur-, Gesellschafts- und technischen Wissenschaften in der Praxis durchzusetzen und durch gemeinsame Anstrengungen und koordiniertes Vorgehen die Wirksamkeit jeder einzelnen Disziplin und der Wissenschaft als Ganzes zu erhöhen. Die Integration von Natur- und Gesellschaftswissenschaften auf der Basis des dialektischen Materialismus ist eine Grundbedingung, um die Vorzüge unserer entwickelten sozialistischen Gesellschaft voll zur Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts einzusetzen.

Ein hohes Niveau der disziplinären Forschung bedarf immer stärker eines engen Zusammenwirkens verschiedener Gebiete der Naturwissenschaft, Gesellschaftswissenschaft und Technik. Zur Erfüllung des sozialpolitischen Programms des IX. Parteitages, zur Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und zur Intensivierung der gesellschaftlichen Produktion werden der Wissenschaft zunehmend auch solche komplexen Aufgaben gestellt, deren Lösung die Grenzen einer Wissenschaftsdisziplin überschreitet und eine zielgerichtete interdisziplinäre Zusammenarbeit erfordert, die die effektive Überführung der Forschungsergebnisse in die gesellschaftliche Praxis einschließt. Diese Komplexität wird durch den Charakter der zu lösenden Probleme bestimmt; sie gehört zu den Hauptprinzipien der Entwicklung der Wissenschaft und verlangt die verstärkte Orientierung auf fundamentale Probleme sowie die ständige Vervollkommnung der Organisationsformen und Methoden der Forschung.

[30] Ein besonderer Vorzug der Akademie der Wissenschaften der DDR besteht ebenso wie im Hochschulwesen in der Vielseitigkeit der in ihren Forschungseinrichtungen vertretenen Grunddisziplinen. Das verfügbare Forschungspotential ermöglicht eine interdisziplinäre Forschungsarbeit unter einheitlicher Leitung. Daraus ergibt sich auch die besondere Verpflichtung, durch entsprechende Problemauswahl und -bearbeitung insbesondere zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern komplexe Forschungsaufgaben zu stellen und zu lösen.“

Aus jedem Satz spricht hier der Wunsch, die Arbeit der Wissenschaftler im Interesse des Aufbaus unserer sozialistischen Gesellschaft durch, „Integration von Natur- und Gesellschaftswissenschaften“ effektiver zu gestalten, zur Erfüllung des sozialpolitischen Programms des IX. Parteitages beizutragen, komplexe Aufgaben, die zur erstrebten Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und der Intensivierung der gesellschaftlichen Produktion gestellt werden, zu lösen. Aus jedem Satz spricht hier die Gesinnung dem Sozialismus treu ergebener Wissenschaftler.

Und doch scheinen mir diese Ausführungen an Grundlegendem vorbeizugehen.

* Vortrag am 31.3.1977 vor Angehörigen des Lehrkörpers der Sektionen „Sozialistische Betriebswirtschaft“, „Geschichte“ und „Marxismus-Leninismus“ der Universität Rostock.

Zunächst muß man doch ganz klar erkennen: Seit 2500 Jahren, seitdem es eine Wissenschaft gibt, seitdem also die Realität Forderungen an eine Wissenschaft stellen kann, hat sie die „Integration von Natur- und Gesellschaftswissenschaften“ verlangt, und die Wissenschaftler sind dieser Forderung von Anfang an in unübertrefflicher Weise nachgekommen. Eine stärkere Integration von Natur- und Gesellschaftswissenschaften, als wir sie seit Thales in Griechenland kennen, ist gar nicht denkbar und wird auch niemals eintreten können.

Also: die Realität, die durch ein objektives integriertes Wirken von Natur- und Gesellschaftsgesetzen bestimmt wird, verlangt die entsprechende Integration auf wissenschaftlicher Ebene, und die Wissenschaftler haben dieser Forderung der objektiven Realität nachzukommen.

Alle Forderungen, die etwa der IX. Parteitag der SED gestellt hat, alle Forderungen, die unsere Akademie der Wissenschaften und unsere Universitäten stellen, sind also nur subjektive Reaktionen auf die objektiven Forderungen der Realität, sind Mahnungen, um die Forderungen der objektiven Realität zu verstärken.

Sodann: Wie schon angedeutet, sind die Wissenschaftler stets dieser Forderung der Realität bis in den Anfang des Kapitalismus nachgekommen. Plato und Aristoteles, Roger Bacon und Francis Bacon hätten die Mahnungen unseres wissenschaftlichen Gremiums als ebenso überflüssig empfunden wie Marx und Engels, die sie selbstverständlich ebenso wenig gestellt haben, ebenso wenig wie eine Mahnung, daß der Wissenschaftler logisch denken muß, ihnen als wichtige Forderung, die der technische Fortschritt oder die Arbeiterklasse verlangen muß, erschienen wäre.

Das heißt jedoch nicht, daß Marx nicht einmal, sehr früh schon, eine zunehmende Entfremdung von Philosophie und Naturwissenschaften bemerkte, eine Entfremdung, auf die etwa später auch Helmholtz zu sprechen kam. Ja, Marx stellt in gewisser Weise einen Bruch zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften fest, wenn auch seine Ausführungen in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ aus dem Jahre 1844 dem Marxismus zum Teil noch recht fern sind. (MEW, Ergänzungsband, 1. Teil, S. 543 f. [MEW Bd. 40]) Selbstverständlich betrachtet er aber diese Entwicklung als eine [31] moderne Erscheinung, die es wieder zu überwinden gilt, und die ihn als alten Hegelianer und gegenwärtigen Feuerbachianer überhaupt nicht direkt als Problem berührt.

Ein Dritteljahrhundert später, in der „Dialektik der Natur“, besteht diese Problematik für Engels überhaupt nicht mehr, sie hat sich vielmehr in das viel natürlichere echt bürgerliche Problem einer falschen Integration von empirisch vorgehender Naturwissenschaft und Metaphysik verwandelt, der einzigen Integration von Natur- und Gesellschaftswissenschaften, die man außerhalb des Marxismus damals noch finden konnte. (Vgl. MEW, Bd. 20, S. 332.) Dem gleichen Problem begegnen wir in Lenins „Materialismus und Empiriokritizismus“. Es handelt sich für Engels und Lenin nicht um das Problem der Integration von Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften – eine Integration, die beiden, auch in ihrer Person als Wissenschaftler, eine Selbstverständlichkeit war –, sondern um eine spezifische Integration von Naturwissenschaft und falscher Philosophie ... ohne daß es außerhalb des Marxismus im allgemeinen noch eine Integration zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften gab.

Während sich die Integration zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darauf beschränkte, daß die Naturwissenschaftler im allgemeinen einigen philosophischen Unsinn schwatzten, sonst aber eine Trennung zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften bestand, war die Entwicklung im Sozialismus nur in gewisser Weise genau die umgekehrte.

Bis zur Schaffung einer sozialistischen Gesellschaft war die Arbeiterklasse zwar fähig, die Gesellschaftswissenschaften zu entwickeln, da aber zur Entwicklung der Naturwissenschaften mit Geräten ausgerüstete Institutionen, zu denen Arbeiter und speziell Marxisten nicht zugelassen

waren, notwendig waren, blieb die Entwicklung der Naturwissenschaften im allgemeinen in den Händen der herrschenden Klasse.

Und als die Arbeiterklasse die Macht übernahm, da entwickelte sich zwar allmählich eine echte Integration zwischen Naturwissenschaften und der „marxistischen Philosophie“, aber die alte vom Kapitalismus seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überkommene Spaltung zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften, zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern blieb sonst im großen und ganzen erhalten.

Um die Überwindung dieser Spaltung geht es gegenwärtig. Dabei gehen wir, da wir im allgemeinen so einseitig gebildet sind, heute zumeist in der primitivsten Weise vor, indem wir lauter Spezialisten in Kollektive vereinen, statt daß sich gleichermaßen gesellschafts- und naturwissenschaftlich gebildete Menschen mit der Realität beschäftigen.

Jedoch machen wir Fortschritte, wobei wir allerdings beobachten müssen, daß gegenwärtig die gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung der Naturwissenschaftler wesentlich schneller vor sich geht als die naturwissenschaftliche Ausbildung der Gesellschaftswissenschaftler.

Diese Einseitigkeit des Fortschritts beginnt schon auf den Universitäten, auf denen das Grundstudium ganz einseitig auf die Gesellschaftswissenschaften orientiert ist.

Leider lehrt das Grundstudium nämlich nur den Historischen Materialismus und [32] geht dabei selbstverständlich von der klassischen Schrift Lenins „Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus“ aus. Wenn das Grundstudium sich zur Aufgabe stellen würde, die Gesamtmethodologie des Marxismus, den Dialektischen und Historischen Materialismus zu lehren, die Integration der Methodologien von Natur- und Gesellschaftswissenschaften zu vermitteln, dann würde es sich natürlich am „Anti-Dühring“ von Engels zu orientieren haben, der ja auch ausführlich unter dem Oberbegriff „Naturphilosophie“ von Kosmogonie, Physik, Chemie, Biologie usw. handelt.

Das Grundstudium scheint mir ein Musterbeispiel dafür, wie wir noch die vom reifen Kapitalismus hervorgebrachte Spaltung von Gesellschafts- und Naturwissenschaften fortsetzen.

Ähnlich steht es bei der Ausbildung von Technologen, die heute schon eine über das Grundstudium hinausgehende Anleitung zum ökonomisch-wissenschaftlichen Denken erhalten, während unsere Ökonomen zumeist technologisch noch recht ungebildet bleiben.

In diesem Zusammenhang ist folgendes von Interesse. Wir alle wissen um die geniale Begabung von Marx, die gesellschaftlichen Probleme der Technik zu analysieren und die Rolle der Technik in der Gesellschaft zu erfassen. Aber von Technik selbst verstand Marx lange Zeit hindurch gar nichts und war für das Verständnis ihrer Probleme völlig unbegabt. Wie er an Engels schrieb (28. Januar 1863): „Die mathematischen Gesetze verstehe ich, aber die einfachste technische Realität, wozu Anschauung gehört, ist mir schwerer wie d[ie] größten Knoten.“ [MEW Bd. 30, S. 320] Wie reagierte Marx nun auf diese seine Unfähigkeit? Er ging mit 45 Jahren auf das, was wir heute eine Volkshochschule nennen würden, und „hörte einen praktischen (nur experimentellen) Kursus für Arbeiter“, um mehr von Technik zu verstehen.

Jedoch darf man nicht glauben, daß es damals völlig unüblich für Gesellschaftswissenschaftler oder Naturwissenschaftler war, eventuelle Lücken auf dem jeweils anderen Gebiet später aufzuholen. War Engels noch wie die Wissenschaftler von Thales bis in das 19. Jahrhundert hinein ganz selbstverständlich gewissermaßen auf beiden Gebieten gebildet, so finden wir am Anfang der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch eine ganze Reihe von Wissenschaftlern, die zwar schon recht einseitig ausgebildet, doch später bemüht waren, sich umfassender zu bilden. So schreibt der siebenunddreißigjährige ordentliche Professor der Philosophie Wilhelm Dilthey, der als Theologe begonnen hatte, 1870 an seine Mutter: „Morgen fange ich einen zweijährigen Kursus der höheren Mathematik an, der mich täglich mehrere Stunden kostet, um tiefere

Grundlagen für meine Arbeiten zu legen.“ Natürlich konnte er nicht seine Studien zur Philosophie der Renaissance durchführen, weder Descartes noch Leibniz noch Spinoza, der überdies ein praktischer Optiker war, behandeln, ohne mathematisch gebildet zu sein.

Bei uns wächst jetzt auch ein kleiner Kreis von naturwissenschaftlich gebildeten Philosophen heran, der sich zum Teil auch aus jungen Naturwissenschaftlern, die zur Philosophie übergegangen sind, rekrutiert. Einige Knospen, sprossend aus der guten, Jahrtausende alten Muttererde echter wissenschaftlicher Tradition integrierter Natur- und Gesellschaftswissenschaften.

[33] Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick das Leben, das Denken und Wirken eines integrierten Wissenschaftlers – nicht als Perspektive im Kommunismus, sondern so, wie es vor dem reifen Kapitalismus stets gewesen war, von Anfang an. Ja, kehren wir an den Anfang zurück, zu Thales:

Thales, der von 624 bis 548 v. u. Z. etwa gelebt zu haben scheint, kam aus einer Kaufmannsfamilie – zu einer Zeit Milets, in der die Großgrundbesitzeraristokratie ihre Macht mehr und mehr mit einer Kaufmannsplutokratie teilen mußte, einer Kaufmannsplutokratie, die viel Sinn für Kunst und Dichtung hatte. Er soll längere Zeit viel am Salzverkauf verdient haben. Auch soll er, auf eine gute Olivenenernte spekulierend, ein Riesengeschäft gemacht haben. Herodot berichtet, daß er Krösus als Ingenieur im Krieg gedient und eine Sonnenfinsternis vorausgesagt habe. Auf dem Gebiete der Geometrie werden ihm originelle Gedanken zugeschrieben, und er soll aus Ägypten, wo er geschäftlich tätig gewesen, die Bruchrechnung in Griechenland eingeführt haben. War die letztere für den Warenverkauf und die Münzrechnung nützlich, so wandte er die Mathematik zur Bestimmung von Standort und Entfernung von Schiffen auf dem Meere an. Politisch aktiv, soll er den Ioniern die Bildung eines Bundesstaates, in dem die verschiedenen Stämme und Rassen alle in einem höchsten Gremium vertreten sind, das in einer Hauptstadt wirken sollte, vorgeschlagen haben. Genauso vernünftig ist auch die Ordnung, die er für den Himmel vorschlägt: als erster, soweit wir es wissen, betrachtet er die Sterne als Naturkörper, geformt aus auf der Erde bekannten „Elementen“.

Sein Wissen, seine Interessen sind vor allem die eines tätigen Kaufmanns. Seine Überlegungen dienen vor allem dem Handel, spezifischer noch: der Handelsschifffahrt ... natürlich auch mit dem Ziel, Geld zu machen, Reichtum und Ansehen zu sammeln – „natürlich auch“, denn ganz offenbar wünschte er nicht minder (wie verständlich bei einem hochbegabten, kulturliebenden Menschen, der in einer unruhigen „neuen“ Zeit lebt!) die Dinge und die Welt in Harmonie und Ordnung zu sehen.

Erkenntnis, Ordnung, Gesetz waren die Leitsterne seiner Lebensauffassung. Eines soll sich in das andere fügen, zumal doch allem etwas gemeinsam sein muß: in der Wirtschaft zumindest lassen sich die verschiedensten Dinge miteinander vergleichen und tauschen, und alle Tausche, von Fischen und Töpfen, von Kleidern und Ochsen, von edlem Schmuck und Sicheln, vermitteln sich durch das *eine* Geld. Muß es nun nicht in der ganzen Welt so sein wie in der Wirtschaft? Finden wir dort nicht auch, wie in der Wirtschaft, etwas, das allem gemein ist und so eine einheitliche Bewegung erlaubt? Und läßt sich das nicht noch viel leichter finden als in der Wirtschaft, da es keine „Abstraktion“ sein kann wie das Geld, sondern etwas ganz Konkretes, Materielles darstellen muß?

Nicht auf eine „Verwissenschaftlichung“ irgendwelcher kosmogonischer Dichtungen kam es Thales an. Und er spekulierte auch nicht über die Welt aus den Motiven eines Kindes, das plötzlich des unendlich gestirnten Himmels über sich gewahr wird. Es war der Trieb zur gesetzmäßigen Ordnung durch Erkenntnis, der ihn in seinen wissenschaftlichen Überlegungen bezüglich der Schifffahrt und der Politik Ioniens leitete, der ihn auch zur Kosmogonie führte – bedeutete doch auch das Wort Kosmos ursprünglich Ordnung!

[34] Ordnung in der Welt durch Erkenntnis ihrer Gesetze würde sowohl seine Schifffahrt sicherer machen wie seine Gesellschaft, wie auch die Gefühle des Menschen, wenn er den gestirnten Himmel über sich sieht.

Wissenschaft sollte als Produktivkraft und als Herrschaftskraft dienen. So war es stets bis in die Anfänge des Kapitalismus.

Und dann, nach 1830, als, wie Marx formuliert, „der Klassenkampf, praktisch und theoretisch, mehr und mehr ausgesprochne und drohende Formen“ annahm, als „die Totenglocke der wissenschaftlichen bürgerlichen Ökonomie“ [MEW Bd. 23, S. 21] und damit der Gesellschaftswissenschaften überhaupt läutete – da wandelte sich die Situation. Die Wissenschaft wurde mehr und mehr nur noch als Produktivkraft, kapitalistisch formuliert als Profitkraft, angesehen. Die Wissenschaft als Herrschaftskraft dagegen, die Gesellschaftswissenschaften wurden, wie Marx formuliert, zur „bezahlten Klopffechtere“ [Ebenda] und „aus bösem Gewissen“ und der „schlechten Absicht der Apologetik“ [Ebenda] zu Manipuliekünsten degradiert.

Während aber die Wissenschaft als Profitkraft echt als Wissenschaft wirken konnte, insofern als gesteigerte Produktivität gesteigerten Profit bringen konnte, glaubte die herrschende Klasse echter Gesellschaftswissenschaft zur Manipulation als Herrschaftsmethode nicht zu bedürfen. So verlangte sie die Konzentration auf naturwissenschaftliche Forschung, sorgte so für deren Trennung von dem, was ehemals Gesellschaftswissenschaft war, duldet die letztere als Klopffechtere oder als kulturelles Spiel im Rahmen einer traditionellen Bildung, trennte sie aber streng von den Naturwissenschaften. Die einen Wissenschaftler waren absolut notwendig zur Profitmacherei. Die anderen mögen einen gewissen Nutzen zur Aufrechterhaltung der Herrschaft der Klasse des Kapitals haben – aber ernstlich meinten sie: klopffechten und manipulieren können wir auch selbst, ohne die Wissenschaftler.

Als aber die bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftler sich unter der Führung von Philosophen wie Dilthey, Windelband und Rickert gegen die Vorherrschaft der „materiellen“ Naturwissenschaften schöngestisch idealistisch aufzulehnen begannen, da konnten sie zwar eine feinsinnige, idealistische, sublimierte Kulturelite bilden, blieben aber ohne jede gesellschaftliche Wirkung.

Die Nachwirkungen dieser Einstellung zu den Wissenschaften verspüren wir, sozialistisch verbrämt, bis in unsere Gegenwart. Wissenschaft als Produktivkraft wird bis in unsere Tage oft mit Wissenschaft überhaupt identifiziert – und geradezu lächerlich versuchten etwa Historiker nachzuweisen, daß auch sie als Produktivkraft wirkten.

Diesem noch vom Kapitalismus verursachten Spuk hat hoffentlich die Rede des Genossen Brechnew vor den Präsidenten der Akademien der Wissenschaften sozialistischer Länder ein Ende bereitet.

In dieser für uns Wissenschaftler ganz außerordentlich bedeutsamen Rede sagte Genosse Brechnews, nachdem er auf die Bedeutung der Wissenschaft als Produktivkraft hingewiesen hatte („Neues Deutschland“ 18.2.77):

„Es wäre natürlich falsch, über die Wissenschaft allein nach materiellen Kennziffern zu urteilen. Die Wissenschaft spielt auch bei der Herausbildung der wissenschaftlichen, der marxistisch-leninistischen Weltanschauung keine geringe Rolle. Sie [35] hat wichtige ideologische Aspekte. Es ruft deshalb Befriedigung hervor, daß auf Ihrem Treffen Fragen der Vertiefung der Zusammenarbeit auch im Bereich der Gesellschaftswissenschaften erörtert wurden.

Man muß sich immer dessen bewußt sein, daß das wissenschaftliche Herangehen eine unabdingbare Forderung für die richtige Lösung der Probleme der Leitung der Volkswirtschaft und der Leitung des Staates, aber auch für die Ausarbeitung der innen- und außenpolitischen Konzeptionen ist.“

Wir müssen also sehen, daß die Wissenschaft nicht nur eine „Produktivkraft“, sondern, wie ich vor einigen Jahren für die gesamte menschliche Geschichte nach der Urgesellschaft formulierte, auch eine „Herrschaftskraft“ ist. Sie ist eine unabdingbare Voraussetzung für die richtige Leitung unserer Gesellschaft, sie ist in der sozialistischen Gesellschaft eine Leitungskraft.

So wie die Naturwissenschaften und die Technologie aus den Bedürfnissen der Praxis der Produktion und des Verkehrs (Schifffahrt) entstanden, so entstanden die Gesellschaftswissenschaften aus der Praxis der Staatsverwaltung.

Das bedeutet natürlich nicht, daß die Gesellschaftswissenschaften nicht auch als Produktivkraft und die Naturwissenschaften nicht auch als Herrschaftskraft wirken können, aber ihre Hauptwirkungen liegen auf verschiedenen Gebieten, und wenn man von der Rolle der Wissenschaft spricht, muß man, wie es Genosse Breschnew in seiner Ansprache so betont hat, beide Seiten sehen: ihre Rolle als Produktivkraft und als Herrschaftskraft, im Sozialismus speziell als Leitungskraft.

Beide Seiten zu sehen ist auch so wichtig, um den Nutzen der Wissenschaft für unsere Gesellschaft zu ermessen, das heißt zu begreifen, leider nicht: exakt zu messen. Denn während man einen beachtlichen Teil der Bedeutung der Wissenschaft als Produktivkraft exakt messen kann, ist das bei einem großen Teil der Bedeutung der Wissenschaft als Herrschaftskraft nicht der Fall. Wie will man etwa die Bedeutung einer gesellschaftswissenschaftlichen Analyse, sei es der Lesetätigkeit unserer Arbeiter oder gar des weltrevolutionären Prozesses in der Gegenwart, exakt messen? Wir können sie nur ermessen.

Das heißt nicht, daß wir etwa die gesellschaftliche Bedeutung aller Leistungen der Naturwissenschaften exakt messen können – man denke nur an die naturwissenschaftliche Grundlagenforschung – oder daß man überhaupt keine Leistung der Gesellschaftswissenschaften exakt messen kann – man denke nur an so manche Leistungen der Wirtschaftswissenschaft. Im großen und ganzen aber kann man sagen, daß die Leistungen der Naturwissenschaften und erst recht der Technologie für die Gesellschaft sich viel häufiger exakt messen lassen als die der Gesellschaftswissenschaften, weil die ersteren so häufig direkt als meßbare Produktivkraft, die letzteren so häufig als nicht meßbare Herrschaftskraft wirken.

Die Nichtmeßbarkeit so vieler Leistungen der Gesellschaftswissenschaften, also die dadurch auch so häufige Schwierigkeit der exakten Kontrolle der gesellschaftlichen Nützlichkeit ihrer Leistungen, erfordert darum eine besondere strenge Selbsteinschätzung ihrer Arbeit durch die Gesellschaftswissenschaftler. Um es zugespitzt zu formulieren: Auch ein naturwissenschaftlich und technologisch nicht ausgebildeter Buchhalter eines Betriebes, auch die Arbeiter einer Brigade in einem Produktions-^[36]betrieb können exakte Messungen der Produktivkraft vieler naturwissenschaftlicher und technologischer Leistungen vornehmen. Aber weder ein Akademiepräsident noch ein Führer einer kommunistischen Partei sind in der Lage, exakte Messungen der Herrschaftskraft, des gesellschaftlichen Nutzens der meisten gesellschaftswissenschaftlichen Leistungen zu machen. Oder auch so, wiederum zugespitzt, illustriert: Es ist keineswegs unmöglich, den Nutzen des Lebenswerkes von Edison als Produktivkraft zu messen, es ist aber unmöglich, den Nutzen des Lebenswerkes eines führenden Gesellschaftswissenschaftlers in einem sozialistischen Lande als Herrschaftskraft bzw. als Leitungskraft zu messen.

Aus diesem Grunde sind auch Einschätzungen der Leistungen und des Standes unserer Gesellschaftswissenschaften durch die für die Leitung des Staates, für die Leitung der Gesellschaft Verantwortlichen von ganz besonderer Bedeutung für uns Gesellschaftswissenschaftler.

Und nun zurück zu unserer Problematik der Integration von Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften – zunächst als Hilfskonstruktion im Kollektiv von Spezialisten, später, schon in nicht allzuferner Zukunft, verkörpert durch jeden einzelnen Wissenschaftler. Natürlich wird der einzelne Wissenschaftler weiter auf Spezialgebieten arbeiten. Aber wie nicht ganz

wenige Wissenschaftler auch im 20. Jahrhundert zumindest im Bereich der Naturwissenschaften Spezialarbeiten auf Gebieten sowohl der Chemie wie der Biologie, der Physik wie der Chemie, oder zumindest im Bereich der Gesellschaftswissenschaften Spezialarbeiten auf Gebieten der Geschichte wie der Literaturwissenschaft, der Literaturwissenschaft wie der Philosophie machen, so werden sie in nicht allzuferner Zeit Spezialarbeiten sowohl im Bereich der Naturwissenschaften wie in dem der Gesellschaftswissenschaften machen. Darüber hinaus werden sie einen allgemeinen Einblick in und Überblick über die Gesamtheit der Wissenschaft von Natur und Gesellschaft haben.

Dann werden die Wissenschaftler so wie in alten Zeiten bis einschließlich in die große Anfangszeit des Kapitalismus wieder als Produktivkraft und als Herrschaftskraft wirken – nur unendlich viel effektiver als dialektische und historische Materialisten in einer sozialistischen Gesellschaft.

Wenn Plato forderte, daß an der Spitze des Staates Philosophen stehen sollen, so müssen wir wissen, daß die Philosophen damals sowohl Natur- wie Gesellschaftswissenschaftler waren.

Im vollendeten Kommunismus werden aber in allen Funktionen unserer Gesellschaft Menschen tätig sein, die als natur- wie gesellschaftswissenschaftlich Gebildete und fruchtbar Denkende wirken. [37]

3. Über die Rolle des subjektiven Faktors – ein Brief

Lieber Freund:

Du beklagst Dich darüber, daß so viele unserer Gesellschaftswissenschaftler es sich mit der Feststellung von Gesetzen bequem machen, vielfach auch dort Gesetze finden, wo es sich um rein pragmatische Zusammenhänge handelt, und vor allem ganz unsinnige, dem Marxismus bzw. der Realität widersprechende Gesetze zu finden meinen.

Natürlich müssen wir uns viel energischer noch, als wir es tun, darum bemühen, Gesetze der sozialistischen Gesellschaft zu finden. Daß das nicht so leicht ist, hängt nicht zum wenigsten damit zusammen, daß unser realer Sozialismus unvollkommen ist, so wenig dem vollentwickelten Sozialismus entspricht, weil noch ein so großer Teil der Welt vom Kapitalismus beherrscht wird und der Kapitalismus noch solchen Einfluß auf unsere Gesellschaftsordnung hat. Du brauchst nur daran zu denken, wie der Kapitalismus uns zwingt, ganz große Teile unseres wissenschaftlichen und technologischen Potentials auf die Verteidigung zu verwenden, oder welche großartige Leistung (großartig! aber in einer völlig sozialistischen Welt überflüssig) unser Staat vollbringt, angesichts einer von Inflation geschüttelten kapitalistischen Welt die Preise stabil zu halten. Du darfst auch nicht vergessen, daß Lenin, der doch so sehr wichtige Gesetze der Entwicklung des Kapitalismus entdeckt hat, kein neues Gesetz des Sozialismus etwa auf dem Gebiete der Wirtschaft, der Politischen Ökonomie, über die von Marx und Engels entdeckten hinausgehenden Grundgesetze der Sozialistischen Gesellschaft gefunden hat – wie sollte er auch, da von einer sozialistischen Gesellschaft natürlich in den Jahren des Krieges und Bürgerkrieges und unmittelbar danach nicht die Rede sein konnte. Was aber die Realität Lenin unmöglich machte, erschwert sie uns nur, und wir haben keine Entschuldigung, soweit zurück zu sein in der Feststellung von Gesetzen, wie wir es sind.

Doch unter unseren Umständen noch nicht gefundene Gesetze des Sozialismus durch ausgedachte Gesetze zu ersetzen – darin hast Du völlig recht – hat wahrlich nichts mit marxistischer Gesellschaftswissenschaft zu tun. Zu diesen erfundenen Gesetzen gehört übrigens – ich weiß nicht, ob Du es bemerkt hast – auch das sogenannte Gesetz der ständig wachsenden Rolle des subjektiven Faktors.

Dabei handelt es sich einmal nicht um ein Gesetz und sodann auch nicht einmal um einen realen Tatsachenbestand.

Wie falsch die „Theorie“ der ständig wachsenden Rolle des subjektiven Faktors ist, sollte jeder leicht verstehen, der überzeugt ist, daß die materiellen Verhältnisse des gesellschaftlichen Seins die ideellen Verhältnisse des Bewußtseins bestimmen. [38] Wenn aber die Rolle des subjektiven Faktors ständig wächst – und gar noch gesetzmäßig! –, dann muß doch diese Rolle in absehbarer Zeit größer sein als die Rolle des objektiven Faktors, das heißt, der materiellen Verhältnisse, des gesellschaftlichen Seins. Und dann sind wir natürlich beim Idealismus, beim Voluntarismus, oder wie Du es nennen willst, gelandet.

Denn die wachsende Rolle des subjektiven Faktors bedeutet hier doch, daß die Rolle des subjektiven Faktors im Vergleich zu der des objektiven Faktors eine immer größere wird. Rolle bedeutet hier doch gesellschaftliches Gewicht gegenüber dem anderen gesellschaftlichen Gewicht, bedeutet doch gesellschaftliches Gewicht des subjektiven gegenüber dem des objektiven (materiellen) Faktors.

Du meinst, ich übertreibe oder interpretiere falsch. Aber ganz und gar nicht. Im Gegenteil! Denn manche finden sogar im Kapitalismus eine solche Tendenz mit entsprechenden idealistischen Folgen. Du brauchst nur die erste Auflage des 1965 vom Institut für Gesellschaftswissenschaften herausgegebenen Buches „Der staatsmonopolistische Kapitalismus in Westdeutschland“, S. 142 f.; aufzuschlagen, wo Du folgende Feststellung findest:

„Die Spezifik der Wechselbeziehungen zwischen Ökonomie und Politik in der untergehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die wachsende Rolle der Politik, also des Klassenkampfes in bezug auf die Wirtschaft haben dazu geführt, daß für die Finanzoligarchie ein Primat der Politik über die Wirtschaft entstanden ist, das ihre Vertreter und Ideologen heute offen als ständiges gesellschaftliches Prinzip für die kapitalistische Ordnung verkünden.“

Welch eine Häufung von Mißverständnissen! Selbstverständlich erschien den Politikern des Kapitals, die praktisch alle Anhänger einer idealistischen Weltanschauung waren, und auch den Pragmatikern unter ihnen, die Politik stets, auch im 18. und 19. Jahrhundert, als das Entscheidende gegenüber den materiellen Verhältnissen. Das gilt für den jüngeren Pitt und Rothschild ebenso wie für Bismarck und Krupp, für Theodore Roosevelt und Rockefeller ebenso wie für de Gaulle und „seine Monopole“. Grotesk, daß erst für die Finanzoligarchie „ein Primat der Politik über die Wirtschaft entstanden“ sein soll.

Dieses angebliche Primat der Politik über die Wirtschaft, diese angeblich neue „Spezifik der Wechselbeziehungen zwischen Ökonomie und Politik in der untergehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung“, diese „wachsende Rolle der Politik“ – das alles hat natürlich nichts mit dem „Primat der Politik gegenüber der Ökonomie“ zu tun, von dem Lenin sagt, daß es zum „ABC des Marxismus“ gehört, also wahrhaftig auch alt ist. Bei Lenin bedeutet Primat der Politik, daß, wenn man mit einer falschen Politik arbeitet, mit einer Politik, die nicht den entscheidenden ökonomischen Verhältnissen entspricht, man nicht nur den untergehenden Kapitalismus, sondern auch „die Sowjetmacht, die Diktatur des Proletariats zugrunde richten“ kann (Werke, Bd. 32, S. 73). Aber es sind und waren und werden immer die ökonomischen Verhältnisse sein, die bestimmen, ob eine Politik richtig ist oder nicht!

Der unsinnige Satz aus dem „staatsmonopolistischen Kapitalismus in Westdeutschland“ wurde in späteren Ausgaben (vgl. „Der Imperialismus der BRD“, Berlin 1971, S. 92 f.) wenigstens teilweise verbessert. Das ist natürlich ein Fortschritt. Was aber [39] kein Fortschritt ist, ist, daß die Theorie, daß der subjektive Faktor eine immer größere Rolle spielt und daß das gar im Sozialismus gesetzmäßig sei, immer weiter verbreitet wurde. Sie erscheint in immer neuen Formen, die mit der Zeit keineswegs am Grotesken verlieren. So wirft mir zum Beispiel Wolfgang Ruge acht Jahre nach dem Erscheinen des „staatsmonopolistischen Kapitalismus“ in Heft 1 der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, 1973 (S. 84), vor, daß ich nicht „deutlich“ mache, „daß seit der weltbewegenden Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, nach der das Monopolkapital nicht mehr in erster Linie nach seinem (ökonomischen) Profit, sondern nach seinen (politischen) Überlebenschancen fragen muß, ein in mancher Weise qualitativ neues Verhältnis von Ökonomie und Politik entstanden ist.“

Ja, die Große Sozialistische Oktoberrevolution war weltbewegend – aber nicht dadurch, daß sie den Marxismus widerlegte, sondern auch dadurch, daß sie ihn bestätigte! bestätigte auch das von Marx, Engels und Lenin bestimmte Verhältnis von Ökonomie und Politik, das weder eine neue Spezifik noch eine neue Qualität angenommen, noch sich gar durch ein „Primat der Politik über die Ökonomik“ charakterisieren läßt.

Man stelle sich vor, daß Marx und Engels, als sie die Revolution auf dem Kontinent 1848 erwarteten und im „Kommunistischen Manifest“ das Proletariat den Totengräber der Bourgeoisie nannten, meinten, daß die Bourgeoisie in der Revolution dem Totengräber gegenüber nach ihrem „(ökonomischen) Profit“ und nicht nach ihren „(politischen) Überlebenschancen fragen“ würde. Die Bourgeoisie hatte offenbar niemals Angst vor dem Proletariat, nicht 1848, nicht zur Zeit der Commune – damals handelte es sich offenbar für die Bourgeoisie nur um ihren „(ökonomischen) Profit“. Die Angst kam erst viel später, 1917.

Es ist immer wieder dasselbe: Sobald man die Grundlagen des Marxismus-Leninismus verläßt, um irgendwelche neuen Gesetze – in diesem Fall die ständig wachsende Rolle des subjektiven

Faktors gegenüber der Ökonomik, gegenüber der Wirtschaft, die als materieller Faktor entsprechend immer weniger bedeutend wird – zu „entdecken“, geht man völlig fehl.

Was die marxistischen Gesellschaftswissenschaftler, die von der wachsenden Rolle des subjektiven Faktors sprechen, sagen sollten, wenn sie nicht beim reinen Subjektivismus, Voluntarismus, Idealismus enden wollen, ist etwas ganz, ganz anderes.

Sie sollten davon ausgehen, daß wir noch wenig Ahnung von der vergleichweisen Rolle des subjektiven und des objektiven Faktors haben, außer, daß wir wissen, daß der objektive Faktor der materiellen Verhältnisse stets die größere Rolle gespielt hat, spielt und spielen wird, daß er stets in letzter Instanz entscheiden wird. Das ist eine Grunderkenntnis, die Marx und Engels schon vor dem „Kommunistischen Manifest“ gewonnen hatten, und über die Engels in seinen letzten Lebensjahren so reife und schöne, fast möchte man sagen Lehrbriefe geschrieben hat.

Sodann muß man davon ausgehen, daß, wie Lenin es einmal formuliert hat, die Geschichte der Gnoseologie die Geschichte der Entwicklung von der „Unkenntnis zur Kenntnis“ ist.

Bewußtsein, das mit Unkenntnis bzw. falscher Erkenntnis gefüllt ist, spielt natürlich genau so eine große gesellschaftliche Rolle wie Bewußtsein, das mit Kenntnis [40] gefüllt ist. Nur, obgleich die Rolle genau so groß ist, ist sie natürlich eine grundverschiedene.

Bewußtsein, das mit Unkenntnis bzw. falscher Kenntnis gefüllt ist, hindert zumeist die gesellschaftliche Entwicklung, Bewußtsein, das mit Kenntnis gefüllt ist, fördert sie.

Das heißt, während die Rolle des subjektiven Faktors gleich groß ist, ob sie auf Unkenntnis oder auf Kenntnis beruht, ist sie, wenn sie auf Kenntnis beruht, weit, weit größer für die fortschrittliche Entwicklung der Gesellschaft.

Und da mit der Entwicklung des Marxismus und später des Marxismus-Leninismus unsere Erkenntnis der Gesellschaft einen qualitativ enormen Sprung vorwärts gemacht hat, ja erst richtig fundiert wurde, so brachte dieser eine außerordentliche und mit den zunehmenden Erfahrungen und Erkenntnissen der Marxisten ständig sich intensivierende Wandlung in der Rolle (nicht Veränderung in der Größe und Bedeutung!) des subjektiven Faktors. Immer kleiner wird die Rolle des Bewußtseins als hemmender oder „daneben“ wirkender Faktor, immer größer seine Rolle als positiver, den Fortschritt der Gesellschaft fördernder Faktor. Darin liegt die Veränderung! nicht in dem Wachstum der Rolle des subjektiven Faktors. Die positive Rolle des subjektiven Faktors, nicht der subjektive Faktor selbst, gewinnt immer mehr an Gewicht. Sie gewinnt immer mehr an Gewicht nicht auf Kosten des objektiven Faktors, sondern auf Kosten seiner eigenen negativen, auf Unkenntnis oder falscher Kenntnis beruhenden Rolle.

Du brauchst nur die Rolle, sagen wir der Politischen Ökonomie, in der Gesellschaft des Kapitalismus und des Sozialismus heute zu vergleichen, um das zu erkennen. Ich würde es für vermessen ansehen, entscheiden zu wollen, ob die Rolle der Politischen Ökonomie als den subjektiven Faktor in der Wirtschaft bestimmendes Element heute größer im Kapitalismus oder im Sozialismus ist. Aber natürlich kann nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen, daß unsere Politökonomen eine ganz andere, weit größere positive Rolle für die Entwicklung und Gestaltung der sozialistischen Wirtschaft spielen als die Politökonomen des Kapitals für die Entwicklung und Gestaltung der kapitalistischen Wirtschaft. Und wie mit den Politökonomen und der Wirtschaft, so steht es mit anderen Erscheinungsformen des subjektiven Faktors und der Art seiner Rolle in der Gesellschaft. Dabei muß Du ganz allgemein bedenken, daß für alles Gesagte, insbesondere betreffend die „Füllung“ des Bewußtseins gilt: Wenn ich hier von Unkenntnis und Kenntnis spreche, so stehen diese Worte für Aneignung, die natürlich nicht nur wissenschaftliche, sondern jede Aneignung der Realität bedeutet, auch die künstlerische, auch die praktisch-geistige, das heißt erfahrungsmäßige.

Eine damit zusammenhängende, aber keineswegs identische Problematik ist die folgende:

Zweifellos ist unser Bewußtsein im Laufe der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft wesentlich reicher geworden. Wir eignen uns die Realität nicht nur richtiger, sondern auch in viel größerem Umfang an. Wir vergesellschaften die Natur und dringen in immer kleinere Einheiten und auf immer weitere Distanzen ein. Wir werden der Mikro- und der Makrowelt immer bewußter.

Aber auch Unkenntnis des subjektiven Faktors von diesen Welten, ihre Vernach-[41]lässigung oder ihr Mißverständnis bei den Aktionen des subjektiven Faktors haben natürlich einen gesellschaftlichen Einfluß, bisweilen einen viel größeren noch als seine Kenntnis. Du brauchst nur zu überlegen, welchen entscheidenden, wirklich über Leben und Tod von Gesellschaften entscheidenden Einfluß die falschen Reaktionen des subjektiven Faktors etwa auf die Pest in der Geschichte der Menschheit gehabt haben, ihre Betrachtung als Strafe durch ein höheres Wesen oder als Prüfung oder gar als Segen. Vergiß nicht, welche positive und negative Wirkungen des subjektiven Faktors auf die Gesellschaft ganz allgemein von der religiösen Aneignung der Welt ausgingen. Niemand wird bestreiten, daß die religiöse Anschauung der Welt auch zu ihrer Aneignung führte, zu einer höchst wirksamen für die Ordnung der menschlichen Gesellschaft, daß sie aber gleichzeitig zahlreiche Gebiete der Realität nicht nur im Bewußtsein falsifizierte [verfälschte; widerlegte], sondern auch von jedem aktiven, positiven Funktionieren des subjektiven Faktors ausschloß, ihm als Tätigkeitsfeld verschloß. Das Bewußtsein der Menschen umspannte in der Zeit starker religiöser Aneignung der Welt ein viel kleineres Feld als nach dem Aufkommen der wissenschaftlichen Aneignung, insbesondere nach der Aneignung der gesellschaftlichen Realität durch den Marxismus.

Aber die größere positive Betätigung des subjektiven Faktors gegenüber der Realität – etwa der Pest – hat seine Rolle ebensowenig gesteigert wie die Breite seiner Aufnahmebereitschaft der Realität gegenüber. Die „Erbsünde“ des subjektiven Faktors, seine Unkenntnis der Realität, hat ihn niemals daran gehindert, eine bedeutende Rolle zu spielen, und die allmähliche Tilgung dieser „Sünde“ hat die Rolle des subjektiven Faktors nicht vergrößert, sondern verändert.

Unkenntnis hat den subjektiven Faktor noch nie vor Taten oder Unterlassungen geschützt. Und umgekehrt: Kenntnis hat den subjektiven Faktor vor gar manchen Unternehmungen bewahrt.

Unendlich viel reicher ist das Bewußtsein, ist die gezielte Wirkungskraft des subjektiven Faktors heute als in der Urgesellschaft, im Sozialismus als im Kapitalismus, im Kommunismus als im Sozialismus. Aber die gezielte Wirkungskraft mit der Wirkungskraft an sich zu verwechseln muß zum Idealismus führen. Nicht die Rolle des subjektiven Faktors wird gesetzmäßig immer größer, sondern seine gezielte Wirkung auf Kosten spontaner oder träger oder falscher Reaktion.

Nach einem Vortrag, in dem ich ähnliche Ausführungen, ganz kurz nur, gewissermaßen am Rande machte, erinnerte mich ein Zuhörer daran, daß ich in einem anderen Vortrag davon gesprochen hätte, daß Marx eine Zeit voraussah, in der der „Reichtum der Nationen“ daran gemessen werden würde, wieviel dem Einzelnen an Freizeit außerhalb der materiellen Produktion bliebe. Freizeit für wissenschaftliche, künstlerische und andere Aktivitäten. Ich hätte auch ausgeführt, daß später einmal die Produktivität so groß sein würde, daß die materielle Produktion von den Menschen, so wie heute der Militärdienst, in 1½ bis 2 Jahren abgeleistet werden könnte – was nicht ausschlosse, daß, so wie es heute berufsmäßige Offiziere gäbe, es auch berufsmäßig in der materiellen Produktion Tätige geben würde, daß aber im allgemeinen die Menschen nach diesem Produktionsdienst anderweitig gesellschaftlich aktiv sein und ihre Persönlichkeit entfalten würden.

[42] Und nun fragte er, ob unter diesen Umständen der materielle Faktor nicht gegenüber dem subjektiven Faktor an gesellschaftlicher Rolle ganz stark eingebüßt haben würde.

So verständlich auf den ersten Blick eine solche Frage, so hat sie doch keine Berechtigung.

Gerade dadurch doch, daß der objektive Faktor, der Mensch als Teil der materiellen Bedingungen der Gesellschaft, in seinen Produktionsverhältnissen und als Produktivkraft, zeitlich und mengenmäßig eine so geringe Rolle spielt, wird die Gesellschaft so grundlegend umgewandelt, daß der subjektive Faktor, der Mensch mit seiner wissenschaftlichen und künstlerischen und praktisch-geistigen Aneignung und der dieser Aneignung entsprechenden Aktivität als subjektiver Faktor, tätig vor allem auf dem Gebiet der Kultur im weiten Sinne des Wortes, eine zeitlich und mengenmäßig so große Rolle spielen kann.

Aber die Rolle eines Faktors in der Gesellschaft, des objektiven wie des subjektiven, wird nicht zeitlich oder mengenmäßig, sondern am Gewicht gemessen.

Darum vermindert die immer geringere Zeit, die die Menschen dem materiellen Faktor in der Gesellschaft widmen werden, und die immer kleinere Menge der Menschen, die als solcher Faktor gleichzeitig wirken, die Rolle des objektiven Faktors ebensowenig, wie die zunehmende Richtigkeit und die wachsende Reichhaltigkeit des Bewußtseins die Rolle des subjektiven Faktors vergrößern.

Wie falsch es wäre, das nicht zu erkennen, zeigt folgende Überlegung. Niemals in ihrer Geschichte waren die Menschen zeit- und mengenmäßig so stark mit der materiellen Produktion beschäftigt wie während der Industriellen Revolution. Von 1760 bis 1830 stieg in England (und mit entsprechender Zeitverschiebung in anderen Ländern) die tägliche Arbeitszeit von 10 bis 12 auf 14 bis 18 Stunden, verlängerte sich die Arbeitswoche von 5 bis 6 auf 6 bis 7 Tage in der Industrie und das Arbeitsalter ging bis auf 4 bis 6 Jahren herunter, während die Frauenbeschäftigung einen Höhepunkt erreichte. Wie absurd aber wäre es, die These aufzustellen, daß in einer Zeit, in der doch die Wissenschaft und Technologie auf breiterer Basis als Produktivkraft zu wirken anfangen, in der die Politische Ökonomie in der Aneignung der Realität durch eine herrschende Klasse einen Höhepunkt erreichte, in der die Erkenntnis mehr und mehr über den Glauben zu siegen begann, der objektive, der materielle Faktor in der Gesellschaft eine größere Rolle als je in der Geschichte der Menschheit gespielt hat, weil er soviel mehr Zeit und Menschen beanspruchte als je in der Vergangenheit.

Also: man kann nicht sagen, daß der objektive, der materielle Faktor in der Industriellen Revolution eine größere Rolle spielte als in der Urgesellschaft oder als er im vollendeten Kommunismus spielen wird, deswegen, weil er mehr Zeit und mehr Menschen beanspruchte.

Also: man kann nicht sagen, daß der subjektive Faktor eine immer größere Rolle spielen wird, weil der Mensch immer befähigter wird, die Gesellschaft plan- und zielmäßig zu entwickeln, zu gestalten.

Also: stets wird das Bewußtsein durch das gesellschaftliche Sein bestimmt, stets [43] wird der subjektive Faktor in letzter Instanz durch die objektiven Verhältnisse bestimmt.

Also: stets wird der objektive Faktor gegenüber dem subjektiven die größere Rolle spielen.

Das heißt aber nicht, daß die Rolle des subjektiven Faktors, wenn auch stets in seiner Rolle dem objektiven unterlegen, nicht im Laufe der Geschichte zeitweise an Gewicht gewinnen oder verlieren kann.

Das heißt auch nicht, daß die Rolle des objektiven Faktors, wenn auch stets größer als die des subjektiven Faktors, nicht im Laufe der Geschichte zeitweise an Gewicht verlieren oder gewinnen kann.

Aber wie sollen wir diese Gewichtsverluste und Gewichtsgewinne messen? – immer im Rahmen der steten Überlegenheit an Gewicht des objektiven über den subjektiven Faktor. War in der Renaissance der subjektive Faktor stärker als zuvor und unmittelbar danach? Spielt der subjektive Faktor in der kapitalistischen Gesellschaft, in der die Bourgeoisie die gesellschaftlichen Verhältnisse, wie Marx und Engels sagen, im Gegensatz zu den herrschenden Klassen

früherer Gesellschaftsordnungen „fortwährend revolutioniert“ [MEW Bd. 23, S. 533], eine größere Rolle als in der vorangehenden Geschichte der Menschheit und im Sozialismus eine größere Rolle als im Kapitalismus, und im vollendeten Kommunismus die höchstmögliche (dem objektiven Faktor aber immer noch unterlegene!) Rolle?

Wir haben erstaunlicherweise noch keinen Maßstab für die Rolle des subjektiven und des objektiven Faktors entwickelt. So deutlich wir die Wandlungen zum Beispiel in der Wirkungsweise des subjektiven Faktors erkennen können, so undeutlich erkennen wir noch die Stärke der Wirkung selbst. Wird man überhaupt je die vergleichsweise Stärke der Wirkung eines eingeschlafenen oder noch nicht geweckten, eines falschen und eines richtigen Bewußtseinstils auf die ständige Aktivität des subjektiven Faktors andeuten oder gar messen können, und wenn, dann auch in der Vergangenheit?

Auch diese Frage können wir heute noch nicht beantworten, da unsere Wissenschaft von der Rolle der beiden Faktoren zum Teil noch nicht einmal am Beginn ihrer Entwicklung steht.

Nicht, daß wir nicht seit Marx und Engels wissen, daß die Rolle des objektiven Faktors stets die größere ist. Nicht, daß wir nicht wissen, welche ungeheure Bedeutung die Art und Weise der Wirkung des subjektiven Faktors hat – ob, primitiv ausgedrückt, durch ein richtiges oder ein unrichtiges oder ein mangelndes Bewußtsein bestimmt. Aber von der Stärke beider Faktoren in ihrer Wandlung im Rahmen ihrer relativen Wirkungsmöglichkeiten während des Verlaufes der Geschichte haben wir noch keine Ahnung. In dieser Richtung und Beziehung eine neue Wissenschaft aufzubauen, scheint mir außerordentlich wichtig.

Schreib mir, ob Du mir zustimmst.

Dein J. K. [44]

4. Über die Widersprüche – ein Brief

An einen Assistenten in einer Sektion „Marxismus-Leninismus“

Lieber Genosse:

Du möchtest wissen, ob und wann die Diskussion über antagonistische Widersprüche im Sozialismus wieder aufgenommen wird. Sicherlich wird sie wieder einmal aufgenommen werden, zumal sie nicht auch nur zu einem vorläufigen Ende geführt worden ist.

Aber ich muß Dir gestehen, daß ich ein viel größeres Interesse an einer gründlichen Diskussion über Widersprüche ganz allgemein im Sozialismus habe. Stell Dir vor, wir hatten kürzlich in einem Institut für Philosophie ein Kolloquium über ganz andere Fragen, zum Schluß aber kam der Referent auch auf Widersprüche im Sozialismus zu sprechen und erklärte: Selbstverständlich gibt es auch Widersprüche im Sozialismus, aber ebenso selbstverständlich tun wir natürlich nichts, um sie hervorzurufen.

Das von einem unserer Philosophen der mittleren Generation! wie weit sind wir doch noch zurück! wie untermittelmäßig sind so viele unserer gesellschaftswissenschaftlichen Leistungen. Da sitzt so ein Philosoph am grünen Tisch, in vieler Beziehung unverbundener mit der Realität als die meisten bürgerlichen Philosophen, die ja für die Apologetik der Realität bezahlt werden und sie darum kennen müssen – und plötzlich, ganz ungeplant und von ihm nicht gewollt, springt ihm da so ein Widerspruch auf seinen Tisch und verlangt von ihm anerkannt zu werden, was unser Philosoph dann, recht mißvergnügt über so viel spontane Frechheit, auch tut.

Du kannst Dir vorstellen, wie unbehaglich ihm war, als ich langsam und mit Mühe aus ihm herausholte, daß doch das Neue zweifellos im Widerspruch zum Alten steht – guter alter Hegel! – und daß wir uns doch bemühen, planmäßig eine Neuererbewegung zu entwickeln, also planmäßig uns bemühen, so wie es sich für Marxisten, für eine sozialistische Gesellschaft gehört, eine Widerspruchs-Bewegung zu organisieren.

Meinst Du nicht auch, daß es, wenn wir so manchen unserer hauptberuflichen Philosophen solch primitive Dinge beibringen müssen, nicht gut um diese unsere Philosophen bestellt ist? Meinst Du nicht auch, daß ich recht habe, wenn ich zuerst einmal dafür bin, die Widerspruchslehre allgemein zu behandeln, bevor ich mich dafür interessiere, wie es mit der Diskussion des antagonistischen Widerspruchs im Sozialismus weitergeht?

Entscheidend ist meiner Ansicht nach für unsere Schwächen auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften die mangelnde Verbindung unserer Gesellschaftswissen-[45]schaftler zur Realität – ein sehr ernstes, ein gar nicht ernst genug zu nehmendes Überbleibsel aus dem, was man die „Stalinzeit“ nennt, als sogar eine absolut unmarxistische „Theorie der Konfliktlosigkeit im Sozialismus“ entwickelt wurde. Das war ja auch die Zeit, in der Hegel als Reaktionär galt – eine Zeit, an die wir zu unserem Schaden ungern erinnern.

Als ob es irgendeinen Fortschritt ohne die stete Überwindung von Widersprüchen geben könnte. Eine konfliktlose Gesellschaft ist natürlich eine tote Gesellschaft, was nicht heißen soll, daß es im Sozialismus und erst recht im Kommunismus nicht auch Idyllen geben darf, aber sie sind nicht gesellschaftsbestimmend, sie sind schöne Inseln mitten auf dem Schlachtfeld des ewigen Kampfes um ständigen Fortschritt.

Es ist übrigens interessant festzustellen und typisch für die Ungleichmäßigkeit unserer Entwicklung, wieviel schneller die Künstler, insbesondere die Romanschreiber sich von der Theorie der Konfliktlosigkeit erholt haben als die Gesellschaftswissenschaftler. Oder kennst Du irgendeinen Roman, der in den letzten 20 Jahren bei uns herausgekommen ist, in dem es nicht um Konflikte geht, persönliche, in denen sich gesellschaftliche widerspiegeln, gesellschaftliche, die in Personenbeziehungen verkörpert sind. Um von Dramen gar nicht zu reden. Ja, in Gedichten, muß ich ganz offen gestehen, erscheinen die Widersprüche mir teilweise zu oft zu offen.

Doch bevor ich fortfahre, laß mich einen Fragment gebliebenen Artikel, dem ich die Überschrift „Schriftsteller, Gesellschaftswissenschaftler und der Widerspruch“ gegeben habe, zitieren, so daß er wenigstens Dir nützlich ist: Er beginnt:

Auf der der Einberufung des IX. Parteitages der SED folgenden Sitzung des Vorstandes unseres Schriftstellerverbandes wurde über die Entwicklung unserer Schönen Literatur seit dem VIII. Parteitag festgestellt: „In den vergangenen Jahren sind viele neue Bücher – vor allem über unsere sozialistische Gegenwart – erschienen. In ihnen zeigen sich vielfältige künstlerische Gestaltungsweisen, das Bemühen, die Probleme, Konflikte und Widersprüche unserer Entwicklung darzustellen.“ – Und natürlich auch eine der Gesellschaft dienende Lösung der „Probleme, Konflikte und Widersprüche“ zu finden. Schon vorher in seiner Diskussionsgrundlage für den VII. Schriftstellerkongreß (Protokoll, 1974, S. 257) hatte Franz Fühmann geschrieben: „Das Wesen der Literatur in ihrer Gesamtheit ist Widerspiegelung der Gesamtheit menschlicher Existenz ohne Aussparung in einer gegebenen Gesellschaft. Ihr Gegenstand wie ihr Prüfstein ist die menschliche Erfahrung in dieser von Widersprüchen bewegten Welt. Diese millionenfach existierende Erfahrung ist der gemeinsame Treffpunkt von Leben, Literatur und Literaturkritik.“

Frage: So richtig diese Betrachtungsweise unserer Schönen Literatur – gilt sie auch von den Gesellschaftswissenschaften?

Zunächst einmal kann man wohl feststellen, daß es bei uns keine veröffentlichte Analyse des Standes unserer Gesellschaftswissenschaften gibt, in der von dem Bemühen der Gesellschaftswissenschaftler, „die Konflikte und Widersprüche unserer Entwicklung“ zu analysieren, die Rede ist.

Und sodann kann auch faktisch von einem solchen Bemühen im Allgemeinen –selbstverständlich gibt es Ausnahmen! – nicht die Rede sein.

Ja mehr: Während ein solches Bemühen bei den Schriftstellern als eine Selbst-[46]verständlichkeit gilt, und, wo es gelingt, mit Recht gelobt wird, gilt es bei den Gesellschaftswissenschaftlern im allgemeinen als „Kritik am Sozialismus“.

Jeder weiß, daß das Drama oder der Roman völlig ihren Sinn verlieren würden, wenn sie ohne Konflikte und Widersprüche ablaufen würden. Das ist eine alte Weisheit, die uns schon von den alten Griechen, in Bezug auf das Drama, überkommen ist, und die dem Roman mit seiner Geburt mitgegeben wurde.

In der Schönen Literatur spiegeln sich die gesellschaftlichen Widersprüche entweder in den Beziehungen der Figuren des Romans oder Dramas wider, bzw. werden umgekehrt die Konflikte und Widersprüche in den Beziehungen der Figuren des Romans oder Dramas auf gesellschaftliche Konflikte und Widersprüche zurückgeführt.

Nur auf Grund von Konflikten und Widersprüchen sowie ihrer Überwindung entwickeln sich die Menschen, entwickeln sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Schönen Literatur. Aber nur in der Schönen Literatur? Nicht auch in der Realität?

Natürlich auch in der Realität, die ja von der Schönen Literatur schöpferisch widergespiegelt wird! Auch in der Realität des Sozialismus?

Selbstverständlich! denn auch die sozialistische Gesellschaft bewegt sich dialektisch, als Einheit von Widersprüchen.

Warum aber sieht die gleiche Realität, die die Schriftsteller und die Gesellschaftswissenschaftler behandeln, so grundverschieden aus? bei den Schriftstellern zumeist voller Widersprüche, bei den Gesellschaftswissenschaftlern zumeist ohne Widersprüche bzw. ohne Herausarbeitung und Analyse der Widersprüche?

Ich glaube, es gibt zwei Hauptgründe – und neben ihnen noch zahlreiche andere.

Der erste ist, daß konfliktlose Romane und Dramen in keiner Gesellschaftsordnung gelesen werden würden, denn jeder erfährt in seinem eigenen Leben zahlreiche Konflikte und Widersprüche, und an die Lektüre Schöner Literatur geht man zumeist von einem sehr persönlichen Standpunkt heran. Gesellschaftswissenschaftliche Darstellungen aber behandeln häufig größere Zusammenhänge, ja ganze Gesellschaftssysteme und tragen, wenn sie das Gesellschaftssystem der eigenen Klasse behandeln, oft apologetischen Charakter. Lenin hat sich natürlich auf das schärfste gegen jede Form der Apologetik des Sozialismus gewandt. Auch gegen jede Apologetik der Partei. Selbstverständlich wird, wie Lenin sehr wohl sah, der Feind die Aufdeckung von Widersprüchen und Fehlern ausnutzen, aber für uns Sozialisten sind solche Aufdeckungen unendlich viel nützlicher, und das ist im Klassenkampf das einzig Entscheidende. Einmal sagte Lenin ganz scharf: „Wir dürfen unsere Fehler nicht verheimlichen, weil der Feind das ausnutzen könnte. Wer das fürchtet, ist kein Revolutionär.“ (Werke, Bd. 32, S. 500.) Dabei handelt es sich um Fehler, die doch sehr wahrscheinlich auch antagonistische Widersprüche hervorrufen können. Schon von solchen auf Grund von Fehlern hervorgerufenen Widersprüchen schreiben unsere Gesellschaftswissenschaftler allerhöchstens, wenn sie die fernere Gegenwart des Sozialismus behandeln, und auch dann nur höchst selten. In diesem Falle ist die Behandlung von Widersprüchen natürlich mit Kritik und Selbstkritik von Fehlern verbunden, und wenn wir von persönlicher, also nicht gesellschaftlicher, Selbstkritik absehen, haben wir diese ja oft überhaupt nicht gelernt und üben sie ganz selten öffentlich, so daß alle daraus lernen können.

[47] Jedoch geht es hier im Grunde nicht um durch subjektive Fehler hervorgerufene Widersprüche. Hier geht es um objektive Widersprüche. Also es geht nicht um Widersprüche, über die man sich ärgern sollte, sondern um Widersprüche, über deren Vorhandensein im Sozialismus man glücklich sein soll. Wie aber ist die Haltung der meisten unserer Gesellschaftswissenschaftler zu dieser Art von Widersprüchen?

Es ist nicht zu glauben, aber – und das ist der zweite Hauptgrund für die Scheu der Gesellschaftswissenschaftler, in Widersprüchen zu denken – sie und andere betrachten die Aufdeckung von Widersprüchen in der sozialistischen Gesellschaft unter dem Einfluß des Feindes als Kritik am Sozialismus statt als das einzige Mittel, um den Aufbau des Sozialismus wirklich zu fördern. Da die sozialistische Gesellschaft sich dialektisch, das heißt in Widersprüchen entwickelt, so ist es natürlich entscheidend, diese Widersprüche aufzudecken und konstruktiv an ihrer Überwindung zu arbeiten.

Diese Aufgabe haben unsere Schriftsteller klar erkannt. Denken wir an die zahlreichen Romane, gute und vor allem viele, nennen wir sie, ordentliche Romane, die vom Leben in unseren Betrieben handeln – wie wimmelt es da in ihnen von Konflikten und Widersprüchen, etwa in „Kleine Fische – große Fische“ von Ruth Werner: Konflikte und Widersprüche zwischen Ministerium und Betriebsdirektor, zwischen Technologen und Ökonomen, zwischen den Kumpels und den Leitern, oder auch unter den Kumpels.

Welch ein Gegensatz dazu so viele unserer gesellschaftswissenschaftlichen Darstellungen! Sie weisen etwa – im letzten Halbjahrhundert zum wievielten Male? – nach, daß volkswirtschaftliche und betriebliche Interessen „grundlegend übereinstimmen“ und das Gleiche gelte von den Interessen etwa der Direktion und der Brigaden. Aber die richtige Feststellung einer solchen Übereinstimmung sollte doch nicht den Inhalt eines Artikels ausmachen, sondern kann und darf doch nur den Ausgangspunkt des Artikels bilden, in dem dann all die Konflikte und Widersprüche, die in der Realität zwischen den Interessen der Volkswirtschaft und der Betriebe existieren, analysiert werden, um dann auf Grund des Ausgangspunktes, der seit mindestens einem halben Jahrhundert zu einem Gemeinplatz der Politischen Ökonomie des Sozialismus geworden ist, zu zeigen, daß und wie eine Lösung der aufgezeigten Widersprüche möglich ist. Genau wie ein Roman gut ausgehen soll – ausgehen! nicht daß etwa im Roman alles vom Anfang bis zum Ende gut verlaufen darf, wie in so vielen unserer gesellschaftswissenschaftlichen Schriften. Ende des Fragments. Du siehst, wie mich diese Problematik in gedruckten und ungedruckten

Sachen immer wieder beschäftigt, nicht zum Lobe unserer Literatur, denn sie handelt nur den Grundlehren des Marxismus entsprechend, sondern aus Kummer über einen ganz großen Teil unserer gesellschaftswissenschaftlichen Literatur. Ich sprach Dir eingangs von dem Philosophen, der am grünen Tisch sitzt. Ich meine, daß so manche unserer Gesellschaftswissenschaftler einen zusammenklappbaren grünen Tisch bei sich tragen, den sie aufstellen, wo immer sie hingehen, auch im Betrieb. Da setzen sie sich an ihn und sinnieren „voll tiefen Bewußtseins“ über die Probleme nach, sei es in der Plankommission, im Zimmer des Generaldirektors, [48] zusammen mit seinen Bürokraten aus dieser oder jener Verwaltung, Gewerkschaft oder anderen gesellschaftlichen Vereinigung, selbst Bürokraten des Geistes.

Tiefenst und „voller Bewußtsein“ oder gewandt im Spiel der Phrasen und des Jargons oder gut trainiert im alltäglichen Trott ziehen so viele durch die Gefilde der Gesellschaftswissenschaften.

Alle spontane Freude am Leben, an den Widersprüchen unserer sozialistischen Realität fehlt ihnen. „Herrlich diese Widersprüche!“ habe ich noch bei keinem Gesellschaftswissenschaftler gelesen, der von unserer Gegenwart handelt und sich dann in das Gewühl der Widersprüche stürzt, um sie zu lösen, und der traurig ist, wenn er Zwar viele Widersprüche gelöst, aber keine neuen sieht, die er durch seine Lösungen hervorgerufen hat.

„Er hat viele Widersprüche gesehen,
manche gelöst,
und manch neue zum Wohl der
Gesellschaft hervorzurufen geholfen.“

Kann ein Gesellschaftswissenschaftler sich einen schöneren Spruch auf seinem Grabstein wünschen?!

Mein Guter! wenn Du auch diesen Wunsch hast und ihn in anderen erweckst, dann wirst Du ein wahrlich guter marxistischer Gesellschaftswissenschaftler sein.

Leb, das heißt kämpfe wohl! und viel Spontane Freude dabei!

Dein J. K.

[49]

5. Meinungsstreit heißt Widerspruch*

Gespräch mit Akademiemitglied Jürgen Kuczynski

„In der bürgerlichen Wissenschaftsgeschichte wird das Märchen verbreitet, daß es einst Riesen der Wissenschaft gegeben hätte – zumeist wird Aristoteles als der erste solche Riese genannt –, die dann spätestens im 18. Jahrhundert ausgestorben wären – zumeist wird als letzter Leibniz so bezeichnet. Man hat auch einen speziellen Namen für sie: Polyhistoren. Nicht wenige Marxisten stimmen damit überein, machen aber eine ‚Ausnahme‘ für Engels, Marx und Lenin. Ich halte diese Auffassung von den Riesen der Wissenschaft, die allein Polyhistoren waren, für grundfalsch ... Denn wie kann man für sich in Anspruch nehmen, etwa ein marxistischer Historiker zu sein, ohne die Philosophie und Ökonomie des Marxismus zu beherrschen? Wie kann man von sich behaupten wollen, ein marxistischer Politischer Ökonom zu sein, ohne die Geschichte, insbesondere auch die Geschichte der Arbeiterbewegung und der Technik, ohne die Philosophie des Marxismus zu beherrschen? Ja, ist es nicht gerade das Kennzeichen des marxistischen Gesellschaftswissenschaftlers, daß er ein ‚Polyhistor‘ ist!“ J. K., „Studien zur Wissenschaft von den Gesellschaftswissenschaften“

Spektrum: Sie sind als Wissenschaftler und Publizist sehr bekannt, und zwar unter Philosophen, Ökonomen, Literaturwissenschaftlern, Physikern, Mathematikern, Studenten. Sie verstehen offensichtlich etwas, was heute selten ist, nämlich den wissenschaftlichen Disput so anzufachen und zu führen, daß Sie zwangsläufig ein interdisziplinäres Echo finden. Ist das Absicht? Und wie haben Sie diese Fähigkeit entwickelt?

Prof. Kuczynski: Was das interdisziplinäre Echo, über das ich natürlich ganz riesig froh bin und durch das ich so viel lerne, betrifft, so hat das wohl vor allem zwei Ursachen: Erstens ist die Realität selbst, die ich als Wissenschaftler zu untersuchen habe, zumeist „interdisziplinär“, so daß man sie nur mit Hilfe mehrerer Wissenschaften, die man natürlich möglichst selbst beherrschen sollte, erfassen kann. Wenn man aber eine Thematik interdisziplinär behandelt, dann findet sie selbstverständlich auch interdisziplinäres Interesse bzw. interdisziplinären Widerspruch. Zweitens: Natürlich gibt es auch wissenschaftliche Arbeiten, die bestimmte Fragen sehr fruchtbar vom Standpunkt nur einer Disziplin zu lösen suchen. Gelingt es einem, ein solches Thema in interdisziplinär verständlicher Sprache zu behandeln, dann kann die Arbeit ebenfalls ein interdisziplinäres Echo finden. Dazu möchte ich noch etwas ausführlicher bemerken: [50] Interdisziplinäres Echo erfordert, wie bemerkt, auch eine interdisziplinäre Sprache und vor allem die Beherrschung der Kunst, komplizierte Probleme einfach darzustellen. In dieser Beziehung hatte ich kürzlich ein sehr merkwürdiges Erlebnis. Ich las den Briefwechsel Alexander von Humboldts mit Varnhagen von Ense in den Jahren, in denen der erstere sein allgemein verständliches Werk über „die Gesamtheit der Natur“, seinen „Kosmos“ schrieb. Humboldt hielt nun Varnhagen für einen Meister der deutschen Sprache, und das Hauptthema des Briefwechsels sind deshalb, so merkwürdig das klingen mag, Fragen des Stils.

Hinsichtlich der Frage des wissenschaftlichen Disputs sind wir auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet, auf dem ich mir ein Urteil erlauben darf, noch recht hinter den Anforderungen, die die Parteiführung mit Recht stellt, zurück. Ich habe auf diesem Gebiet gerade ein neuartiges Experiment gemacht. Vor einiger Zeit schrieb ich ein Büchlein über „4 Industrielle Revolutionen“ (von 1540/1640 bis zur Wissenschaftlich-technischen Revolution). Ich gab das Manuskript zur kritischen Durchsicht dem Direktor des Instituts für Wirtschaftsgeschichte, Professor Wolfgang Jonas, der zahlreiche Bemerkungen machte, die er auf meinen Wunsch so ausdehnte, bis sie fast halb so lang waren wie mein Büchlein. Nun ist das Buch soeben mit seiner Kritik, einem Antwortbrief von mir und einem Verlagsgutachten von Professor Sonnemann, das der Seite von Wolfgang Jonas zuneigt, erschienen.

* Aus „Spektrum“, 11, 1975, S. 12 ff.

Es ist das erste Buch eines marxistischen Autors, der gleich in dem Buch seine Opponenten und Kritiker zu Wort kommen läßt, und, hoffe ich, ein ermutigendes Beispiel zur Entwicklung des Meinungsstreits.

Denn ohne eine ganz andere Entwicklung des Meinungsstreits, als wir sie, trotz aller Ermutigung durch die Partei, in den letzten Jahren hatten, wird unsere gesellschaftswissenschaftliche Entwicklung arg gehemmt sein. Die katholische Kirche hatte früher, um den Meinungsstreit zu entwickeln, die Einrichtung des *advocatus diaboli* [Anwalt des Teufels*]. Ich finde, wir Gesellschaftswissenschaftler machen schon ganz spontan genug Fehler, um einer solchen Einrichtung zu bedürfen. Aber solange nicht Meinungsstreit, das heißt Widerspruch unter Wissenschaftlern üblich wird – natürlich so vorgebracht, daß man sich nicht selbst als wohlbestallter Hüter der Wahrheit benimmt –, kann die Wissenschaft, deren Entwicklung ja, wie alle anderen gesellschaftlichen Phänomene, dem Gesetz des dialektischen Fortschritts, des Fortschritts durch stete Überwindung immer neuen Widerspruchs unterliegt, nicht auf das erforderliche Niveau gehoben werden.

Spektrum: Wie beurteilen Sie die Courage unserer jüngeren Gesellschaftswissenschaftler im wissenschaftlichen Meinungsstreit?

Prof. Kuczynski: Ich glaube nicht, daß man einen Unterschied zwischen jüngeren und älteren Wissenschaftlern machen sollte. Vergleicht man etwa die veröffentlichten Diskussionsprotokolle der Philosophen oder Wirtschaftswissenschaftler in der Sowjetunion mit denen bei uns, dann kann man nur sagen: die aus der Sowjetunion sind für mich als Wissenschaftler beglückend, weil dort wirklich etwas gesagt wird, weil ein kühner, ja bisweilen großartig aufregender Meinungsstreit herrscht; unsere Protokolle sind im allgemeinen entsetzlich langweilig. Dabei kann man doch feststellen, daß in einer Reihe interner Beratungen gar nicht selten ein prächtiger Meinungsstreit [51] herrscht – wie z. B. im Kollegium meines Forschungsbereichs Gesellschaftswissenschaften.

Spektrum: Sie arbeiten sehr vielseitig, von Anfang an. Was halten Sie für Ihre bedeutendste wissenschaftliche Leistung? Liegt sie auf dem Gebiet der Statistik, die Sie ja maßgeblich weiterentwickelt haben, in der Wirtschaftsgeschichte oder ist sie irgendwo anders in Ihren über 2500 Publikationen zu suchen?

Prof. Kuczynski: Leider kann ich keine meiner wissenschaftlichen Leistungen für wirklich bedeutend halten. Wie ja überhaupt, so ganz im Gegensatz zu den Naturwissenschaftlern, die Gesellschaftswissenschaftler nach den an Leistungen (und Irrtümern) so großen zwanziger Jahren in der Sowjetunion kaum wirklich bedeutende Leistungen mehr hervorgebracht haben. Natürlich haben einzelne von uns Tüchtiges geleistet, wir sind, mit immer erneuten Zwischenirrwegen, natürlich vorwärts gekommen. Wir verfügen über viele fleißige Gesellschaftswissenschaftler, die teilweise auch neue, überaus nützliche Gedanken haben. Aber bedeutende Leistungen, die etwa denen der Naturwissenschaftler vergleichbar sind, finden wir unter Gesellschaftswissenschaftlern nicht. Als Hügel in der Ebene meiner Leistungen erscheinen mir natürlich die Arbeiten, in denen ich neue Gesetze gefunden oder neue Methodologien entwickelt habe. Die Fähigkeit dazu scheint auch mit dem Alter nicht nachzulassen. So habe ich zu meinem goldenen Doktorjubiläum eine Arbeit gemacht, in der ich die Gesetzmäßigkeiten, die Engel und Schwabe für die Struktur der Lebenshaltungsausgaben gefunden haben, für den Sozialismus auf ihre Gültigkeit untersucht und in ihrem Inhalt erweitert habe. Besondere Freude habe ich an Arbeiten, die eine Wendung in unserer Haltung zu gewissen Erscheinungen gebracht haben, etwa mein Aufsatz über Novalis zur deutschen Romantik, oder meine Aufsätze über Bevölkerungsprobleme zur Abwendung von gewissen Erscheinungen eines vulgär-marxistischen, im Gegensatz zum marxistischen Antimalthusianismus.

* Jemand nimmt in einem rhetorischen Streit die Position seines Gegners ein, in der Absicht, sie zu widerlegen.

Spektrum: Sie schreiben gegenwärtig Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften in 10 Bänden. Was ist das für ein Projekt, und wie kam es zustande?

Prof. Kuczynski: Wir stehen, obgleich wir eine Reihe nützlicher Geschichten der Philosophie, der Politischen Ökonomie usw. besitzen, noch erst ganz am Anfang des Studiums der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften oder, wie Engels sie nannte, der Geschichtswissenschaft bzw. der historischen Wissenschaft als Ganzheit. Auch ist unsere Wissenschaft von den Wissenschaften ganz allgemein erst gerade im Werden.

Jeder von uns muß dazu beitragen, daß wir auf diesem Gebiet möglichst schnell weiterkommen. Nachdem ich nun die Manuskripte meiner „Geschichte der Lage der Arbeiter“ beendet und einige Jahre lang mich fröhlich auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaften herumgetummelt, Bücher und größere Aufsätze zu dieser und jener Thematik geschrieben hatte, war es an der Zeit, daß ich mich wieder auf ein Thema als Hauptarbeitsgebiet konzentrierte. Da völlig klar war, daß ich weder auf Grund des Standes der allgemeinen Forschung noch auf Grund meines eigenen Wissensstandes eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften würde schreiben können, beschloß ich, wenigstens als Kärner, als Hilfsarbeiter für einen späteren Wissenschaftler, der eine Geschichte der Gesellschaftswissenschaften schreiben wird, tätig zu sein.

(Man wende nicht ein, daß das eine Arbeit für ein Kollektiv sein müßte. Allgemeine Bildung ist keine Frage des Kollektivs, sondern des Einzelnen! Eine Notlösung durch ein Kollektiv kann sehr nützlich sein, hat aber bisher noch zu keiner bedeutenden wissenschaftlichen Leistung geführt. Was Bernal mit seinem Buch „Die Wissenschaft in der Geschichte“ für die Naturwissenschaften geleistet hat, sollte ein einzelner Gesellschaftswissenschaftler nach ausreichenden Vorarbeiten von zahlreichen Wissenschaftlern wahrlich auch in der Lage sein, für die Gesellschaftswissenschaften zu leisten.)

Solche Vorarbeit sollen nun meine, auf zehn Bände berechneten „Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften“ sein. Die beiden ersten Bände sind soeben in unserem Akademie-Verlag erschienen. Der [erste Band](#), der sich vor allem mit dem Verhältnis von Methodologie und Weltanschauung in der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften beschäftigt, hat bereits einen Meinungsstreit hervorgerufen. Er behandelt auch, an Hand der Geschichte der bürgerlichen Politischen Ökonomie, die Problematik, wie eine Wissenschaft entsteht und wie sie stirbt.

Der [zweite Band](#) ist vor allem Fragen der Wissenschaftsorganisation und Wissenschaftsstrategie gewidmet und ist natürlich voller Bezüge auf unsere gegenwärtigen Probleme. Er behandelt etwa die relativ geringe Bedeutung, die Plato an seiner Akademie und Humboldt in seinem Plan für die Universität Berlin, mit Recht meiner Ansicht nach, Vorlesungen gegenüber Seminaren, in denen Meinungsstreit herrschen muß, beigemessen hat. Sehr nützlich erscheint mir auch die Einrichtung der „wissenschaftlichen Deputationen“*, die Humboldt jedem Ministerium begeben wollte. Er meinte, und die gegenwärtige Praxis bestätigt das nur, daß man in einem Ministerium keine rechte Zeit zum Nachdenken über Grundsatzfragen, über Grundlagenpolitik hätte, die Tagesarbeit fresse einen auf, und darum brauche ein Ministerium eine Einrichtung, in der Wissenschaftler selbständig dafür zu sorgen hätten, daß den Grundfragen ständig genügend Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Der [dritte Band](#), der zum IX. Parteitag der SED erscheinen soll, behandelt den Briefwechsel zwischen Marx und Engels als einzigartiger Quelle für die Entwicklung des Marxismus an Hand einer Auswahl von Problemen – zum Beispiel der ständigen Konjunkturbeobachtung durch Marx und Engels und insbesondere auch der Krisenanalyse. Dieser Band wird, hoffe ich so sehr, der Partei Freude machen, weil er das erste überhaupt in der ganzen marxistischen

* Entsendung von Mitgliedern aus einem Gremium zur Erledigung besonderer Angelegenheiten in deren Auftrag

Weltliteratur erschienene Buch ist, das ausschließlich dem Briefwechsel zwischen Marx und Engels gewidmet ist.

Der [vierte Band](#), der auch schon beim Verlag abgegeben ist, behandelt Briefwechsel zwischen bürgerlichen Gelehrten zu bestimmten Problemen, so den zwischen Goethe und Carlyle zum Problem der Weltliteratur und den zwischen Dilthey und Yorck von Wartenburg über den Schaden, den die Bevorzugung der Naturwissenschaften gegenüber den „Geisteswissenschaften“ angerichtet habe. Vor allem zeigt er, wie nur in Briefwechseln bestimmte Probleme angeschnitten oder diese viel klarer und deutlicher behandelt werden als in den veröffentlichten Büchern der bürgerlichen Gelehrten.

Der [fünfte Band](#) ist im ersten Entwurf fertig und behandelt philosophische Probleme sowie Fragen der wissenschaftlichen Arbeitsweise in den Autobiographien von Darwin, Renan, Spencer, Brentano und anderen.

Das Schreiben dieser Bände macht natürlich ungeheure Freude, da einem gewissermaßen die ganze wissenschaftliche Weltliteratur zum Aussuchen für die Behandlung der verschiedensten Fragen und Erscheinungen, die in der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften vorkommen, zur Verfügung steht.

Spektrum: Kann man sagen, daß eine gewisse Familientradition die Wahl Ihrer wissenschaftlichen Fächer bestimmt hat?

Prof. Kuczynski: Teils ja, teils nein. Mein Hauptstudienfach an der Universität war bürgerliche Philosophie, für die mein Vater, der sich vor allem mit empirischer Forschung beschäftigte, eine berechnete, wenn auch stets für mich freundlich formulierte, Verachtung hatte – beim Lesen des ersten Teiles meiner Doktorarbeit schlief er in der Badewanne ein. Daß ich dagegen Statistik und Finanzwissenschaft als offizielle Nebenfächer hatte, ist natürlich auf den Einfluß meines Vaters zurückzuführen, wie der Besuch von Vorlesungen über Kunstgeschichte und Literaturwissenschaft auf den meiner Mutter.

Spektrum: Wie arbeiten Sie, welchem Arbeitsregime haben Sie sich unterworfen?

Prof. Kuczynski: Ich halte diese Problematik für außerordentlich wichtig, ja ich möchte sagen, für viele Wissenschaftler für ganz entscheidend.

Eine große Schwäche der Arbeit von unseren Gesellschaftswissenschaftlern in den fünfziger und sechziger Jahren war die mangelnde Kontinuität der Arbeitsthematik. Immer wieder wurden Arbeitspläne, Arbeitsthemen usw. von außen umgeworfen; kaum hatte man in einer Richtung zu arbeiten begonnen, wurde ein neues Thema für aktueller erklärt. Das hat sich ganz grundlegend seit dem VIII. Parteitag geändert, und das spüren wir ganz besonders wohltuend an unserer Akademie. (In der Wirtschaftsgeschichte, die ich bis 1967 an der Akademie leitete, war das weniger schlimm, weil ihre Resultate zumeist nicht von so aktueller Bedeutung schienen.) Man kann sagen, daß diese Wandlung zur Kontinuität von allen Gesellschaftswissenschaftlern als ein großes Glück empfunden wird und ihnen eine große Hilfe bei der Einhaltung eines wirklichen Arbeitsregimes ist.

Eine zweite Schwäche haben wir noch nicht wirklich überwunden: die mangelnde Sicherung der Kontinuität der persönlichen Arbeit in dem Sinne, daß der Wissenschaftler ungestört durch Abhaltungen wie Sitzungen, Versammlungen, Präsenztage usw. an seiner Arbeit sitzen kann. Nicht, daß nicht all das notwendig ist, insbesondere gesellschaftliche Arbeit, Besprechungen usw. Absolut notwendig sind sie! Um auf das Persönliche zu kommen: Besprechungen und gesellschaftliche Arbeit betrachte ich als einen ganz wesentlichen Teil nicht nur allgemein meines Lebens, sondern ganz spezifisch auch meines wissenschaftlichen Lebens. Ja, ich bin der Ansicht, daß wir zum Beispiel keinen Philosophen an der Akademie zum Professor oder gar zu einem verantwortlichen Leiter einer größeren Anzahl von Wissenschaftlern machen sollten, der

nicht ein halbes Jahr als Assistent eines Parteisekretärs in einem größeren Betrieb oder dort als Protokollführer der Konfliktkommission oder in ähnlicher Funktion gearbeitet und einen ausführlichen Bericht über die Dialektik, das heißt [54] die Widersprüche der Realität und die Versuche zu ihrer Lösung, die er dort erlebt hat, gemacht hat.

Auf der anderen Seite muß der Wissenschaftler eine feste Zeit haben, in der er kontinuierlich arbeiten kann. Ich selbst arbeite zum Beispiel jeden Tag in der Woche von 6½ bis 11½ an meinem Schreibtisch zu Hause – nur an 2 Tagen im Monat kann ich das wegen Vormittagssitzungen nicht durchführen. Wenn ich dann um 11.30 vom Schreibtisch aufstehe, sind gesellschaftliche Veranstaltungen, Vorträge, Sitzungen, Besprechungen, das Lesen von Zeitungen und Zeitschriften oder Besuche in Bibliotheken am Nachmittag die angenehmste Ergänzung meiner Arbeit, die ich mir vorstellen kann.

Ich würde darum sagen, daß eine Hauptsorge unserer Institutsdirektoren der Sicherung kontinuierlicher Arbeit für unsere Wissenschaftler gelten muß. Aber ebenso muß natürlich jeder einzelne Wissenschaftler für sich selbst dann ein strenges Arbeitsregime einführen.

Leider gibt es Wissenschaftler, die meinen, daß wissenschaftliche Arbeit nicht so „stur“ durchgeführt werden kann wie Arbeit an der Maschine oder in einem Büro der Verwaltung. Wenn aber große Schriftsteller wie Goethe oder auch kleinere wie Thomas Mann in ihrem literarischen Tun ein strenges Arbeitsregime durchführen konnten, wenn viele unserer Naturwissenschaftler allein schon durch den Lauf ihres Experimentes zu stetiger Arbeit gezwungen sind, dann sollten die Gesellschaftswissenschaftler dazu auch in der Lage sein. Man mißverstehe mich nicht: es handelt sich nicht um eine Frage des Fleißes. Mein Eindruck ist, und er wird mir von anderen vollauf bestätigt, daß unsere Gesellschaftswissenschaftler im allgemeinen wirklich außerordentlich fleißig sind. Aber nicht nur durch äußere Umstände, die auf sie zukommen, sondern auch durch einen gewissen Mangel an eiserner Disziplin, Selbstdisziplin, werden sie an kontinuierlicher Arbeit gehindert. Meiner Ansicht nach ist kein Beruf dem des Sportlers in dieser Beziehung so ähnlich wie der des Wissenschaftlers, denn beide Berufe erfordern ein eisernes Arbeits-, oder sagen wir noch breiter, ein eisernes Lebensregime.

Spektrum: Was erwarten Sie vom IX. Parteitag der SED für die Wissenschaften?

Prof. Kuczynski: Zunächst, wie von jedem Parteitag, das Stellen einer Reihe von Aufgaben sowohl für Natur- wie für Gesellschaftswissenschaftler. Vor allem aber erhoffe ich, erwarte ich von allen Wissenschaftlern, daß sie aus den Reden und Diskussionsbeiträgen einen wirklich ganz tiefen Eindruck von der historisch so entscheidungsschwangeren Situation, in der wir leben, mit in ihr tägliches Arbeitsleben nehmen. Das gilt insbesondere für uns Gesellschaftswissenschaftler. Denn während die Naturwissenschaften in erster Linie eine Produktivkraft darstellen, sind die Gesellschaftswissenschaftler vor allem eine Herrschaftskraft, eine Kraft zur Ordnung der Gesellschaft, zur Leitung und Planung insbesondere der Wirtschaft, zum Angriff auch auf feindliche Ideologien.

[55]

6. Warum lebt der Wissenschaftler mit der Kunst?*

Die Antwort auf diese Frage ist im Grunde zunächst eine sehr einfache. Der Wissenschaftler hat zwei Gründe, um mit der Kunst zu leben.

Einmal, weil er wie jeder andere Mensch das Leben genießen will. Schönheit, nicht nur, wie er sie in der Natur vorfindet, sondern auch die, die der Mensch künstlich schafft, ist ihm ein Genuß. Daher wird er sich auch darum bemühen, mehr und mehr von der Kunst zu verstehen, also sie mehr und mehr zu genießen.

Und sodann, weil Kunstverständnis, das heißt Schönheitsverständnis, das heißt letztlich, die Aneignung der Realität mit der Perzeption des Künstlers, die nach unseren Erfahrungen im allgemeinen immer noch die Widersprüche und die Einheit der Realität besser erfaßt als die wissenschaftliche Perzeption, die wissenschaftliche Arbeit ganz wesentlich erleichtert und auch auf ein höheres Niveau hebt.

Der erste Grund gilt oder sollte für alle Menschen in unserer Gesellschaft gelten. Oder richtiger: Im vollendeten Sozialismus werden alle Menschen ein wirkliches Kunstverständnis haben, im vollendeten Kommunismus werden alle Menschen auch ausübende Künstler sein. So wie im vollendeten Sozialismus alle Menschen wissenschaftlich gebildet sein werden und im vollendeten Kommunismus alle Menschen auch ausübende Wissenschaftler sein werden. Ein nur wenig erhöhtes Alter der Menschen wird im vollendeten Sozialismus ausreichen, um sowohl in der Wissenschaft wie in der Kunst passive Genießer zu sein, da die Produktivität in der materiellen Produktion wesentlich mehr Freizeit gewährt als heute. Im vollendeten Kommunismus wird die Arbeit in der materiellen Produktion, so wie heute der Militärdienst, ein, zwei Jahre im Leben des Menschen einnehmen, man wird, wie Marx gesagt hat, den Reichtum an der Zeit messen, die *nicht* für die materielle Produktion gebraucht wird, und diese hohe Produktivität in Verbindung mit der sich stetig erhöhenden Lebenserwartung des Menschen werden es ermöglichen, daß die Menschen während ihres Lebens mehrere Berufe haben, darunter auch einen wissenschaftlichen und einen künstlerischen.

Bereits einzelne Genies der Ausbeuterklassen vergangener Zeiten waren schöpferisch und fruchtbar als Künstler und als Wissenschaftler. Die großen Revolutionäre der Arbeiterklasse standen in stetem Klassenkampf, und auf dem Schlachtfeld blüht die Kunst nicht. Aber wer je das „Kommunistische Manifest“ als schöpferisches Kunstwerk betrachtet hat, wer die Briefe Rosa Luxemburgs so gelesen hat, weiß, was [56] Revolutionäre als Künstler hätten leisten können. Leider ist unser Erziehungssystem noch nicht so weit entwickelt, daß den Menschen das „Kommunistische Manifest“ auch als Kunstwerk im wahrsten Sinne des Wortes, beruhend auf einer wunderbaren Mischung von künstlerischer und wissenschaftlicher Perzeption der Realität, nahe gebracht wird.

Manchmal hat man das Gefühl, daß wir allzuviel davon sprechen, wie wir schon Grundlagen des Kommunismus schaffen, und da wir uns stärker damit beschäftigen sollten, wieviel wir noch am Sozialismus zu arbeiten haben. Selbstverständlich dürfen wir diese beiden Stadien der Entwicklung nicht mechanisch trennen. Wenn ich sagte, daß im vollendeten Sozialismus alle Menschen wissenschaftlich und künstlerisch gebildet sein werden, dann werden gleichzeitig schon nicht wenige auf beiden Gebieten auch schöpferisch tätig sein und so als starke Vorhut in dieser Beziehung bereits den Kommunismus erreicht haben. Doch soll die Tatsache dieses Ineinandergehens uns nicht darüber hinwegtäuschen, wieviel wir noch zu tun haben, um eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen. Heute von einer entwickelten sozialistischen Gesellschaft zu sprechen, kann gefährlich sein, wenn das zu Illusionen über den Stand unserer Entwicklung als sozialistische Gesellschaft führt.

* Vortrag auf dem 6. zentralen Poetenseminar der FDJ am 10. August 1976.

1. Einige wichtige Oberflächen-Beobachtungen

Es ist noch nicht künstlerische Perzeption der Realität, wenn man Metaphern gebraucht oder einen schönen Stil schreibt in edler Sprache. Aber selbstverständlich sind sie künstlerische Aktivität.

Man schmückt, gewissermaßen, mit ihnen die Wirklichkeit, die man irgendwie, sei es wissenschaftlich, sei es künstlerisch, sei es praktisch-geistig, sei es religiös, erfaßt hat. Dabei kann der Schmuck einfach nur angenehm wirken oder auch die Aneignung irgendwie pointieren, stärker herausarbeiten. Im ersteren Fall erfreut er uns, im zweiten wird er von Bedeutung als Verstärkung der Aneignungsform.

Nehmen wir zum Beispiel die Schilderung im 24. Kapitel des 1. Bandes des „Kapital“, die Marx von der englischen Gesetzgebung gegen Bettler, Landstreicher und andere Arbeitsunwillige – sie waren zumeist von ihrem Land durch den Großgrundbesitzer vertriebene ehemalige Bauern oder deren Familienangehörige – beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus gibt. Sie endet: „So wurde das von Grund und Boden gewaltsam exproprierte, verjagte und zum Vagabunden gemachte Landvolk durch grotesk-terroristische Gesetze in eine dem System der Lohnarbeit notwendige Disziplin hineingepeitscht, -gebrandmarkt, -gefoltert.“ Alles, was zuvor im Einzelnen dargelegt, etwa wie die Schafe des Herrn mit ihrer Weide das Ackerland und den Bauern verdrängen, wie nach dem Gesetz Bettler, sobald über 14 Jahre alt, „hart gepeitscht“ und am linken Ohrklappen gebrandmarkt werden, damit man sie, wenn man sie wieder faßt, als rückfällig erkennen und hinrichten kann, wird hier überaus einprägsam in einem Satz zusammengefaßt. Und gibt nicht die Marx'sche Formulierung „grotesk-terroristisch“ dem Ganzen eine besondere Färbung? ebenso die Formulierung „hineingepeitscht, hineingebrandmarkt, hineingefoltert“ – verdrei-[57]facht sie nicht das Gefühl des Drucks, des erbarmungslosen Pressens in die Disziplin, die dem System der kapitalistischen Lohnarbeit gemäß!

Niemand wird sagen, daß „das Kapital“ schön geschrieben ist, wie etwa das „Kommunistische Manifest“. Aber wieviele Inseln wundervoll formulierter, tief beeindruckender Passagen gibt es darin! Vieles im „Kapital“ ist in unseren Lehrbüchern der Politischen Ökonomie einfacher, klarer, für den Leser übersichtlicher formuliert als im „Kapital“, das sie interpretieren. Aber sie enthalten keine Sätze, die uns überwältigen, wie auch etwa die folgenden über die Maschinen: „Da also die Maschinerie an sich betrachtet die Arbeitszeit verkürzt, während sie kapitalistisch angewandt den Arbeitstag verlängert, an sich die Arbeit erleichtert, kapitalistisch angewandt ihre Intensität steigert, an sich ein Sieg des Menschen über die Naturkraft ist, kapitalistisch angewandt den Menschen durch die Naturkraft unterjocht, an sich den Reichtum des Produzenten vermehrt, kapitalistisch angewandt ihn verpaupert usw.“ [MEW Bd. 23, S. 465] – welche Komposition der Gegensätze! welche Anklage gegen das System des Kapitalismus! und das Ganze ausgehend von einer Fiktion, denn natürlich gibt es keine Maschinerie an sich, sie wird immer von einer Gesellschaftsordnung angewandt. Jedoch: ist die Anklage gegen den Kapitalismus nicht viel schärfer, wenn Marx der Maschinerie eine „gute Natur an sich“ gibt!

Gar nicht selten verläßt Marx ganz plötzlich den Standpunkt des Wissenschaftlers und wird zum Künstler, wenn er uns durch Sprache und Ausdruck bewegen will. Sogar mitten in der Formulierung eines wissenschaftlichen Gesetzes.

Marx wie auch dem gebildeten Bourgeois seiner Zeit war der griechische Mythos von Prometheus wohl bekannt, der den Göttern das Feuer geraubt und den Menschen gebracht, wofür er von Hephästos an einen Felsen geschmiedet wird, von dem er trotz aller Anstrengungen nicht loskommen kann. Äschylos, den Marx lange Zeit hindurch jedes Jahr einmal las, hat eine Trilogie Prometheus geschrieben. Herder, Goethe, Shelley haben das Thema wieder aufgenommen.

Und nun zum „Kapital“. Im 23. Kapitel des „Kapital“ entwickelt Marx das Gesetz der absoluten Verelendung. Eine Voraussetzung für das Wirken dieses Gesetzes ist die Existenz der

industriellen Reservearmee. Von ihrer Wirkung sagt Marx: „Das Gesetz endlich, welches die relative Übervölkerung oder industrielle Reservearmee stets mit Umfang und Energie der Akkumulation in Gleichgewicht hält, schmiedet den Arbeiter fester an das Kapital als den Prometheus die Keile des Hephästos an den Felsen.“ [MEW Bd. 23, S. 675]

Der sowjetische Ästhetiker Kagan hat die These aufgestellt, daß Metaphern nichts in der Wissenschaft zu suchen haben. Und natürlich kann er mit streng erhobenem Finger Marx fragen, wie fest denn nun eigentlich Prometheus an den Felsen gefesselt war und um wieviel Grad fester – möglichst mit einer Zahl hinter dem Komma – das Proletariat an das Kapital gefestigt ist. In der Tat hat Marx hier unwissenschaftlich formuliert, er hat sich künstlerisch ausgedrückt. Und dadurch hat er ein wissenschaftliches Gesetz umso eindringlicher formuliert.

Man muß verstehen, es handelt sich hier noch nicht um eine künstlerische Perzeption, noch nicht um eine künstlerische Aneignung der Welt, sondern um die künstlerische Darstellung einer wissenschaftlichen Perzeption, um eine mit Hilfe der Kunst [58] schärfere Pointierung und in anderen Fällen einfach um eine verständlichere Art der Darstellung.

Zu dieser ganzen Problematik gehört natürlich die Rolle der Sprache allgemein. Besonders unter deutschen Historikern des 19. Jahrhunderts hat es ausführliche Diskussionen über die Rolle der Sprache in der Geschichtsschreibung gegeben. Es ist vor allem diese Problematik, die die Überschrift dieses Abschnitts meiner Ausführungen rechtfertigt: wichtige Oberflächenbeobachtungen. Natürlich ist die Sprache für den Wissenschaftler ein notwendiges Werkzeug, um das Resultat seiner Forschung mitzuteilen. Zumeist handhabt er sie recht gleichgültig, denn natürlich ist ihm das Entscheidende das wissenschaftliche Resultat. Bei gesellschaftswissenschaftlichen Arbeiten aber ist sehr vielen auch klar, insbesondere unter ihren Lesern, wie anders sie wirken, wenn sie unschön und wenn sie schön geschrieben sind. Man sollte aber auch daran denken, daß die Frage der Überführung von naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen von ihrer Darstellung abhängen kann.

Darum kann und muß man unter Umständen, um den Eindruck des wissenschaftlichen Inhalts zu steigern (natürlich nicht auch die wissenschaftliche Genauigkeit des Inhalts), auf die wissenschaftliche Präzision der Darstellung zu Gunsten künstlerischer Ausdruckskraft verzichten, wie es Marx mit der oben erwähnten Metapher getan hat.

Es geht also nicht nur darum, daß, wie Marx gesagt hat, der Gang der Forschung und die Reihenfolge der Darstellung aus pädagogischen Gründen verschieden sein können. Auch die Genauigkeit der Forschung und der Darstellung der Resultate können aus Gründen der Beeindruckung des Lesers sehr verschieden sein. Und zur Beeindruckung können sehr gut Kunstmittel verwandt werden, auch Verse, deren Ausdruck ganz anderen Gesetzen unterliegt, da er auf ganz anderer Perzeption beruht als die Mittel, deren sich die Wissenschaft als solche bedient.

Vielleicht gehört zu dieser Problematik auch eine Äußerung des großen englischen mathematischen Physikers. Paul Dirac, der einmal gesagt: eine mathematische Formel befriedigt mich als wirklich richtig erst, wenn sie auch schön ist. Oder ist hier der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Kunst bereits ein viel tieferer als in den vorangehenden Beispielen? Denn hier handelt es sich ja nicht nur um die Steigerung des Ausdrucks und Effekts der wissenschaftlichen Erkenntnis mit Mitteln der Kunst, sondern wohl auch um eine Überprüfung des wissenschaftlichen Resultats mit Hilfe der Kunst. Aber auch hier ist die Kunst gewissermaßen noch nur ein von außen kommender Ansporn zu weiterer wissenschaftlicher Arbeit. Sie ist noch kein Weg selbst zur tieferen wissenschaftlichen Erfassung der Wirklichkeit.

In jedem Fall zeigen die bisher gegebenen Beispiele schon recht deutlich, welche Bedeutung die Kunst für den Wissenschaftler hat, warum er mit der Kunst lebt. Sie hebt den Ausdruck und Effekt seiner wissenschaftlichen Arbeit und umgekehrt – im Falle Dirac –, wenn das wissenschaftliche Resultat nicht auch einen künstlerischen Effekt hat, wird es als wissenschaftlich

nicht befriedigend betrachtet. Man könnte wünschen, daß auch zahlreiche unserer Gesellschaftswissenschaftler sich in entsprechender Form die Anschauung Diracs zu eigen machten. Vielleicht würden ihre Werke dann zwar nicht tiefere Erkenntnis bringen, wohl aber prägnanter und angenehmer lesbar werden, ja schließlich einen wirklichen Genuß bieten. [59]

2. Die Hebung des wissenschaftlichen Niveaus durch die künstlerische Perzeption

Eines der bedeutendsten Werke über das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst in diesem Jahrhundert scheint mir der Briefwechsel zwischen Anna Seghers und Georg Lukács zu dieser Problematik. Anna Seghers schildert dort drei Stufen der Aneignung der Realität durch den Künstler. Zuerst die unmittelbare, die spontane Aneignung des Künstlers, darauf die gedanklich-wissenschaftliche Verarbeitung der ersten Perzeption, aus der als dritte eine gewissermaßen gedanklich gehobene und gefilterte neue künstlerische Perzeption hervorgeht.

Das soll der erste Ausgangspunkt unserer Überlegungen sein.

Der zweite ist eine ganz einfache Erfahrungstatsache.

Stets vor Marx war die künstlerische Perzeption, die künstlerische Aneignung der, ich sage nicht wissenschaftlichen, sondern begrenzte, gesellschaftswissenschaftlichen Aneignung überlegen. In keinem Werk von Gesellschaftswissenschaftlern des antiken Griechenlands wird die Wandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse so deutlich wie in den Dramen von Äschylos, Sophokles und Euripides. Kein gesellschaftswissenschaftliches Werk seines oder des vorangehenden und folgenden Jahrhunderts schildert den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus so eindringlich wie das dramatische Werk Shakespeares. Über die einzigartige Sicht Balzacs haben sich Marx und Engels ausführlich geäußert, und so auch Lenin über die Leo Tolstois.

Mit Marx und Engels zogen die Gesellschaftswissenschaften, zog die gesellschaftswissenschaftliche mit der künstlerischen Perzeption gleich, ja übertraf sie vielleicht, obgleich es im Grunde nicht angeht, so präzise Vergleiche zu ziehen. Lenins wissenschaftliche Aneignung der Realität übertraf die künstlerische seiner Zeit.

Im letzten Halbjahrhundert jedoch lag, auch in unserer Republik, die künstlerische Perzeption wieder vorn. Welchen Sowjethistoriker können wir neben Scholochow als Autor des Stillen Don in der Erfassung der Realität des Bürgerkrieges, welchen Gesellschaftswissenschaftler unserer Republik wollten wir neben Becher, Brecht oder Anna Seghers in der Erfassung der Wirklichkeit stellen? Man wird an ein Lyceum-Fragment von Friedrich Schlegel erinnert, das so lautet: „Die Romane sind die sokratischen Dialoge unserer Zeit. In diese liberale Form hat sich die Lebensweisheit vor der Schulweisheit geflüchtet.“

Doch es geht nicht nur um Spitzenleistungen. Auch der Durchschnitt der Künstler ist dem Durchschnitt der Gesellschaftswissenschaftler überlegen. Woran liegt das? Doch offenbar daran, daß ein Roman oder Drama ohne Konflikt, ohne Widersprüche undenkbar ist, leider aber offenbar manches wissenschaftliche Werk über unsere Gesellschaft. Wer einen Roman schreibt, muß von Konflikten, von Widersprüchen ausgehen – seien es persönliche, in denen sich gesellschaftliche widerspiegeln, seien es gesellschaftliche, in die die Hauptpersonen des Romans hineingezogen werden. Der Künstler wird gezwungen, sich mit der Realität ganz konkret zu beschäftigen. Es genügt nicht, daß er sich mit „Grundlagenforschung“ beschäftigt hat und weiß, daß der Sozialismus siegen wird und daß die Gesetze des Sozialismus Fortschritt und wachsenden materiellen wie ideellen Wohlstand bringen, daß die Interessen von Individuum und Gesellschaft letztlich zusammenfallen. Um uns zu interessieren, um [60] uns seine Gestalten und Probleme näher zu bringen, um uns an die Begebnisse seiner Erzählung zu fesseln, muß er die Realität mit allen ihren Widersprüchen, mit ihren Notwendigkeiten und Zufällen erfassen, muß er uns mitten ins Leben versetzen.

Das heißt, der Künstler wird allein schon durch den Zwang, den seine Leser ihm durch ihre Bedürfnisse auferlegen, zum Realismus gezwungen, und zwar zu einem sehr konkreten Realismus.

Leider üben unsere Leser nicht den gleichen Zwang auf den Gesellschaftswissenschaftler aus. So unvorstellbar eine Schrift von Marx oder Engels oder Lenin ist, die nicht die Grundlagenforschung mit der ganz konkreten Realität des Alltags verbindet, so häufig sind gesellschaftswissenschaftliche Schriften, denen diese unmittelbare Verbindung mit der Realität des Alltags, mit ihren Widersprüchen und Konflikten, fehlt. (Und auch bei unseren jungen Naturwissenschaftlern begegnet uns eine ähnliche Tendenz. Sie lernen, klug durchdachte Experimente in den Laboratorien zu machen, und haben keine Ahnung, daß alles, was so schön und glatt in der Theorie und im staubfreien Laboratorium funktioniert, in der Realität der Produktion, im Betrieb, so oft mit tausend Schwierigkeiten verbunden ist.)

Das hängt natürlich zusammen mit der Art der Arbeit, auch vielleicht der Perzeption des Wissenschaftlers und des Künstlers. Ein wissenschaftliches Gesetz kann auf eine abstrakte, das heißt von seiner individuellen Erscheinungsform absehende, Formel gebracht werden, die stets identisch bleibt. Die Kunst aber erfordert, daß auch die allgemeinste Idee in einer Einzelerrscheinung konkretisiert wird, die von jedem Künstler verschieden geformt wird. Pietà in der Kunst ist die Darstellung der Maria mit dem Leichnam von Christus auf dem Schoß. Sinnbild der Trauer der Mutter um den verlorenen Sohn. Seit Jahrtausenden bewegt solche Trauer die Menschheit, wieder und wieder, ein Symbol und ein Gesetz des Unglücks, das den Menschen, das die Mutter treffen kann. Viele Künstler haben sich um die konkrete Darstellung bemüht, große und kleine, keiner bewegender wohl als Michelangelo. Nur in der konkreten Vorstellung kann das Ganze uns tief berühren, nur so hat es Sinn. Es gibt überhaupt keine abstrakte künstlerische Vorstellung davon, daß Menschen im verschiedenen Alter, daß Söhne vor ihrer Mutter sterben. Wie verschieden aber kann die Darstellung in der Realität sein, wie widerspruchsvoll! von der Versteinerung der Niobe über eine Mutter von der Kollwitz, die den zornigen Schmerz aller Mütter über sinnlos im Kriege gefallene Söhne ausdrückt, bis zur ergebenen Trauernden, die zugleich Erleichterung über das Ende des Sohnes, der so sehr gelitten, zeigt. Und dann denken wir an das von Marx entdeckte Gesetz der absoluten Verelendung der Arbeiterklasse im Kapitalismus – an sich, allein stehend schon ein gewaltiger Koloß, der eine Revolution der gesellschaftlichen Verhältnisse verlangt. Aber hat Marx diesen Koloß allein im Reich der Gedanken stehen lassen? oder ihn nur von dort in die politische Bewegung geworfen? Oh nein! Er hat ihn uns in tausend Fällen, uns ganz konkret in die Fabriken, in die Behausungen der Arbeiterfamilien, auf die Gassen und die Felder führend, aufgezeigt. Und weiter: er hat auch die Gegentendenzen aufgezeigt und was für Widersprüche diese Gegenbewegungen hervorrufen.

Brecht hat lange behauptet, daß es in der gesamten schönen Literatur der Weltgeschichte nur fünf Fabeln gibt, bis ich ihn auf sieben heraufschraubte. Und er [61] meinte, diese seien praktisch von Anfang an bekannt gewesen. Kein Künstler kann uns also nach Brecht mit einer Fabel allein beeindrucken – im Gegensatz zu jedem neuen Gesetz, sei es auch nur abstrakt formuliert, das ein Wissenschaftler findet.

Aber das heißt nicht, daß der Wissenschaftler seine Aufgabe mit dem Finden eines Gesetzes erfüllt hat, zumal dieses sich infolge des Wirkens von Gegengesetzen in der Wirklichkeit überhaupt nicht durchzusetzen braucht. Darum verlangt die Gesellschaft von dem Wissenschaftler, daß er sich, genau wie der Künstler, sehr genau mit der Realität auseinandersetzt. Und da der Künstler ihm darin voraus ist, hat er vom Künstler zu lernen. Und da der Künstler als Künstler vieles sieht, was den Wissenschaftler als solchen nicht berührt, wohl aber jeden Menschen, der stets gewisse Elemente sowohl der wissenschaftlichen wie der künstlerischen Perzeption mit sich bringt, tut es dem Wissenschaftler gut, wenn er die Werke der Kunst verfolgt.

Seien wir noch konkreter. Wir haben ein großes Bauprogramm vor uns. Alle Menschen bei uns sollen bis 1990 über eine menschenwürdige Wohnung verfügen. Der Politökonom wird einen

Plan machen, der die materiellen Voraussetzungen für diesen Plan und die regionale Verteilung der Wohnungen vorsieht.

Auf dem Papier sieht alles sehr einfach aus, vorausgesetzt, daß wir alle in den betroffenen Betrieben die notwendigen Produktionsanstrengungen machen. Ich meine aber, wir sollten keinem Planer erlauben, konkrete Baupläne für Städte und Gemeinden zu machen, der nicht Brigitte Reimanns Roman „Franziska Linkerhand“ gelesen hat. Hier in diesem eindrucksvollen Werk wird solch ein Bau mit den Augen des Künstlers gesehen. Wo bleibt die Schönheit? wer denkt an die Verbindung von Bauwerk und Natur? Ist der Mensch glücklich in Massensiedlungen und Hochhäusern? Werden die Menschen nicht in dreißig Jahren über viele unserer Bauten von heute böse sein, da sie in so vieler Beziehung unbedacht sind?

Die gleichen Menschen, die heute beglückt sind, eine ordentliche, sanitär befriedigende Wohnung zu erhalten. Bauen wir nur für heute oder sollen unsere Bauten auch noch in dreißig Jahren befriedigend sein? Welch ein Widerspruch besteht heute noch zwischen Ökonomie und Schönheit! Natürlich ist heute die Ökonomie entscheidend, wo wir in Bezug auf Wohnungen eine Mangelwirtschaft haben und möglichst schnell für alle sanitär befriedigende Häuser bauen müssen. Aber Häuser sind Dauerwaren, die nicht in kurzer Zeit verbraucht sind. Können wir heute schon Rücksicht nehmen auf Wohnbedürfnisse in zwanzig, dreißig Jahren? Dürfen wir das überhaupt, wenn Wohnungen heute so dringend gebraucht werden und Ökonomie der Materialien und der Zeit Nichtberücksichtigung so vieler in 20, 30 Jahren wichtiger Faktoren zu verlangen scheint? All das sind Probleme, die der Roman von Franziska Linkerhand direkt oder indirekt aufwirft.

Ich habe viele Reden und gesellschaftswissenschaftliche Schriften zu unserem Bauprogramm gelesen. Aber nirgendwo fand ich auch nur ein Aufwerfen solcher Probleme, von ihrer Lösung ganz zu schweigen.

Und nun erinnern wir uns wieder an Anna Seghers, an die erste, spontane, ganz dem Sinnen-eindruck hingeebene Aneignung der Realität und an die dritte, durch die wissenschaftliche Perzeption gefilterte.

Sollte der Gesellschaftswissenschaftler nicht seine erste, noch sehr abstrakte wissen-[62]schaftliche Perzeption durch die künstlerische läutern und bereichern und so zu einer höheren, realistischen, die Wirklichkeit umfassenderen Perzeption seiner Problematik kommen? Wenn er nicht selbst die Fähigkeit zu künstlerischer Perzeption hat, sollte er sich nicht durch die künstlerische Leistung anderer zu solcher Schau und Aneignung leiten lassen?

Ist es nicht so, daß, wie der Künstler zumeist erst ganz Großes, ganz Reifes leisten kann, wenn man spürt, daß er das Reich der Gedanken, das Reich der Erfahrung und Wissenschaft durchschritten, so auch der Wissenschaftler erst sein Bestes geben kann, wenn er das Reich des „bildhaften Gefühls“, das Reich der Kunst auf seinem Weg begangen? Ich glaube, so ist es.

Wie also kann der Wissenschaftler anders als mit der Kunst leben! Wenn wir aber ernst mit dieser Mahnung machen, wie anders muß auch die Ausbildung unserer Wissenschaftler werden! Wie sorgfältig sorgen wir dafür, daß unsere Künstler auch marxistisch, das heißt wissenschaftlich, ausgebildet werden. Wo aber bleibt unsere Fürsorge für die künstlerische Ausbildung der Wissenschaftler? Sie fehlt ganz, und ich halte das für einen ersten Mangel.

3. Allseitige Aneignung der Welt

Seit Anbeginn seines Wesens bemühte sich der Mensch um die Meisterung der Natur. Erst später, als er in größeren Kollektiven zu leben begann, kam die Aufgabe der Meisterung der Gesellschaft dazu. Meisterung ohne Aneignung ist unmöglich. Zunächst war wohl alles erfahrungsmäßige Aneignung, was Marx unter praktisch-geistiger Aneignung versteht. Es kamen dann die religiöse und künstlerische Aneignung hinzu. Ganz spät erst folgte die wissenschaftliche Aneignung. Die

wissenschaftliche hat die religiöse mehr und mehr zurückgedrängt. Die wissenschaftliche hat auch schon vielfach die erfahrungsmäßige, die praktisch-geistige ersetzt, kann das aber niemals in großem Maße tun, da es viele Gebiete gibt, auf denen die wissenschaftliche Perzeption unwirksam ist – etwa auf dem der persönlichen Beziehungen der Menschen. Eine Freundschaft oder eine Ehe wird man niemals wissenschaftlich meistern können, und die Menschen wünschen das auch gar nicht.

Sehr viel komplizierter sind die Beziehungen zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Aneignung.

Wenn wir an die Äußerungen von Anna Seghers und meine Mahnung an den Wissenschaftler, an den Gesellschaftswissenschaftler denken, auf dem Weg von der Abstraktion des Gesetzes über die künstlerische Perzeption zur Konkretisierung und auch erneut zurück zur Abstraktion zurückzukehren, dann sind sie eng verflochten, mit jeweiliger Dominanz der künstlerischen oder wissenschaftlichen am Anfang und am Ende, je nachdem, ob es sich anfänglich und letztlich um die künstlerische oder die wissenschaftliche Aneignung handelt.

Bisweilen haben sie natürlich überhaupt nichts miteinander zu tun, insbesondere auf manchen Gebieten der Naturwissenschaften oder auf dem Gebiet der Porträtmalerei. Ein Regenbogen ist natürlich etwas Grundverschiedenes für den Naturwis-[63]senschaftler und für den Künstler, sie werden sich ihn auf völlig verschiedene Weise aneignen. Wenn Pernter, der wohl größte Spezialist der Regenbogenforschung, zu Ende des 19. Jahrhunderts ein Buch, das den Titel trägt „Ein Versuch, der richtigen Theorie des Regenbogens Eingang in die Mittelschulen zu verschaffen“, geschrieben hat, dann wissen wir, daß das ein naturwissenschaftliches Buch und kein Buch über die Schönheit, über die künstlerische Wahrnehmung des Regenbogens ist. Um ein Porträt zu malen, den Menschen, der vor einem sitzt, wirklich tief zu erfassen, dazu bedarf es neben der künstlerischen der praktisch-geistigen, nicht der wissenschaftlichen Aneignung der Wirklichkeit.

Nicht selten hat man die wissenschaftliche und die künstlerische Perzeption in falsche Beziehung zueinander gebracht. So etwa Zola, der in seinen Romanen wissenschaftliche Genauigkeit erreichen wollte, gleich einem Maler, der sich weigern würde, eine Straße perspektivisch zu zeichnen, weil sie faktisch in der Ferne eben nicht enger würde. Helmholtz hat die Irrtümer der Goetheschen Farbenlehre darauf zurückgeführt, daß bei ihm die künstlerische Perzeption die wissenschaftliche verdrängte.

Auf der anderen Seite aber kann auch folgendes geschehen. Ein Historiker, etwa Jacob Burckhardt, beginnt als Wissenschaftler, sammelt ungeheuer fleißig riesige Mengen Material. Er hat auch eine Geschichtstheorie entwickelt, rein idealistisch, realitätsfremd und in mancherlei anderer Beziehung der wissenschaftlichen Aneignung der Realität entgegenstehend. Aber statt diese Theorie, die er sorgfältig aufgeschrieben, anzuwenden, betrachtet er das angesammelte Material mit den Augen des Künstlers, und es formen sich ihm herrlich realistische Geschichtsbilder. Er wird zu einem bedeutenden Historiker. Die künstlerische Perzeption, nach der er das mit solch wissenschaftlichem Eifer gesammelte Material formt, hat ihn gerettet. Wie umgekehrt den so begabten Schriftsteller Zola seine wissenschaftliche Perzeption, die zumal noch schief war, in seiner Leistung beeinträchtigte.

Wir sehen, wie verschieden die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Kunst sein können, sich gegenseitig zu höchster Blüte bringend und, wenn falsch verbunden, auch sich gegenseitig behindernd. Stets sollten sie sich, die eine die andere, die andere die eine, befruchten.

Und mehr: auch da, wo sie fern von einander sind, etwa bei der Aneignung des Regenbogens, sollten beide, die wissenschaftliche und die künstlerische Perzeption, vorhanden sein, weil nur so der Mensch sich Natur und Gesellschaft voll aneignen kann, weil nur so der Mensch sich vielseitig entwickelt.

Vielseitig, noch nicht allseitig. Denn zur allseitigen Aneignung der Welt gehört auch die praktisch-geistige, die erfahrungsmäßige, die keineswegs nur eine Vorstufe etwa der wissenschaftlichen Aneignung ist, sondern auch ihr eigenes Reich hat, wie das der persönlichen Beziehungen.

Und vielleicht wird der Mensch in späteren Zeiten noch andere Formen der Aneignung finden, die wir heute noch gar nicht kennen. Man soll doch nicht vergessen, wie relativ neu noch die wissenschaftliche Aneignung ist. Warum soll in der Zukunft der Mensch also nicht neue Aneignungsformen entwickeln. Heute aber gilt es, erst zu lernen, die vorhandenen Perzeptionen besser und in engerer Verbindung zu nutzen. [64]

7. Briefwechsel zwischen Herbert Hörz und Jürgen Kuczynski zu den vorangehenden Abschnitten*

Herbert Hörz an Jürgen Kuczynski

Berlin, 16.3.77

Lieber Jürgen!

Wie Du aus den beiliegenden Bemerkungen ersiehst, bin ich für die Veröffentlichung der Manuskripte, die ich von Dir zur Durchsicht erhalten habe. Einige Bemerkungen zu den einzelnen Manuskripten möchte ich zusätzlich machen, um Positionen zu verdeutlichen und mögliche Präzisierungen vorzuschlagen.

1. Ein letztes Mal ...

Ich stimme völlig mit Dir überein, daß die Einheit der Welt in der Materialität objektiv-reale Grundlage des Zusammenwirkens aller Wissenschaftler ist und die gesellschaftliche Determiniertheit zeitweiliger Trennung beachtet werden muß. Ob man deshalb von Forderungen der objektiven Realität sprechen muß, weiß ich nicht. Ich würde eher feststellen, daß unsere Einsicht in die objektive Einheit von Natur und Gesellschaft heute die bewußte Organisation der Zusammenarbeit verlangt.

Die Erweiterung unseres Erkenntnishorizonts, die Entwicklung unserer Erkenntnismöglichkeiten führte von der naturwüchsigen unmittelbaren Einsicht in die Einheit von Natur und Gesellschaft zur differenzierten arbeitsteiligen Untersuchung bestimmter Bereiche der objektiven Realität (dialektische Negation), die philosophisch mit der metaphysischen Trennung verschiedener Bereiche, wie etwa der *res extensa* [ausgedehntes Wesen, Materie, Körper] und der *res cogitans* [denkendes Wesen, Geist, Seele] verbunden war und deren Aufhebung im mechanischen Materialismus mit der Rückführung auf quantitative Beziehung von Elementarprozessen versucht wurde. Heute sind alle Voraussetzungen, auch die gesellschaftlichen, vorhanden, um die spezialisiert und detailliert erarbeiteten Teilerkenntnisse zusammenzufügen. Es geht jedoch um mehr, nämlich um die von der Einheit von Natur und Gesellschaft ausgehende komplexe Problemstellung, die mit vielen Spezialarbeiten zu lösen ist (dialektische Negation der Negation). Insofern ist das Kollektiv von Spezialisten zwar eine Hilfskonstruktion, bezogen auf die Überwindung eines einseitigen Spezialistentums. Hier wird tatsächlich der einzelne Wissenschaftler immer besser die Integration der Wissenschaften verkörpern. Die vorwiegend auf bestimmte Aspekte dieser Integration gerichtete Beschäftigung des Spezialisten ist jedoch notwendige Voraus-[65]setzung für die Lösung komplexer Probleme, wie sie mit der Umweltgestaltung, mit der Lebensweise, mit Bildungskonzeptionen usw. verbunden sind. Disziplinäre Niveaulosigkeit wird m. E. zur potenzierten interdisziplinären Niveaulosigkeit bei der Lösung von Integrationsproblemen. Deshalb muß es in der Zukunft Wissenschaftlerkollektive geben, die, wenn sie naturwissenschaftlich arbeiten, für bestimmte Probleme ihre Gesellschaftswissenschaftler im Kollektiv haben. Arbeiten sie gesellschaftswissenschaftlich und philosophisch, müssen Naturwissenschaftler für die Lösung bestimmter Probleme im Kollektiv mitmachen. Außerdem ist zu überlegen, wofür die interinstitutionelle Arbeit unbedingt erforderlich ist. Dabei muß man sich vor der Bildung von Supergruppen hüten. Es ist die Frage nicht einfach zu beantworten, welche Disziplinen stufenweise zur Lösung eines Problems unbedingt herangezogen werden müssen. Manchmal reicht ein Studium entsprechender Erkenntnisse anderer Disziplinen oder die Beratung mit dem Spezialisten. Manchmal bedarf es speziell zusammengesetzter Gruppen. Diese Vielfalt der Formen in Abhängigkeit von der Zielstellung fehlte mir in den Darlegungen.

* Unter Ausschluß des schon früher gedruckten Spektrum-Interviews.

Ein Gebiet, auf dem international die Trennung sehr schwer überwunden wird, ist das Verhältnis von Naturwissenschaft und Ethik. Hier gilt für manche Wissenschaftler noch die Trennung in die exakte naturwissenschaftliche Behandlung biologischer und medizinischer Probleme und in die spekulativ-deduktive Normenbildung für menschliches Verhalten. Wir müssen uns wissenschaftlich mit den weltanschaulichen Problemen menschlicher Verhaltensweisen in Konfliktsituationen, mit den menschlichen Werten, mit Schwangerschaftsunterbrechung und Euthanasie auseinandersetzen. Die umfangreiche interessante Diskussion, die ich mit vielen Lesern zu meiner Broschüre „[Mensch contra Materie](#)“? hatte, unterstreicht das für mich.

Die von Dir genannte Selbsteinschätzung der Gesellschaftswissenschaftler erinnert mich an Münchhausen, der sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf zog. Wir geben uns das Ziel vor, bestimmen die Art und Weise unserer Arbeit und schätzen dann selbst ein. Offensichtlich geht es nicht anders. Nur zwingt uns das eigentlich dazu, besonders die produktiven, am Meinungsstreit konstruktiv beteiligten und eine schöpferische Atmosphäre in ihrem Kollektiv entwickelnden Wissenschaftler hervorzuheben. Nur dann nützt auch eine strenge Selbsteinschätzung. Sonst wird Selbstkritik zum Alibi für Mittelmäßigkeit.

2. Noch einmal über ...

Selbstverständlich unterstütze ich die Forderung nach naturwissenschaftlichen Kenntnissen bei Gesellschaftswissenschaftlern. Aber die Feststellung, daß hierzu wenig getan wird, müßte durch die Forderung ergänzt werden, bisherige Versuche in dieser Richtung, die es gegeben hat, genau zu analysieren und zu überlegen, wie ein entsprechendes Ausbildungsprogramm aussehen könnte. Die Frage, was ein Gesellschaftswissenschaftler an naturwissenschaftlichen Kenntnissen braucht, ist nicht einfach zu beantworten. Viel würde es auch schon helfen, wenn die umfangreichen Arbeiten zu philosophischen Problemen der Naturwissenschaften mehr in die Ausbildung in den Grundlagen des Marxismus-Leninismus einbezogen würden. [66]

3. Über die Rolle des subjektiven Faktors

Die Kritik an einem sogenannten Gesetz der wachsenden Rolle des subjektiven Faktors ist m. E. aus zwei Gründen berechtigt: Erstens ist bisher kein allgemein-notwendiger und wesentlicher Zusammenhang für den Sozialismus nachgewiesen worden, der im Unterschied zu anderen revolutionären Situationen diese wachsende Rolle als spezifisch für den Sozialismus nachweist. Dort stimme ich der von Dir geäußerten Kritik voll zu. Zweitens müßte man aber darauf hinweisen, daß die materialistische Dialektik generell keine einfachen Wachstumstendenzen kennt, sondern die gesellschaftliche Entwicklung als Tendenz zur Höherentwicklung mit Stagnationen und Regressionen sowie mit der Ausbildung der Elemente eines Systems in einer bestimmten Entwicklungsstufe faßt. Eben diese Entwicklungskonzeption berücksichtigt bedingte Phasen, in denen es statt Wachstum Stagnation, statt quantitativer Erweiterung qualitative Umschläge usw. gibt.

Es entsteht jedoch der Eindruck, daß der subjektive Faktor zu sehr auf das Bewußtsein reduziert wird. Čagin versteht darunter die intellektuell emotionale, die psychisch-moralische und die politisch-organisatorische Sphäre der Tätigkeit, des Kampfes, die Entschlossenheit und die Emotionen der Menschen (Der subjektive Faktor). Er kritisiert die fehlerhafte Auffassung, die „die determinierende Rolle des subjektiven Faktors, der auf das Bewußtsein und den Willen der Menschen reduziert wird“, betont und dabei die Bedeutung der objektiven Verhältnisse negiert. In diese Richtung geht auch die Kritik von Dir. Gerade deshalb wäre eine genauere Bestimmung dessen, was Du unter subjektivem Faktor verstehst, sehr wichtig.

Wenn wir mit Lenin davon ausgehen, daß es die Bewußtheit der Massen ist, die den Staat stark macht, so müßte auf die wachsende Bedeutung dieser qualitativ neuen Triebkräfte hingewiesen werden. Auch ihre Wirkung müßte im Rahmen einer dialektisch-materialistischen Entwicklungskonzeption genauer untersucht werden. Deshalb unterstütze ich die Forderung, das konkrete

Verhältnis subjektiver und objektiver Faktoren in bestimmten Phasen genauer zu untersuchen, ohne unsere prinzipielle historisch-materialistische Haltung zum Primat des gesellschaftlichen Seins preiszugeben.

4. Über Widersprüche

Ich finde es richtig, daß die Diskussion auf die Widerspruchproblematik im Sozialismus gelenkt wird. Der Antagonismus betrifft m. E. auf ökonomischen Gegensätzen beruhende unversöhnliche Klassengegensätze, und seine Untersuchung ist wichtig für die Bündnispolitik der Arbeiterklasse, die sich vor allem an der Existenz nichtantagonistischer Widersprüche orientiert. Würde man die Vielfalt der Widersprüche in das Schema Antagonismus und Nicht-Antagonismus pressen, würde uns das nicht viel helfen.

Zu der Forderung, Widersprüche hervorzurufen, habe ich zwei Bemerkungen, wobei Du meine Meinung über die Bedeutung der Entwicklung, Entfaltung und Lösung [67] objektiver dialektischer Widersprüche als Triebkräfte im Sozialismus kennst. Erstens halte ich die Feststellung von Widersprüchen nur für den ersten, ihre Untersuchung und die Aufdeckung von Lösungstendenzen aber für den entscheidenden Schritt. Überhaupt meine ich, daß Problembewußtsein allein nicht ausreicht, denn wie problematisch und schwierig alles ist, betonen viele. Wichtig ist die Problemlösung, ist auch der Einsatz für diese Lösung. Zweitens kann es nicht darum gehen, irgendwelche Widersprüche zwischen Partei und Masse, zwischen Administration und Überzeugung usw. hervorzurufen. Die Geschichte der Kulturrevolution in China und die [Widerspruchsmetaphysik im Maoismus](#) zeigen, wohin das führen kann. Auch bewußt geschaffene Disproportionen in der Volkswirtschaft oder die Einführung des Marktmechanismus sind keine dem Sozialismus adäquaten und deshalb zu schaffenden Widersprüche. Du meinst solche, die dem Sozialismus entsprechen, ihn weiter entwickeln. Das sollte man deutlich sagen. Deshalb betonst Du dann sicher, daß die Widersprüche zum Wohl der Gesellschaft hervorgerufen werden müssen. Das muß konkret untersucht werden. Hier sind wir mit unserer Widerspruchstheorie am Anfang. Daher rührt sicher auch die teilweise unfruchtbare philosophische Diskussion um das Verhältnis von Gesetz und Widerspruch. Gesetze sind m. E. Lösungstendenzen objektiver Widersprüche.

Der Philosoph mit dem tragbaren grünen Tisch scheint es Dir angetan zu haben. Nachdem Du ihn früher in die Betriebe schicken wolltest, scheint das nun auch nicht mehr zu reichen. Vielleicht versuchst Du es einmal anders, indem Du das erwähnst, was Dir positiv erscheint. Oder gibt es dort gar nichts? Ich denke doch.

5. Warum lebt ein Wissenschaft/er mit der Kunst?

Du schreibst mit Dirac über die Schönheit der mathematischen Formel. Hier ist m. E. zu berücksichtigen, daß zur Erkenntnis dieser Schönheit umfangreiches mathematisches Wissen gehört. Das Schönheitsideal wird hier durch wissenschaftliche Kriterien bestimmt. Dazu gehört z. B. die Einfachheit, d. h. mit einem Minimum an mathematischem Aufwand wird ein Maximum an Erklärung erreicht. Für manche gehört dazu das Fehlen von Materialkonstanten, die Beseitigung halbempirischer Theorien usw.

Vielleicht sollte man für die Aneignung der Wirklichkeit auf die innere Einheit des Wahren, Schönen und Guten verweisen, die schon in der antiken Philosophie stark betont wurde. Dabei orientiert sich die Wissenschaft vor allem auf die Erkenntnis des Wahren, die Kunst auf den Genuß des Schönen und die Technik auf die Nutzung des Guten für den Menschen. Aber Erkenntnis, Genuß und Nutzung sind nicht zu trennen, auch wenn sie gesellschaftlich determiniert deformiert auftreten können.

Die von Dir genannte Beziehung zwischen Lebensweise und Bauweise ist sicher auch ein Problem der Zusammenarbeit von Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern. Damit würde sich der Kreis zu den anderen Problemen schließen. Vor einigen Jahren sagte ich dazu: „Die Naturwissenschaft liefert durch die Entwicklung neuer Stoffe, Maschinen, Verfahren, Methoden usw.

den materiellen Rahmen für gesellschaftliche [68] Beziehungen. Wir müssen essen, trinken, wohnen, produzieren, zur Arbeit fahren, uns erholen usw. Alle diese Bereiche sind von der Wissenschaft durchdrungen und beeinflußt. Dabei handelt es sich bei der Produktion, Verteilung und Konsumtion von Gütern um gesellschaftliche Beziehungen, die von der Gesellschaftswissenschaft zu erforschen sind. Wir gestalten neue Beziehungen der Menschen im Betrieb, im Wohngebiet usw. Müssen hier nicht naturwissenschaftliche, technische und gesellschaftswissenschaftliche Forschung Hand in Hand gehen, um die naturwissenschaftlichen und technischen Voraussetzungen gesellschaftlicher Entwicklung und die gesellschaftlichen Ziele naturwissenschaftlicher Forschung genauer bestimmen zu können? Was sind und wie erzielen wir die richtigen Bedürfnisse? Wie soll ein Wohnkomplex der Zukunft gestaltet werden, der die Entwicklung sozialistischer Persönlichkeiten fördert? Die Wohnung ist für die Familie wichtig, aber was macht der, der sich in seiner Wohnung von der Gemeinschaft ausgeschlossen und einsam fühlt?“ (20 Jahre Urania – 6. Tagung des Präsidiums vom 21. Juni 1974, S. 66). Man sollte dieses enge Zusammenwirken von Wissenschaft, Technik und Kunst, das Du im Auge hast, viel mehr fördern.

Das sind einige Bemerkungen zu den Manuskripten.

Viele Grüße Herbert Hörz

*

Jürgen Kuczynski an Herbert Hörz

Berlin, den 29. 3. 1977

Lieber Herbert:

Sehr vielen Dank für Deinen Brief – zusätzlich zum Gutachten – und die Erlaubnis, ihn im Buch abzdrukken. Ich finde das für den Leser viel nützlicher, weil ich so die Schärfe oder, wie Du es nennst, Provokation oder Zugespitztheit meiner Formulierungen beibehalten kann, und der Leser gleichzeitig Deine Bemerkungen dazu bedenken kann.

Nun zu den Problemen. Zuerst zur Integration von Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften – möglichst im einzelnen Wissenschaftler. Ein Problem, über das auch Du geschrieben, vor allem aber, das Du in Dir selbst praktisch zu lösen begonnen hast. Ein Beispiel für uns alle!

Selbstverständlich richtet sich eine solche Forderung der Integration nicht gegen Spezialarbeit. Ein Wissenschaftler, der nicht Spezialist ist, das heißt, nicht mindestens ein Einzelgebiet als Autorität bis ins letzte Detail beherrscht, ist meiner Ansicht nach überhaupt kein Wissenschaftler. Ganz prächtig darum Deine Formulierung „Disziplinäre Niveaulosigkeit wird m. E. zur potenzierten interdisziplinären Niveaulosigkeit bei der Lösung von Integrationsproblemen“. Nur bedeutet Spezialist sein nicht, daß man nur ein Spezialgebiet im Laufe des Lebens hat. Und wenn wir länger leben werden und unser Wissenschaftsbetrieb ein höheres Niveau erreicht haben wird, dann wird der einzelne Wissenschaftler auch Spezialist sowohl auf natur- wie auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet sein können. Arbeitsteilung wird es immer in der Wissenschaft geben – es kommt-nur darauf an, wie die Arbeit geteilt wird.

[69] Vor allem aber darf der Wissenschaftler nicht nur Spezialist sein. Und da bin ich froh, daß Du mit mir übereinstimmst, daß im Laufe der Zeit auch der einzelne Wissenschaftler ganz allgemein „immer besser die Integration der Wissenschaften verkörpern“ wird.

Ausgezeichnet finde ich Deinen Vorwurf, daß ich die „Vielfalt der Formen“ der Integration „in Abhängigkeit von der Zielstellung“ ungenügend beachtet habe.

Was die Problematik Naturwissenschaft – Ethik betrifft, so scheint mir das doch nur ein vorübergehendes Problem auf Grund der Verhältnisse im Kapitalismus und unserer eigenen historisch wahrlich begründeten Zurückgebliebenheit in der Lösung von Fragen der Ethik zu sein. Am klarsten kann man sich das meiner Ansicht nach einmal an der Problematik der Gen-

Austauschversuche machen. Viele fortschrittliche Wissenschaftler sind für eine Einstellung aller solcher Versuche, da sie einen Mißbrauch auf Grund der gegenwärtigen „ethischen Situation“ in der Welt des Kapitals fürchten. An sich, zum Beispiel in einer geeinten sozialistischen Welt, ist der Gedanke der Einstellung irgendwelcher naturwissenschaftlicher Versuche (!) natürlich unsinnig – im schärfsten Gegensatz zur Anwendung der Resultate von Versuchen, die aber natürlich nicht nur wissenschaftlicher, sondern auch vor allem allgemein gesellschaftlicher Einschätzung unterliegt. Was aber das von Dir genannte Problem der Schwangerschaftsunterbrechung betrifft, so zeigen die häufigen Schwankungen der Politik und Ethik auch in verschiedenen sozialistischen Ländern ganz einfach, daß wir uns hier noch keinen festen Standpunkt geschaffen haben, wobei die verschiedenen Diskussionen zu dieser Problematik beweisen, daß es sich hierbei, wie Du ganz richtig andeutest, um Entscheidungen handelt, die eine ganz tiefe Integration naturwissenschaftlicher und gesellschaftswissenschaftlicher und normativer, also keineswegs nur „rein wissenschaftlicher“, Betrachtungsweisen erfordert. –

Zur Rolle des subjektiven Faktors: Voll stimme ich mit Dir darin überein, daß der subjektive Faktor zum Beispiel auch die politisch-organisatorische Tätigkeit mit umfaßt. Mir kam es aber vor allem darauf an, zu zeigen, daß „richtiges Bewußtsein“ eine zwar qualitativ ganz *andere* Rolle als „falsches Bewußtsein“ spielt, zum Beispiel für die Förderung des gesellschaftlichen Fortschritts, aber deswegen nicht eine *größere* Rolle für den Zustand der Gesellschaft hat. Zugespitzt formuliert kann ein falsches Bewußtsein, das die Massen ergreift (etwa der Faschismus), eine viel größere Rolle spielen als ein richtiges Bewußtsein, das nur einen Teil des Volkes ergreift. Wogegen ich mich darum wandte und worin wir beide übereinstimmen, ist die Formulierung eines „Gesetzes der wachsenden Rolle des subjektiven Faktors im Sozialismus“.

Völlig recht hast Du mit Deiner Bemerkung, daß wir den subjektiven Faktor genauer definieren und vor allem, wie ich es auch verlange, in seiner jeweils relativen Bedeutung zum objektiven Faktor (dessen Entscheidung, wie es Engels formuliert, „in letzter Instanz“ selbstverständlich ist) historisch genau untersuchen müssen. –

Zum Problem der Widersprüche: Du hast völlig recht – das schien mir so selbstverständlich, daß ich es gar nicht für notwendig hielt, es zu betonen und auszuführen –, wenn Du schreibst, daß es subjektiv nur gilt, Widersprüche hervorzurufen und zu fördern, die uns vorwärts bringen. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß ein Großteil der Widersprüche, die uns begegnen, objektiven Ursprung haben. Oder [70] habe ich unrecht? Meinst Du zum Beispiel, daß die zahlreichen Widersprüche, die wir bewußt schaffen, zum Beispiel alles Neue in der Wissenschaft und Technik und allgemein durch Neuerertum im Widerspruch zum Alten, an Zahl und Bedeutung die objektiven Widersprüche überwiegen? wobei die objektiven Widersprüche oft Resultate unbewußt subjektiv geschaffener Zustände sind. Doch ich fange an, über eine ganz neue noch kaum untersuchte Problematik zu schreiben. Vielleicht regt sie Dich zu einer Untersuchung an.

Sei nicht bitter oder ärgerlich über meine Bemerkung über die Philosophie. Natürlich gibt es von ihnen wie von allen Gesellschaftswissenschaftlern auch so manches Positive zu berichten. Du weißt doch sehr gut, wie hoch ich zum Beispiel Deine Arbeiten schätze. Aber wenn ich an so viele unserer Philosophen, allgemein unserer Gesellschaftswissenschaftler und ihre Behandlung von Grundproblemen des Marxismus sowie ihr Verhältnis zur Realität – und dabei ist die Widerspruchsproblematik nur das eklatanteste Beispiel – denke, dann neige ich natürlich zur Betonung solcher negativen Seiten, da ihre Beseitigung für unsere gesamtgesellschaftliche Entwicklung heute viel wichtiger ist als so manche positive Arbeiten. –

Was Du über den Wissenschaftler und die Kunst sagst, scheint mir sehr einleuchtend.

Nochmals vielen, vielen Dank für Deinen so klugen Brief und gute Wünsche

Jürgen Kuczynski

Kapitel II

1. Über Diskontinuität und Kontinuität – ein Brief

Lieber Freund:

Natürlich habe ich Dein Buch mit großem Interesse gelesen und nicht wenig dazugelernt. Es gibt auch eigentlich kaum etwas, dem ich nicht zustimmen kann.

All die vielen Mahnungen zur Kontinuität in unserer Wirtschaft sind nur zu berechtigt: Kontinuität der Belieferung mit Rohstoffen und Halbprodukten, Kontinuität im Produktionsablauf von Monat zu Monat und nicht die übliche Hektik am Jahresende, Kontinuität in der Ersatzteilbeschaffung usw. Richtig weist Du auch auf Zusammenhänge zwischen Kontinuität und Proportionalität, Kontinuität und Planung hin.

Der Mangel an Kontinuität, auf den Du so oft zu sprechen kommst, nicht immer direkt, aber indem Du stets wieder auf die Bedeutung der Kontinuität hinweist, ist ja doch im Grunde nur ein Ausdruck dafür, daß wir den Wirtschaftsablauf immer noch nicht genügend im Griff haben. Darum ist es auch so wichtig, immer wieder auf die Kontinuität aufmerksam zu machen, sie zu fordern, zu zeigen, wo sie noch ungenügend ist. Und es ist daher auch gar nicht verwunderlich, daß Du für jede Mahnung auch ein Zitat aus den verschiedenen Plenartagungen unseres Zentralkomitees oder aus den beiden letzten Parteitagungen findest.

Und doch scheint mir Dein Buch an einem grundlegenden Fehler zu leiden: Du verabsolutierst die Bedeutung der Kontinuität – und das in einer Zeit, in der die wissenschaftlich-technische Revolution, die Du ja auch recht häufig (zu häufig?) erwähnst, begonnen hat, die wissenschaftlich-technische Revolution, die ja wie jede Revolution eine scharf ausgeprägte Diskontinuität bringen muß, ja, die gewissermaßen ein Symbol der Diskontinuität ist!

Kontinuität als Mahnung, weil wir insbesondere organisatorisch in der Wirtschaft noch viel zu tun haben –

Diskontinuität als unabweisliche Notwendigkeit, wenn wir wirklich energisch vorwärts kommen wollen.

So scheint es mir richtig – aber der letzte Teil fehlt in Deinem Buch und in allen anderen, die ich zu dieser Thematik kenne.

Ich besinne mich noch sehr genau, als mich ein Genosse auf dem VIII. Parteitag fragte, wie ich mit dem Verlauf zufrieden sei, und ich ihm sagte: „Sehr, sehr zufrieden! nur verstehe ich nicht, warum immer von Kontinuität gesprochen wird, wo der Parteitag doch die großartigste Diskontinuität bringt.“ Und der Genosse antwortete mir: „Du hast im Grunde recht, aber das ist aus politischen Gründen notwendig“. Die politischen Gründe, die er nannte, zeigten aber nur, daß unsere Gesellschafts-[72]wissenschaftler im allgemeinen in der Beziehung eine schlechte Erziehungsarbeit geleistet hatten und noch leisten, als sie nicht zeigen, daß jeder qualitative Sprung vorwärts eben eine Diskontinuität der Entwicklung bedeutet – und daß der VIII. Parteitag wahrlich ein qualitativer Sprung nach vorn war, daran läßt sich doch nicht zweifeln.

Sieh Dir nur einmal die Überschriften in Deinem Buch an. Mehrere Kapitel und Dutzende Unterteile von Kapiteln fordern schon in den Überschriften Kontinuität. Ich habe jedoch keine einzige Überschrift gefunden, die Diskontinuität verlangt.

Durch diese Einseitigkeit wird aus Deinem Buch im Grunde eine kluge Anweisung, Fehler zu vermeiden, damit alles behaglich vorwärtsgehen kann. Harmonische Perfektibilität ist Dein Ideal, würde ich sagen, wenn ich Dich ärgern und reizen wollte. Aber einmal will ich das nicht und sodann unterscheidet sich Dein Buch in dieser Beziehung von anderen doch immerhin dadurch, daß Du klüger, differenzierter und in der Aufzählung von Mängeln klarer und bestimmter schreibst als so viele andere.

Im Grunde laufen all Deine so berechtigten Forderungen nach Kontinuität auf eine selbstverständliche Voraussetzung für eine sich diskontinuierlich entwickelnde Wirtschaft hinaus.

Vor ein paar Tagen sprach ich mit einem philosophisch vorzüglich gebildeten Wirtschaftswissenschaftler, ohne Dein Buch zu erwähnen, über diese Problematik. Er sah, zunächst rein theoretisch, sofort ein, daß hier allgemein eine Grundlehre des Marxismus verletzt wird. Er sprach von der Einheit von Kontinuität und Diskontinuität – „bester Marx“ würde der sagen, der nicht weiß, daß das schon „bester Hegel“ ist.

Und dann meinte er: „Man sollte von Diskontinuität im Rahmen der Kontinuität sprechen.“

Meiner Ansicht nach ist das aber nur ein erster Schritt, den er gemacht hat. Er hält immer noch „die gute Ordnung“ oder, politisch formuliert, wenn auch zugespitzt, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ für das Entscheidende. Darum Diskontinuität im Rahmen der Kontinuität oder wie Hašek es formuliert: Revolution im Rahmen des Gesetzes*.

Faktisch aber geht es, muß es uns gehen, um Kontinuität im Rahmen der Diskontinuität. Das Umfassende, das Richtungsweisende, das Entscheidende für den Fortschritt ist doch die Diskontinuität!

Genau darum wird auch der vollendete Kommunismus niemals eine allgemeine Idylle, sondern auch er ein steter Kampf für und um den Fortschritt sein.

Wir sind für Kontinuität, für Beherrschung des Mechanismus unserer Wirtschaft, für reibungsloses Ineinandergreifen der verschiedenen Bewegungen, damit wir uns, ohne in Anarchie zu verfallen, diskontinuierlich vorwärts entwickeln können.

Meinst Du nicht, daß wir damit gewissermaßen eine entscheidende Stelle in der Analyse der Problematik getroffen haben? Die Kontinuität sichert, daß die Diskontinuität nicht Anarchie, sondern qualitativ sprunghaften Fortschritt bringt. Ohne Kontinuität muß die Diskontinuität Krisen verursachen. Mit Kontinuität, mit ihr als Basis des alltäglichen Geschehens bringt die Diskontinuität uns vorwärts.

Auch „Alltag“ im letzten Satz scheint mir ein wichtiges Stichwort. Diskontinuität, [73] echte, willkommene, uns vorwärtsbringende Diskontinuität ist im Leben des Einzelnen und auch im Leben eines Wirtschaftsbetriebes eine Festtagserscheinung, ein selbstgeschaffenes Glück, ein frohes Ereignis. Solche Diskontinuität ist ein Grund zum Feiern. Sie ist nicht alltäglich, obgleich sie natürlich, wenn man genau hinsieht, überall anzutreffen ist, denn überall bereiten sich zumindest qualitative Veränderungen vor. Aber wirklich auffallende, beglückende Diskontinuität ist selbstverständlich viel seltener. – – –

Verzeih die Unterbrechung, aber es kamen andere Dinge dazwischen, auch habe ich den Brief bis zu dieser Stelle einem Genossen vorgelesen, um zu sehen, wie er wirkt. Sehr interessant war seine Reaktion.

„Du mußt“, meinte er, „viel deutlicher herausarbeiten, daß Kontinuität ebenso wie Diskontinuität gut und schlecht sein können. Wegen der häufig so ungenügenden Kontinuität da, wo sie notwendig ist, neigen wir dazu, sie gewissermaßen an sich als etwas Gutes und Richtiges zu betrachten. Und mit der Diskontinuität ist es doch so: Da, wo sie unangebracht ist, verdammen wir sie mit Recht, und sie ist bei uns noch recht viel und oft unangebracht. Da, wo sie sich aber positiv auswirkt, da scheuen wir uns, sie als wichtig und richtig anzuerkennen und zu loben, als ob wir marxistisch ungebildet wären, was wir ja in dieser Beziehung wohl auch sind.“

Ich glaube, der Genosse hat damit völlig recht. Kontinuität hat bei uns einen „guten Sinn“, Diskontinuität einen pejorativen, abwertenden, schlechten. Und das ist unmarxistisch. Und daß

* Jaroslav Hašek, tschechischer Schriftsteller (1883-1923) und seine „Partei für gemäßigten Fortschritt in den Schranken der Gesetze“

das unmarxistisch ist, sollte im Grunde jeder, der die Zehnklassenschule absolviert hat, wissen, denn es handelt sich dabei um marxistisches Grundwissen.

Wenn Marx und Engels die vorkapitalistischen Gesellschaftsordnungen gelegentlich konservativ nennen, dann sagen sie damit zugleich, daß in ihnen die Kontinuität überwiegt. Wenn sie aber schon im „Kommunistischen Manifest“ sagen, daß die Bourgeoisie nicht existieren kann, ohne die Basis, ohne die Gesellschaft ständig zu revolutionieren, dann meinen sie damit, daß von nun an die Geschichte der Menschheit die Geschichte großartiger Diskontinuität geworden ist.

Wenn Du über die Rolle des antagonistischen Widerspruchs in den verschiedenen Gesellschaftsformationen nachdenkst, dann wirst Du finden, daß er als gesellschaftsbeherrschender Faktor mit den Ausbeutergesellschaften beginnt und im Verlaufe der sozialistischen Gesellschaft als erster Stufe der kommunistischen für immer schwindet.

Ganz anders die Diskontinuität als ständiger und entscheidender Begleiter der Gesellschaft als Ganzer. Natürlich gibt es überhaupt keinen gesellschaftlichen Fortschritt ohne Diskontinuität. Aber als entscheidendes und stetes Charakteristikum findest Du sie erst seit der kapitalistischen Gesellschaft.

Das hängt meiner Ansicht nach in ganz großem Ausmaß mit der zunehmenden Beschleunigung des Wachstums der Produktivkräfte mittels des zunehmenden Ersatzes der Erfahrung durch die Wissenschaft als Produktivkraft zusammen. Die Wissenschaft als Produktivkraft macht die positive, uns vorwärtsbringende Diskontinuität zu einem entscheidenden Faktor unserer Gesellschaftsordnung. Die Erfahrung und damit die Kontinuität kennzeichnet das Handwerk, die Wissenschaft und damit die Diskontinuität prägt die Epochen der Maschine und der Automatik.

[74] Auch unter diesem Gesichtspunkt siehst Du, wie falsch es wäre, von Diskontinuität im Rahmen der Kontinuität heute zu sprechen. Genau umgekehrt ist es richtig seit dem Ende der vorkapitalistischen Gesellschaftsordnungen, zumindest, was die Wirtschaft betrifft. – – –

Wieder wurde ich unterbrochen. Die Post brachte die Zeitungen, aber ich las sie nicht, nachdem ich gleich auf der ersten Seite der einen folgende für unser Thema so kennzeichnende Überschrift gefunden habe: „Kontinuität kennzeichnet die Besten im Wettbewerb“. Wenn das wirklich der Fall wäre, wäre das höchst bedenklich und würde nur anzeigen, daß wir rapide zurückbleiben. Kontinuität sollte alle im Wettbewerb auszeichnen, und überall dort, wo sie herrschen muß, aber noch nicht herrscht, ist es wichtig, sie herbeizuführen und dann dafür zu sorgen, daß sie erhalten bleibt. Aber die Besten im Wettbewerb sind natürlich die, die für Diskontinuität sorgen, die uns qualitative Sprünge machen lassen. Darum hieß es auch in der gleichen Zeitung wenig später und völlig richtig „Technischer Fortschritt hat Vorrang im Wettbewerb“, was nichts anderes heißt als: vorausgesetzt, daß an den richtigen Stellen endlich für Kontinuität gesorgt worden ist, hat die Sorge um die Diskontinuität den Vorrang – denn nur sie bringt uns wirklich vorwärts. Aber davon stand natürlich nichts in der Zeitung.

Denke doch nur im Zusammenhang mit dieser Problematik daran, welchen Schwierigkeiten unsere Akademieinstitute in manchen Betrieben begegnen, Neuigkeiten, seien es neue Verfahren oder neue Konstruktionen, einzuführen. Der Betrieb läuft „ordentlich seinen Gang“, alles geht „schön kontinuierlich“ vor sich, der Plan wird „reibungslos“ erfüllt – und da erscheinen die Wissenschaftler und wollen uns dabei stören! Kommt überhaupt nicht in Frage! meint die Betriebsleitung und verurteilt mit dieser Kontinuitätssucht sich und den Betrieb zum Zurückbleiben.

Statt fünf oder zehn Prozent der Kapazität zum Großexperiment mit der Neuigkeit freizugeben, wird der Diskontinuität kein Platz eingeräumt.

In „meinem“ Akademieinstitut erfaßt die Planung der wissenschaftlichen Forschung in jeder Abteilung nur etwa 80 Prozent der Kapazität. Für diese 80 Prozent wird scharf darauf geachtet,

und zwar von der Direktion, zentral, daß der Plan erfüllt wird. Über die verbleibenden 20 Prozent der Arbeitskapazität aber verfügen die Abteilungsleiter frei, um neue Methoden, neue Ideen auszuprobieren, ganz neue Probleme, auf die man bei der Forschung gestoßen ist, ja ganz neue Arbeitsgebiete behandeln zu können. Dadurch wird der Diskontinuität ganz bewußt Raum gegeben und die Initiative zur Diskontinuität nach unten verlagert.

Natürlich können wir nicht jedes beliebige neue Problem weiter verfolgen, und im Betrieb muß man sehr genau untersuchen, ob die von dem Akademieinstitut angebotene, zur Einführung vorgeschlagene Neuerung sich ökonomisch oder technisch oder vom Standpunkt der Arbeits-erleichterung usw. lohnt. Was aber heißt „sich lohnt“? Doch ganz offenbar: ob die Diskontinuität, die sie bringt, groß genug ist!

Solche Beispiele über die Schädlichkeit der Kontinuität „für sich“ und die Notwendigkeit eines Minimums von Diskontinuität „an und für sich“, um mit Hegel zu sprechen, lassen sich vervielfachen.

Solche Beispiele zeigen, daß die Leitung und Organisation der Volkswirtschaft [75] nicht die Aufgabe hat, für Kontinuität des Wirtschaftsprozesses zu sorgen, sondern vielmehr dafür, daß Kontinuität dort herrscht, wo sie volkswirtschaftlich angebracht ist, und Diskontinuität dort, wo sie allein uns vorwärts bringen kann.

„Lob und Tadel der Kontinuität – Lob und Tadel der Diskontinuität“, so müßte ein Kapitel in jeder Volkswirtschaftslehre überschrieben sein. Erst wenn wir ganz bewußt so verfahren, werden wir in der Lage sein, die Überlegenheit des Sozialismus – so wie es Lenin gefordert hat – durch seine Überlegenheit in der Produktivität, in der Effektivität unter Beweis zu stellen. Denn nur hohe Produktivität, hohe Effektivität in der Volkswirtschaft, vor allem in der materiellen Produktion, ermöglichen die Verwirklichung der Ziele des Sozialismus auf allen gesellschaftlichen Gebieten und so den Übergang zum Kommunismus.

Eine Leitung der Volkswirtschaft auf allen Ebenen, die weise in der Erhaltung der Kontinuität und talentiert in der Vorsorge für Diskontinuität ist, ist eine marxistisch gebildete Leitung, wie wir sie im Sozialismus brauchen.

Doch müssen unsere Überlegungen zu dieser Thematik noch viel weiter schweifen, und ohne die Zeitung, die gewissermaßen noch zu Nachüberlegungen zu dem vorangehend Gesagten verführte, wäre ich schon fast am Ende meiner Bemerkungen gewesen.

Vor einiger Zeit hatten wir (Du wirst Dich wegen der Heftigkeit, mit der wir beide angegriffen wurden, besinnen) eine Diskussion über das Problem gesellschaftswissenschaftlicher Schulen. Was sind denn wissenschaftliche Schulen überhaupt anderes als „institutionelle“ Manifestationen der Diskontinuität in der wissenschaftlichen Entwicklung. Und das Gleiche gilt doch für alle Schulen bzw. Richtungen auf irgendeinem Gebiet menschlicher Tätigkeit, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Kunst, früher auch der Religionsausübung, das heißt wohl für alle Formen der Aneignung der Realität mit Ausnahme der praktisch-geistigen, wenn wir unter dieser die erfahrungsmäßige verstehen, und auch die letztere stellt natürlich, zwar nicht in sich, wohl aber als Fortschritt der blind reagierenden, vor-erfahrungsmäßigen Aneignung gegenüber, eine Diskontinuität dar.

Kannst Du Dir überhaupt eine große Leistung vorstellen, die nicht entweder eine vorangehende Diskontinuität konsolidiert oder eine neue Diskontinuität bringt, ganz gleich, was für eine menschliche Tätigkeit Du betrachtest?

Und gibt es überhaupt eine Institution, die heute mehr Wert auf Diskontinuität legen muß als eine Akademie der Wissenschaften mit ihren Forschungsinstituten? Ich sage heute, wo wir am Anfang der wissenschaftlich-technischen Revolution stehen und diese mit allen unseren Kräften fördern müssen. An den Universitäten, auf denen die Lehre eine so bedeutende Rolle spielt,

muß meiner Ansicht nach auch der Faktor Kontinuität eine relativ große Bedeutung haben. Aber in Forschungsinstituten muß man deren Effektivität an der Größe des Faktors Diskontinuität messen.

Wie aber steht es mit Kontinuität und Diskontinuität auf ganz anderen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens? etwa auf dem Gebiet der Freundschaft oder dem der Ehe? Ich muß Dir ganz offen sagen, daß ich vor diesem Brief Freundschaft und Ehe überhaupt noch nicht unter diesem Gesichtspunkt betrachtet habe. Bin ich also ganz [76] besonders beschränkt? Ich glaube das nicht. Ich meine vielmehr, daß wir alle auf allen Gebieten gesellschaftlichen Lebens, gesellschaftlicher Aktivität dieser Problematik viel mehr Aufmerksamkeit widmen müssen, als wir es bisher getan haben. Was natürlich nicht bedeutet, daß mehr Freunde Dir so lange Briefe zu diesem Thema schreiben sollen, wie es getan hat

Dein J. K.

Berlin, den 11. Oktober 1976

[77]

2. Kontinuität und Diskontinuität in der Wissenschaft

Die Problematik für den Wissenschaftler

In den sechziger Jahren, vor dem VIII. Parteitag der SED, als es immer neue Reformen und immer neue Schwerpunkte für Forschung und Lehre bei uns gab, sehnten sich die Wissenschaftler nach mehr Kontinuität von Forschung und Lehre, und sie hatten wahrlich recht mit dieser Sehnsucht.

Nichts ist gefährlicher für einen jungen Wissenschaftler, nichts störender für einen älteren, als immer neue Schwerpunkte „vorgesehen“ zu bekommen, als keine Arbeit wirklich bis zu ihrem Ende durchführen zu können, als erste Resultate wie letzte behandeln zu müssen.

Wie will man wirklich tief in eine Problematik eindringen, wenn man von der Mitteilung überrascht wird, daß eine neue Variation des Themas oder gar eine ganz neue Problematik aktuell geworden ist!

Natürlich muß man die Wissenschaftsentwicklung und dementsprechend auch die Arbeit des Wissenschaftlers planen – aber langfristig. Und ebenso natürlich gibt es auch dringende Probleme, die plötzlich, unerwartet und darum ungeplant auftauchen. Dann muß der Wissenschaftler seine Arbeit unterbrechen und die neue Thematik in Angriff nehmen. Aber das „Ungeplante“ darf nicht seine wissenschaftliche Arbeit beherrschen.

Es geht auch nicht, daß der junge Wissenschaftler alle paar Monate oder auch nur jedes Jahr zu einem anderen Kollektiv gehört oder der ältere Wissenschaftler jedes Jahr andere Assistenten hat oder mal über eine Sekretärin verfügt, mal nicht.

Wie soll der Wissenschaftler überhaupt ein guter Spezialist werden oder ein wirklicher Fachmann, wenn seine Entwicklung und seine Arbeit keine Kontinuität hat?

Wie soll man ein Kollektiv oder gar ein wissenschaftliches Institut leiten, wenn keine Kontinuität herrscht?

Wir sehen, welche große Rolle die Kontinuität für die Arbeits- und Leitungsbedingungen des Wissenschaftlers spielt.

Groß aber ist auch die Rolle der Diskontinuität.

Ein Wissenschaftler, der stets auf dem gleichen Spezialgebiet arbeitet, wird nicht ein immer besserer Spezialist, sondern er wird einseitig und schließlich unfruchtbar in seinem Denken. Er muß darum von Zeit zu Zeit die Spezialität wechseln.

Ein Wissenschaftler, der kontinuierlich auf dem gleichen Fachgebiet arbeitet, wird nicht ein immer besserer Fachmann, sondern im Laufe der Zeit ein Fachidiot.

[78] Ja, schon der junge Wissenschaftler darf nicht nur kontinuierlich, er muß vielmehr gleichzeitig kontinuierlich und diskontinuierlich arbeiten. Nämlich einerseits muß er sich lern- und forschungsmäßig auf sein Spezialgebiet konzentrieren, gleichzeitig, und damit diskontinuierlich in seiner Arbeit, sich aber auch bemühen, ganz allgemein in der Wissenschaft, zu der das Spezialgebiet gehört, heimisch zu werden. Und wenn möglich, soll er sich auch noch um Nachbarwissenschaften irgendwie kümmern.

Ein junger Wissenschaftler darf auch nicht einseitig empirisch oder einseitig theoretisch arbeiten, weil er sonst überhaupt nicht dazu kommt, sich irgendeinen Teil der Realität adäquat anzueignen.

Und wenn ich hier den jungen Wissenschaftler nenne, dann weil solch Wechsel zwischen Empirie und Theorie für den älteren Wissenschaftler eher als selbstverständlich angenommen wird. Er gilt aber eben schon für den Anfänger, für den Lehrling im wissenschaftlichen Betrieb.

Eine andere absolut notwendige Diskontinuität, schon für den Studenten notwendig, ist, daß er lernt, im Kollektiv ebenso wie in der Einsamkeit zu arbeiten.

Beides natürlich gleichzeitig – denn wie will er fruchtbar im Kollektiv wirken, wenn er nicht aus der Einsamkeit kommt, in der er für sich nachgedacht und sich so für das Kollektiv vorbereitet hat; und wie will er das aus dem Kollektiv Mitgenommene fruchtbar nutzen, wenn er keine Einsamkeit hat, in der er es durchdenken kann?

Auch sein Arbeitsprozeß ist ein diskontinuierlicher, indem er bald liest, bald schreibt, bald Material sammelt, bald es analysiert, bald Schlußfolgerungen zieht – alles völlig verschiedene Arbeitsweisen.

Neue Diskontinuitäten kommen mit größerer Verantwortung. Wie diskontinuierlich ist der Übergang von der eigenen Forschungsarbeit zur Anleitung eines anderen für die Forschung. Noch viel größer ist der Übergang von der eigenen Forschungsarbeit zur Organisationsarbeit eines Forschungsunternehmens. Und wieder größer ist die Diskontinuität, wenn man von der Forschungsarbeit zur Verwaltungsarbeit übergeht.

Überaus wichtig ist auch die Diskontinuität zwischen Forschung und Lehre. Ein Lehrer, der nicht forscht, wird bald steril, ein Forscher, der nicht lehrt und sich nicht dem Fragespiegel der Lernenden aussetzt, wird bald einseitig.

Solche Diskontinuitäten können sich aber, genau wie wir es schon bei den Kontinuitäten bemerkt haben, auch störend im wissenschaftlichen Betrieb auswirken. So wie ständige Kontinuität auf einem Spezialgebiet oder auf einem Fachgebiet schädlich für den Wissenschaftler ist, so ist es auch die ständige Diskontinuität, etwa dauerndes Eindringen der Verwaltungsarbeit in die Forschungsarbeit, dauernde Unterbrechung der Einsamkeit des Nachdenkens durch Kollektivarbeit (Sitzungen!).

Sorge für fördernde Kontinuität und Diskontinuität ebenso wie Abwehr von hemmender Kontinuität und Diskontinuität sind Aufgaben von größter Bedeutung für jeden Leiter wissenschaftlicher Unternehmungen.

Einzelne Probleme der Kontinuität ebenso wie der Diskontinuität der wissenschaftlichen Arbeit werden seit längerem in Schriften zur Wissenschaftstheorie behandelt. Als Gesamtproblem unter dem Gesichtspunkt der richtigen Kontinuität und Diskontinuität sind sie bedauerlicher Weise noch nicht betrachtet worden.

[79] Zumal eine Neigung besteht, Diskontinuität „an sich“ für etwas Schlechtes zu halten, wie es lange mit dem Widerspruch geschah. In der gesamten marxistischen gesellschaftswissenschaftlichen Literatur der letzten Jahrzehnte, ganz gleich welches Gebiet sie behandelt, sucht man zum Beispiel vergeblich nach einer Mahnung zu mehr Diskontinuität für den Wissenschaftler oder Techniker oder Wirtschaftsleiter, obgleich diese faktisch, in anderen Worten, doch vielfach gefordert wird – etwa wenn von der wissenschaftlich-technischen Revolution die Rede ist. Merkwürdig dieses Tabu – obgleich das Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität zum Beispiel von Günter Kröber in unserem Philosophischen Wörterbuch, wenn auch etwas theoretisch, so doch durchaus richtig behandelt wird.

Hören wir abschließend einen Bericht von Helmholtz in seiner Eröffnungsrede für die Naturforscherversammlung zu Innsbruck 1869 über die Arbeit des Naturforschers in seiner ganzen Abwechslung, das heißt Diskontinuität:

„Da müssen wir uns darauf werfen, Fehler der Instrumente zu studieren, sie zu beseitigen oder, wo sie sich nicht beseitigen lassen, ihren nachtheiligen Einfluss zu umgehen. Ein anderes Mal müssen wir Zeit und Gelegenheit abpassen, um einen Organismus in dem Zustande zu finden, wie wir ihn zur Untersuchung brauchen. Dann wiederum lernen wir erst während der Untersuchung mögliche Fehler derselben kennen, welche das Ergebniss geschädigt haben oder auch

vielleicht nur im Verdacht stehen könnten, es geschädigt zu haben, und sehen uns genöthigt unsere Arbeit immer wieder von vorn zu beginnen, bis jeder Schatten eines Verdachtes beseitigt ist. ... Jeder von Ihnen wird wissen, wie unverhältnissmässig viel mehr Zeit mit den Vorbereitungen, mit den Nebenarbeiten, mit der Controle möglicher Fehler und namentlich mit der Abgrenzung der zur Zeit erreichbaren Ergebnisse von dem Unerreichbaren bei einer guten Untersuchung hingeht, als schliesslich dazu nöthig ist, die eigentlich endgültigen Beobachtungen oder Versuche durchzumachen; wie viel mehr Scharfsinn und Nachdenken oft aufgeboten werden muss, um ein ungehorsames Stück Messing oder Glas gefügig zu machen, als um den Plan der ganzen Untersuchung zu entwerfen. ...

Die Zeit des Arbeitens ist also jedenfalls keine Zeit grosser umfassender Umblicke. Freilich wenn der Sieg über die Schwierigkeiten glücklich errungen und die Ergebnisse sichergestellt sind, so tritt der Natur der Sache nach ein Ausruhen ein, und das nächste Interesse ist dann darauf gerichtet, die Tragweite der neu festgestellten Thatsachen zu überblicken, und einmal wieder einen grösseren Ausblick auf die benachbarten Gebiete zu wagen. Auch dies ist nothwendig, und nur derjenige, der zu einem solchen Ausblick befähigt ist, kann hoffen auch für fernere Arbeiten fruchtbare Angriffspunkte zu finden. ...

Aber der Naturforscher braucht ausser dem Wissen, was ihm Vorlesungen und Bücher zufließen lassen, auch noch Kenntnisse, die nur eine reiche und aufmerksame sinnliche Anschauung geben kann; er braucht Fertigkeiten, welche nur durch oft wiederholte Versuche und durch lange Uebung zu gewinnen sind. Seine Sinne müssen geschärft sein für gewisse Arten der Beobachtung, für leise Verschiedenheiten der Form, der Farbe, der Festigkeit, des Geruchs u. s. w. der untersuchten Objecte; seine Hand muss geübt sein bald die Arbeit des Schmiedes, des Schlossers und Tischlers, [80] bald die des Zeichners oder Violinspielers auszuführen, bald, wenn er unter dem Mikroskop anatomirt, die Spitzenklöpplerin in Genauigkeit der Führung einer Nadel zu übertreffen. Dann wiederum muss er den Muth und die Kaltblütigkeit des Soldaten haben, wenn er übermächtigen zerstörenden Gewalten gegenübersteht, oder blutige Operationen, bald an Menschen, bald an Thieren auszuführen hat. Solche theils in ursprünglicher Anlage schon empfangene theils durch langjährige Uebung erworbene oder verfeinerte Eigenschaften und Fähigkeiten sind nicht so schnell oder so massenhaft zu erwerben, wie es allenfalls möglich wäre, wo es sich nur um Schätze des Gedächtnisses handelte.“¹

Schier unabsehbar ist die Zahl der Diskontinuitäten in der Arbeit des Wissenschaftlers, von denen hier die Rede ist. Dabei handelt es sich vielfach keineswegs um Diskontinuitäten, die wohl geordnet in straffer Reihe sich folgen, sondern oft um einen unsteten Wechsel, denn immer wieder muß der Wissenschaftler hier zum Techniker oder Leser, zum Logiker auf eng begrenztem Gebiet oder Beobachter am einzelnen Objekt oder zum Überschauber einer weiten Fläche werden.

Wenn aber Helmholtz einleitend meint, daß die Arbeit des Naturwissenschaftlers in dieser Beziehung anders ist als die des Gesellschaftswissenschaftlers, wenn er sagt, „Wir haben nicht nur, wie der Philologe oder Historiker, Bücher herbeizuschaffen und durchzusehen, Notizen zu sammeln von dem, was Andere schon über denselben Gegenstand gefunden haben; das ist im Gegentheil nur ein untergeordneter Theil unserer Arbeit. Wir müssen die Dinge selbst angreifen, und jedes von ihnen bietet seine neuen und eigenthümlichen Schwierigkeiten von ganz anderer Art, als der Büchergelehrte sie kennt“², dann hat er unrecht.

Auch der Gesellschaftswissenschaftler verbringt, wenn er ordentlich arbeitet, seine Zeit nicht am Schreibtisch, abwechselnd in Büchern lesend oder schreibend. Auch er geht an Ort und hat es mit sehr konkreten Gegenständen zu tun. Wie will der Gesellschaftswissenschaftler arbeiten

¹ H. Helmholtz, Vorträge und Reden, Erster Band, Braunschweig 1884, S. 336 ff.

² Ebendort, S. 335 f.

ohne Kenntnis von Produktionsbetrieben oder Ausgrabungen, ohne Interviews oder statistische Berechnungen? Und genau wie der Naturwissenschaftler hat er es mit den Tücken des Objekts zu tun. Etwa mit der Einschätzung von Überlieferungen und Interviews, mit der Gruppierung von Statistiken – und all das wieder, je nach der Thematik seiner Forschung in ganz verschiedener Weise. Dafür nur eine Illustration. Ravetz behandelt in einem Buch über Probleme der industrialisierten Forschung u. a. Fragen der Information und bemerkt: „Ein charakteristisches Beispiel für die Gefahren, die in beschreibenden Wissenschaften bei der Verwandlung von Daten in Information auftreten, führt O. Morgenstern in seinem Buch ‚Über die Genauigkeit wirtschaftlicher Beobachtung‘ (1950; übers. v. E. Schlecht, Physica-Verl., Wien, Würzburg 1965), S. 46, an. Am 1. Januar 1910 hatte man in Bulgarien 527.311 Schweine gezählt, am 1. Januar 1920 1.089.699. Tatsächlich war aber keine Verdoppelung des Schweinebestandes eingetreten, sondern der Übergang vom julianischen zum gregorianischen Kalender hatte dazu geführt, [81] daß das orthodoxe Weihnachtsfest, zu dem jede Bauernfamilie ein Schwein schlachtet, nun erst im Jänner gefeiert wurde.“³

Natürlich haben sowohl Morgenstern wie Ravetz beide recht und unrecht. Recht, wenn sie kontinuierlich denkend mit einer Untersuchung der Entwicklung des Schweinereichtums in Bulgarien vor und nach dem ersten Weltkrieg beschäftigt sind und feststellen, daß sich trotz der Verdoppelung der Schweinezahl vom 1. Januar 1910 bis zum 1. Januar 1920 der Schweinereichtum faktisch nicht verdoppelt hat. Unrecht, weil sie nicht diskontinuierlich gedacht haben. Denn die Zahlen haben natürlich genau wörtliche Bedeutung, wenn man die durch Schweine verursachten Unfälle in Bulgarien untersucht. Unfähigkeit zu diskontinuierlichem Denken läßt sie eine Information als unbrauchbar verurteilen, die es nur bei kontinuierlichem Denken ist.

Ich glaube, daß es müßig ist, genau zu überprüfen, wer diskontinuierlicher arbeiten muß, die Naturwissenschaftler oder die Gesellschaftswissenschaftler. Beide müssen es, genau wie beide kontinuierlich arbeiten müssen.

Die Problematik für die Wissenschaft

Eine etwas andere Problematik ist die Frage der Kontinuität und Diskontinuität in der Entwicklung der Wissenschaft, denn hier handelt es sich nicht um Fragen der Schaffung von wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen oder um Fragen der Ausbildung und Erhaltung, um das, was man im weitesten Sinn Erziehung und Pflege des Wissenschaftlers nennen kann. Hier geht es auch nicht um subjektive Faktoren im Arbeitsprozeß. Hier geht es vielmehr um objektive Entwicklungsgesetze, also nicht um Politik und Arbeitstaktik wie -strategie, für die bekanntlich gilt, daß sie richtig oder falsch sein können.

Das heißt nicht, daß die reale Wissenschaftsentwicklung diesen Gesetzmäßigkeiten entsprechen muß. Wir kennen viele Perioden in der Geschichte, in denen die Wissenschaft sich entgegen allen Gesetzen des Fortschritts rückwärts entwickelte, ja auf einzelnen Gebieten überhaupt unterdrückt wurde. Das heißt aber, daß wir nicht wie beim Wissenschaftler pädagogisch empfehlen können, etwa sowohl kontinuierlich wie auch diskontinuierlich zu arbeiten, um ein guter Wissenschaftler zu werden, sondern daß wissenschaftlicher Fortschritt gesetzmäßig nur durch Kontinuität und Diskontinuität des wissenschaftlichen Denkens als Prozeß der Aneignung der Realität möglich ist.

Allein schon das, was wir die verschiedenen Ebenen des Denkens nennen, das Studium des Allgemeinen, des Besonderen und des Einzelnen, erfordert eine ständige Diskontinuität in der Handhabung der wissenschaftlichen Aneignungsformen der Realität. Das gilt natürlich ebenso für die empirische wie die theoretische, die historische wie die logische Aneignung.

³ J. R. Ravetz, *Die Krise der Wissenschaft*, Neuwied und Berlin, 1973, S. 101.

Das heißt, allein schon der Denkprozeß des Wissenschaftlers besteht in einer [82] ständigen Diskontinuität, in einem Springen von einer Ebene der Aneignung auf die andere, ganz unabhängig davon, ob ein wissenschaftlich neues Resultat dabei herauskommt oder nicht, ob durch diesen Denkprozeß bereits eine Weiterentwicklung der Wissenschaft stattfindet oder nicht.

Innerhalb dieser Diskontinuität muß zur Weiterentwicklung der Wissenschaft natürlich eine gewisse Kontinuität herrschen. Ein zu schneller Sprung bzw. ein zu „endgültiger“ Sprung von der Untersuchung des Einzelnen, gar noch unter Übergehung des Besonderen, zum Allgemeinen fördert die Wissenschaft nicht, weil dieser Sprung von einer zu unsicheren Basis geschieht, wie umgekehrt der zu schnelle Absprung vom Allgemeinen ins Konkrete zu Verwirrung führt, weil die Instruktionen des Allgemeinen zur Ordnung des Konkreten ungenügend durchdacht sind.

Wir sehen, wie wichtig die Kontinuität innerhalb der Diskontinuität für die Wissenschaftsentwicklung ist.

Kontinuität innerhalb der Diskontinuität! Innerhalb! denn zu lange Kontinuität im Verweilen beim Allgemeinen führt entweder zu Spinnerei oder zu Dogmatismus, wie umgekehrt zu langes Verweilen im Einzelnen zu Pragmatismus und Opportunismus führen müssen.

Da die Wissenschaft aber von im ganzen doch noch recht unvollkommenen Menschen betrieben wird und da die gesellschaftlichen Verhältnisse vielfach sei es zu schnelle oder zu langsame Sprünge von einer Ebene in die andere verlangen, da der Verstand der Menschen beschränkt, ihre Fähigkeit, Irrwege zu gehen aber anscheinend unbegrenzt groß ist, ist die Entwicklung der Wissenschaft niemals eine gradlinige.

Wie selten werden wissenschaftliche Gedanken von einem einzelnen Wissenschaftler oder von einem Kollektiv oder von einer Schule bis zu Ende durchdacht! Mangelnde Kontinuität! Wie oft mangelt es aber auch an Diskontinuität, weil die Wissenschaftler nicht sehen, daß neue Tatsachenerkenntnisse eine neue Verallgemeinerung verlangen, weil sie zwar erkennen, daß die alte nicht mehr gültig ist, sie aber noch nicht zur neuen fähig sind.

Ist doch jede echte wissenschaftliche Forschung der Weg vom Bekannten zum Unbekannten, der ungeheuerlichste Sprung im Denken, den man sich vorstellen kann, eine geradezu abenteuerliche Diskontinuität.

Kein Wunder, daß der Weg vom alten Bekannten zum zuvor unbekannten Erkannten nicht gradlinig verläuft, sondern über zahlreiche Irrwege, die man wieder verläßt – welche Diskontinuität! –, führt.

Ganz ähnlich ergeht es der Fragestellung, den Problemen, von denen man ausgeht, die uns schon deswegen nicht kontinuierlich begleiten können, weil sie sich im Laufe unserer Untersuchung sehr häufig verändern, also oft einen diskontinuierlichen Gang der Forschung erzwingen.

In engem Zusammenhang damit steht die Tatsache, daß bei vielen Untersuchungen Nebenprobleme zu Hauptproblemen werden und umgekehrt – ebenfalls eine so oft unerwartete Diskontinuität der Entwicklung.

Darum meinte auch mit vollem Recht der amerikanische Physiker Carl Compton, daß es sich nicht lohne, eine Dissertation zu schreiben, deren Resultate sich voraussehen ließen. Das gilt eigentlich für alle wissenschaftlichen Arbeiten.

[83] Auch wechselt der Motor der Bewegung des wissenschaftlichen Fortschritts. Manche glauben, daß die Mathematik sich „rein gedanklich“ bewegt. Dazu eine Beobachtung des bedeutenden Mathematikers J. v. Neumann: „Ich denke, daß es eine relativ gute Annäherung an die Wahrheit ist – die viel zu kompliziert ist, um etwas anderes als Annäherungen zu ermöglichen –, daß mathematische Ideen ihren Ursprung in der Erfahrung haben, wenn auch die Abstammungsgeschichte manchmal lang und unklar ist. Sobald sie aber auf diese Weise geboren

wurden, gewinnt der Gegenstand ein Eigenleben und läßt sich eher mit einer schöpferischen Tätigkeit vergleichen, die fast ausschließlich von ästhetischen Motivationen beherrscht wird, als mit ... einer empirischen Wissenschaft ... Sobald sich eine mathematische Disziplin weit von ihrer empirischen Quelle entfernt ..., ist sie jedoch sehr ernsten Gefahren ausgesetzt. Sie wird dann mehr und mehr rein ästhetisierend, mehr und mehr *l'art pour l'art* ... Mit anderen Worten, in großer Entfernung von ihrer empirischen Quelle oder nach langer ‚abstrakter‘ Inzucht besteht für ein mathematisches Thema die Gefahr der Degeneration. Zu Beginn ist der Stil für gewöhnlich klassisch; wenn es Anzeichen dafür gibt, daß er barock zu werden beginnt, ist ein Warnsignal aufgezo- gen.“⁴

Großartig die Darstellung des objektiven Prozesses der Entwicklung der Mathematik mit dem Sprung von der Abhängigkeit von der Erfahrung zum „reinen Denkprozeß“ und der Gefahr der Kontinuität zu langen Verweilens in diesem ohne den Sprung zurück zur Praxis. –

Doch kehren wir noch einmal zum Problem des Ringens um Verallgemeinerungen, das heißt um ihre höchste Vollendung, um Gesetze, zurück. In den Gesellschaftswissenschaften sind hier die Verhältnisse im allgemeinen komplizierter als in den Naturwissenschaften insofern, als viele Gesetze sich nur als Tendenz oder überhaupt nicht durchsetzen oder die Realität auf Grund bestimmter Umstände nicht untersucht werden kann, also die Wissenschaft nicht vorwärts kommt. Wir sagen nicht, daß das Fallgesetz nur als Tendenz wirkt. Wir sollten aber sagen, daß das Gesetz des wachsenden Klassenbewußtseins im Kapitalismus nur tendenzmäßig wirkt, weil es im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft oft längere Perioden gibt, in denen das Gesetz sich nicht durchsetzt. Wieder anders steht es mit dem Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate, das nicht nur wie alle Gesetze der Gesellschaft als Tendenz wirkt, sondern nur eine von zwei Haupttendenzen darstellt, von denen die eine – die infolge der steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals sinkende – sich ebenso gut durchsetzen kann wie die andere – die infolge zunehmender Produktivität pro Arbeitsstunde steigende. Welche von beiden sich faktisch durchsetzt, weiß niemand wegen der Geheimhaltung der Daten. Hier haben wir einen Fall, in dem die Gesellschaftswissenschaften keinen Fortschritt machen können – die Natur dagegen hat, soweit sie nicht selbst schon vergesellschaftet ist, keine Geheimnisse, die von Menschen vor den Menschen verborgen werden können.

Hier, bei den Gesellschaftswissenschaften, liegen offenbar menschengemachte Grenzen für diskontinuierliches Denken vor, der Sprung vom Allgemeinen zum Konkreten [84] ist versperrt. Ebenso gibt es aber auch menschengemachte Grenzen für kontinuierliches Denken, zum Beispiel wenn, ebenfalls aus gesellschaftlichen Gründen, die Fortsetzung bestimmter Forschungen wirtschaftlich nicht lohnend scheint.

Für jeden schöpferischen Wissenschaftler ist der Denkprozeß, die Erarbeitung der Lösung eines Problems ein Abenteuer, wenn er, wie absolut notwendig, vorurteilslos an die Analyse geht. Er kann nicht wissen, was herauskommt, auch wenn seine Absicht ursprünglich war, eine Hypothese oder These zu bestätigen oder zu widerlegen.

Selbstverständlich geht der Wissenschaftler an seine Untersuchungen mit einer gewissen Vorstellung – Vor-Stellung, nicht Stellung! Eine Phase, die noch nicht zum eigentlichen wissenschaftlichen Denkprozeß gehört. Sobald er aber an die Analyse geht, muß er diese Vor-Stellung aufgeben. Es handelt sich dabei um einen Sprung vom vorbereitenden zum eigentlichen wissenschaftlichen Denkprozeß. Das heißt, hier findet im Denkprozeß an sich eine außerordentliche Diskontinuität statt, muß objektiv im Interesse des wissenschaftlichen Fortschritts stattfinden. Und eine ähnliche Diskontinuität muß stattfinden, wenn es gilt, voller Parteilichkeit Schlußfolgerungen zu ziehen. Wiederum ein Sprung, und zwar vom rein wissenschaftlichen

⁴ J. v. Neumann, *The Mathematician*, in *Collected Works*, Bd. 1, S. 9, hier zitiert nach der Übersetzung in J. R. Ravetz, a. a. O., S. 267 f.

zum wissenschaftlich-gesellschaftlichen Denken, eigentlich ein Doppelsprung, dessen erster Teil noch rein wissenschaftlich ist, dessen zweiter Teil auch gesellschaftliche Konsequenzen zieht.

Innerhalb jedes dieser drei Teilprozesse aber muß Kontinuität herrschen – jeder von ihnen muß durchdacht sein, damit ein wissenschaftlich vertretbares Resultat herauskommt.

Hierbei können wir auch sehr wohl den Unterschied zwischen Kontinuität und Diskontinuität beim einzelnen, agierenden Wissenschaftler und in der Wissenschaft selbst sehr gut beobachten:

Der einzelne Wissenschaftler kann sehr wohl, aus reiner Neugierde, ohne daß das Resultat seiner Forschung beeinflußt zu werden braucht, mitten im Experiment, mitten im Denkprozeß von der unvoreingenommenen Analyse zu den Schlußfolgerungen springen; alles ist in Ordnung, wenn er sich nicht bei den vorläufigen Schlußfolgerungen aufhält und zur Analyse zurückkehrt. Das ist eine, man möchte sagen, private, subjektive Diskontinuität der Arbeit, die empfehlenswert sein kann, wenn dadurch die Analyse beflügelt vor sich geht, die schädlich sein kann, wenn sie dadurch gehemmt wird. Für den objektiven wissenschaftlichen Denkprozeß ist sie zufällig und darum gleichgültig. Dieser kennt nur zwei Sprünge: von der anfänglichen Vor-Stellung zur Analyse und von der Analyse zu den Schlußfolgerungen. Ohne diese Diskontinuitäten gibt es keinen wissenschaftlichen Denkprozeß, keinen wissenschaftlichen Fortschritt. Und innerhalb dieser Diskontinuitäten gibt es wieder die Kontinuität in jeder der drei Phasen.

Es gibt Glanzzeiten des Fortschritts der Wissenschaft oder einer einzelnen Wissenschaft. Wir bezeichnen sie als Revolution der Wissenschaft. Eine solche Zeit war für die Wissenschaft allgemein die Renaissance. Eine solche Zeit waren für die Gesell-[85]schaftswissenschaft die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, als Marx seine großen Werke schrieb.

Heute sprechen wir von einer wissenschaftlich-technischen Revolution und meinen damit die Anfänge einer Revolution im Prozeß der materiellen Produktion mit den größten gesellschaftlichen Folgen. Diese Folgen beinhalten bekanntlich die Befreiung des Menschen von den Mühen der materiellen Produktion und somit die Freiheit zur Ausbildung aller seiner Fähigkeiten – weshalb auch Marx sagt, daß wir einst den Reichtum der Menschheit an der Zeit, die sie außerhalb der materiellen Produktion verbringt, messen werden.

Solche revolutionären Zeiten für die Wissenschaft sind natürlich Zeiten größter Diskontinuität der wissenschaftlichen Entwicklung, größter Sprünge auf dem Wege zu immer bedeutsamerem wissenschaftlichen Fortschritt.

Es ist offenbar, daß gerade in solchen Zeiten alle Eigenschaften von Wissenschaftlern, die zur „wissenschaftlichen Idylle“, zur „gesicherten Trägheit“ der Vorstellung und des Denkens tendieren, alle Neigungen zur falschen behaglichen Kontinuität sich gegen die so ausgeprägte Diskontinuität, gegen die Revolution in der Wissenschaft erheben.

Es ist offenbar, daß in einer solch revolutionären Zeit es besonders hinderlich für die in den Wissenschaften stattfindende revolutionäre Entwicklung ist, wenn die Diskontinuität einen Tabu-Charakter erhält, statt geradezu als Losung ausgegeben zu werden.

Als Losung – genau wie wir Freiheit als Losung ausgeben, ohne deswegen der Willkür von Dummköpfen oder gar der Freiheit für die Reaktion irgendeine Wirkungsmöglichkeit zu geben. Diskontinuität als Losung für die wissenschaftliche Entwicklung heißt ebensowenig Befürwortung willkürlichen Umherspringens da, wo Kontinuität eine Voraussetzung für fortschrittliche Diskontinuität ist, wie Zerreißen aller wissenschaftlichen Tradition.

Die Forderung der Diskontinuität für die wissenschaftliche Entwicklung heißt nichts anderes als die Forderung nach Beschleunigung und Intensivierung der permanenten Revolution der Wissenschaft, von der bereits Marx und Engels sprachen, als sie schon von der Bourgeoisie

schrieben: „Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren.“ [MEW Bd. 4, S. 465] Und erst recht kann das nicht eine sozialistische Gesellschaft!

Vielleicht wird das einmal anders im vollendeten Kommunismus sein, wenn die materielle Produktion trotz ihres ständigen Wachstums auf Grund der Entwicklung der Produktivkräfte kaum noch die Arbeitszeit der Menschen in Anspruch nimmt. Aber auch dann werden sich die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen fortwährend revolutionieren – nicht zum Wenigsten auf Grund der revolutionären, diskontinuierlichen Entwicklung der Wissenschaft. [86]

Forschungsweise und Darstellung

Wenn wir eine Diskontinuität zwischen der Vor-Stellung, mit der wir eine wissenschaftliche Untersuchung beginnen, und der Art der Arbeit der Analyse feststellten und sagten, daß die Vor-Stellung noch nicht zum eigentlichen wissenschaftlichen Denkprozeß gehöre, dann können wir eine ähnliche Diskontinuität zwischen der Vollendung der wissenschaftlichen Forschungsarbeit, die mit dem Ziehen der wissenschaftlichen Schlußfolgerungen endet, und dem, fast möchte man sagen nachwissenschaftlichen Prozeß der Darstellung beobachten.

Denn bei der Darstellung sprechen zahlreiche nicht-wissenschaftliche Momente mit – pädagogische, ästhetische, propagandistische usw.

Und zwar gilt das sowohl für die Naturwissenschaften wie für die Gesellschaftswissenschaften.

Für die Naturwissenschaften gibt Hans-Jürgen Treder ein sehr interessantes Beispiel in einer Newton-Studie, in der er sagt:

„In Anwendung seiner allgemeinen mathematischen Methoden begründete Newton die Approximationsrechnung und die praktische Analysis, die er zur Lösung mathematisch-physikalischer Probleme einsetzte. Bei seinen eigenen Forschungen verwandte Newton immer seine neue Mathematik, bei der Darlegung seiner Ergebnisse zog er jedoch meist die ältere, aus der Antike übernommene synthetische Darstellungsweise vor, um den Zugang zu seinen inhaltlichen Ergebnissen nicht durch technische Schwierigkeiten der Darstellung zu erschweren.“⁵ Es ist offenbar, daß die Diskontinuität sich hier aus propagandistischen Gründen erklärt – die „alte Mathematik“ erleichterte das Verständnis der neuen Forschungsergebnisse.

Für ein gesellschaftswissenschaftliches Werk gibt Marx eine andere, prinzipiellere Begründung:

„Allerdings muß sich die Darstellungsweise formell von der Forschungsweise unterscheiden. Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren inneren Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun.“⁶

Dazu müssen wir aber heute auf Grund der Entwicklung der Wissenschaftswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte hinzufügen:

So richtig selbstverständlich die von Marx festgestellte Diskontinuität zwischen Forschungsweise und Darstellungsweise, des Arbeitsweges zur Lösung eines Problems und der Darstellung des Problems und seiner Lösung ist – so interessiert heute auch gerade der Forschungsweg, wie der Forscher den Stoff sich angeeignet hat, auch seine ersten vergeblichen oder in falscher Richtung gehenden Versuche, seine falschen und richtigen Analysen, die falschen und richtigen Spuren, die er bei dem Suchen nach [87] dem inneren Band hinterlassen. Das heißt, um dem

⁵ Nach einem mir von H. J. Treder zur Verfügung gestellten Manuskript einer Newton-Studie.

⁶ K. Marx, Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapital“, in Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 27.

Forschungsprozeß und seinen Eigentümlichkeiten nachgehen zu können, sind wir vielfach auch gewissermaßen an einem Protokoll des Forschungsprozesses, an dessen Darstellungsweise interessiert. Hier liegt natürlich eine Kontinuität zwischen Forschung und Darstellungsweise vor. Jedoch handelt es sich bei der Darstellungsweise in diesem Fall nicht eigentlich um die Darstellung des Problems und seiner Lösung, von denen Marx spricht (obgleich auch diese natürlich dargestellt werden), das Schwergewicht liegt vielmehr auf der Darstellung des Forschungsprozesses selbst.

[88]

3. Briefwechsel zwischen Günter Kröber und Jürgen Kuczynski zum Problem von Kontinuität und Diskontinuität

Brief von G. Kröber an J. Kuczynski

20. 2. 1977

Lieber Jürgen,

laß mich Dir zunächst dafür danken, daß Du die Kontinuität meines Daseins wieder einmal – leider insgesamt zu selten! – durch Diskontinuität belebt und verschönt hast, indem Du mich um meine Meinung zu den beiden Manuskripten über Diskontinuität und Kontinuität in der Wissenschaft batest. Ich nutze die Gelegenheit, um das Wenige, das ich zu sagen habe, Dir nicht in einem kurzen Gespräch mitzuteilen, sondern in Form eines Briefes. Denn immer mehr wird mir diese Form der Kommunikation zu einer vertrauten – um nicht zu sagen: sie wird mir lieb. Vielleicht auch, weil sie anspruchsvoller ist als das Gespräch, man sich festlegt, wenn man Schwarz auf Weiß formuliert und nicht zurück kann, wenn das Blatt aus den Händen gegeben, so daß es viel größerer vorheriger Gedankenarbeit bedarf als im Gespräch, ehe man eine Ansicht äußert. Vielleicht auch, weil diese Art sich mitzuteilen vorzüglich mit dem einsamen Nachdenken zu vereinbaren ist, ohne das in der Wissenschaft keine wirklich guten Ideen geboren werden.

Du siehst, ich bin schon mitten im Thema drin, und sicher spürst Du auch schon, daß ich Dir in Deinen Gedankengängen voll folge und völlig mit ihnen einverstanden bin. Ich finde es großartig, mit welcher Lebendigkeit Du an Beispielen, die uns leider ach so vertraut sind, das Verhältnis von Diskontinuität und Kontinuität in der wissenschaftlichen Arbeit behandelst. Genau so – glaube ich – und nicht anders muß man es sehen: Es geht weder um Kontinuität noch um Diskontinuität an sich; es geht auch nicht schlechthin um Einheit von Kontinuität und Diskontinuität. Worauf es in der wissenschaftlichen Arbeit ankommt – und zumal für den, der andere leiten und anleiten soll –, ist die „Sorge für fördernde Kontinuität und Diskontinuität, ebenso wie Abwehr von hemmender Kontinuität und Diskontinuität“. Desgleichen in der Wirtschaft: „Lob und Tadel der Kontinuität – Lob und Tadel der Diskontinuität“ – so müßte in der Tat ein Kapitel in jeder Volkswirtschaftslehre überschrieben sein.

Voll und ganz stimme ich Dir auch zu, wenn Du in erster Linie Kontinuität im Rahmen der Diskontinuität forderst und nicht umgekehrt. Das Entscheidende für den Fortschritt ist die Diskontinuität – wie könnte es anders sein, wie anders könnte sonst von Entwicklung als Entstehung neuer Qualitäten in Natur und Gesellschaft – und auch im Denken, in der Wissenschaft – die Rede sein? Du sprichst mir aus dem Herzen, wenn Du fragst, ob es überhaupt eine Institution gibt, die heute mehr Wert [89] auf Diskontinuität legen muß als eine Akademie der Wissenschaften mit ihren Forschungsinstituten.

Also kurz gesagt: ich finde nichts in Deinen beiden Manuskripten, worin ich Dir nicht voll zustimmen würde. Eigentlich enttäuscht mich das etwas, denn am liebsten lese ich etwas von Dir, über das ich mich heftig ärgere. Der Ärger wird dann zum Stachel, den Gegenbeweis anzutreten.

Wenn ich sage, daß ich nichts gefunden habe, über das ich mich hätte ärgern können, so bedeutet das natürlich nicht, daß ich nichts Anregendes entdeckt hätte – auch über das Thema Diskontinuität und Kontinuität hinaus. Dafür nur ein einziges Beispiel:

Auf S. 9 Deines Manuskripts schreibst Du beiläufig: Wir kennen viele Perioden in der Geschichte, in denen die Wissenschaft sich entgegen allen Gesetzen des Fortschritts rückwärts entwickelte. Und auf S. 10: die Entwicklung der Wissenschaft sei niemals eine geradlinige. Du verbindest das mit dem Gedanken, daß der Weg der Wissenschaft in der Regel über Irrwege führt, Zickzacklinien beschreibt und in den seltensten Fällen eine kontinuierlich aufsteigende Linie darstellt. Das ist natürlich richtig. Richtig dürfte aber auch sein, daß das Problem der Linearität oder Nichtlinearität der Wissenschaftsentwicklung – das in Deinem Manuskript

natürlich nicht Gegenstand der Erörterung ist, über das mich Dein Manuskript aber anregt nachzudenken – damit nicht erschöpft ist.

Was „Rückentwicklungen“ der Wissenschaft betrifft, so halte ich sie – wenn man sie nicht lediglich als Irrwege auffassen will – schlechthin für unmöglich. Einfach auf Grund der Kumulativitätseigenschaften des wissenschaftlichen Wissens, die den historischen Erkenntnisprozeß zwar zeitweilig stagnieren, nie aber rückläufig werden lassen können.

Zum Problem der Linearität und der Alternativen der Wissenschaftsentwicklung hat D. M. Gwischiani im September vorigen Jahres auf der UNESCO-Konferenz in Prag über „Wissenschaftlich-technische Revolution und Gesellschaftswissenschaften“ einen hochinteressanten Beitrag vorgelegt, den ich soeben in einem Manuskript zum Thema „Wissenschaftlich-technischer Fortschritt und Freiheit“ z. T. verarbeitet habe. Darf ich Dir aus meinem Manuskript zitieren? Ich schreibe dort: „In Abwandlung eines Wortes von Engels können wir sagen, daß die Freiheit der Entwicklung von Wissenschaft und Forschung nicht in der geträumten Unabhängigkeit von den Gesetzen und Erfordernissen der gesellschaftlichen und der Wissenschaftsentwicklung liegt, sondern in der Erkenntnis dieser Gesetze und in der damit wie durch die gesellschaftlichen Verhältnisse im Sozialismus gegebenen Möglichkeit, sie planmäßig im Interesse des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und des Menschen im Sozialismus zu nutzen.* Damit wird aber die Wissenschaft beherrschbar nicht nur in den einzelnen individuellen Akten wissenschaftlicher Tätigkeit, sondern in den gesellschaftlichen Voraussetzungen und Folgen sowie dem inneren Zusammenhang der Gesamtheit wissenschaftlicher Arbeitsprozesse. Die sozialistische Gesellschaft verfügt damit *prinzipiell* über die Möglichkeit, ihre Wissenschaft ebenso souverän wie die anderen Bereiche ihrer gesellschaftlichen Lebenstätigkeit zu beherrschen.

Prinzipiell, das heißt: soweit uns die Gesetzmäßigkeiten der Wissenschaftsentwick-[90]lung bereits bekannt sind. Noch ist die Wissenschaft und ihre Entwicklung aber erst seit wenigen Jahrzehnten selbst Gegenstand intensiver Forschung, und noch wissen wir über die Gesetzmäßigkeiten ihrer Entwicklung nicht allzuviel. Fest steht z. B., daß die Wissenschaftsplanung die Aufgaben für die Forschung „stets zugleich uns den Bedürfnissen der Gesellschaft, aus den Reproduktionsbedingungen der sozialistischen Volkswirtschaft und dem Entwicklungsstand der jeweiligen Wissenschaftsdisziplin“ ableiten muß. (Programm der SED) Dies bedeutet, daß die sog. Eigendynamik oder Eigengesetzlichkeit oder auch „innere Logik“ der Wissenschaftsentwicklung nicht das alleinige Kriterium ihrer planmäßigen Förderung sein kann. Wäre dies so, dann reduzierte sich die Aufgabe der Wissenschaftspolitik darauf, die weitere, als linear verlaufend gedachte Entwicklung von Wissenschaft und Technik so gut wie möglich vorausszusehen und gegebenenfalls unerwünschte Entwicklungen so weit wie möglich zu verhindern. Von wissenschaftspolitischen Entscheidungen, die von wissenschaftlicher Sachkenntnis und Kenntnis der gesellschaftlichen Erfordernisse und Bedingungen getragen sind, könnte in diesem Falle keine Rede sein. Indes verfügt und verfügt „die Wissenschaft als organischer Bestandteil der Kultur über Potenzen alternativer wissenschaftlicher ‚Subkulturen‘“. (D. M. Gwischiani: Alternativen in Wissenschaft und Technik und die Rolle der Gesellschaftswissenschaften. In: Sowjetwissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge 12/1976. S. 1248) Es bilden sich gerade in unserer Zeit grundlegende soziale Bedingungen heraus, die es erforderlich machen, unter Zugrundelegung ökonomisch-volkswirtschaftlicher, politischer, sozialer und anderer gesellschaftlicher Kriterien und menschlicher Werte alternative Entwicklungswege von Wissenschaft und Technik aufzudecken, anzustreben und zu nutzen. (Vgl.: Ebenda. S. 1247-1249)

Planung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts im Sozialismus impliziert also in doppelter Weise Freiheit der wissenschaftspolitischen Entscheidung. Sie ist, erstens, umso exakter,

* „Nicht in der geträumten Unabhängigkeit von den Naturgesetzen liegt die Freiheit, sondern in der Erkenntnis dieser Gesetze, und in der damit gegebenen Möglichkeit, sie planmäßig zu bestimmten Zwecken wirken zu lassen.“ [MEW Bd. 20, S. 106]

je größer die gesellschaftliche, politische, ökonomische, wissenschaftliche und technisch-technologische Sachkenntnis ist, mit der sie getroffen wird. Die Entscheidung erfolgt mit umso größerer Freiheit, je klarer ihre Notwendigkeit erkannt ist. In dieser Beziehung unterscheidet sich freiheitliches Handeln in der Wissenschaftsplanung nicht von solchem in anderen Tätigkeitsbereichen der Gesellschaft. Zweitens findet die Freiheit wissenschaftspolitischer Entscheidungen ihren Ausdruck darin, daß alternative Entwicklungswege von Wissenschaft und Technik angestrebt werden können. D. M. Gwischiani weist darauf hin, daß damit zugleich die Möglichkeiten einer rationalen und humanistischen Politik im Bereich von Wissenschaft und Technik größer werden, „weil es sich die ökonomisch am weitesten entwickelten Länder nicht mehr in dem Maße wie früher erlauben können, die Anwendung von Wissenschaft und Technik allein nach einem eng aufgefaßten ökonomischen Kriterium zu bewerten. In den sozialistischen Ländern erfolgt bereits diese allmähliche Befreiung von der starren ökonomischen Rationalität, eine notwendige Bedingung für die Realisierung anderer, außerökonomischer menschlicher Werte. Hier wird jede technische Neuerung vor allem vom Standpunkt der unmittelbaren Interessen des Menschen und erst dann vom Standpunkt der ökonomischen Rentabilität bewertet. Eine Wende des Massenbewußtseins in dieser Richtung ist auch in der westlichen Welt zu beobachten, wo die [91] rein utilitäre Einstellung zur Wissenschaft immer stärker kritisiert wird. Hat die Menschheit erst die Möglichkeit, Wissenschaft und Technik nicht unbedingt in der Richtung entwickeln zu müssen, die heute den größten Gewinn verspricht, dann erweitert sie das Feld der möglichen wissenschaftlich-technischen Paradigmen und Anwendungen sicherlich ganz entscheidend.“ (Vgl.: Ebenda. S. 1248-1249)

Überzeugt, daß Du mich zu Recht auf Unstimmigkeiten in meinem Gedankengang aufmerksam machen wirst, grüßt Dich ganz herzlich

Dein Günter Kröber

*

Der Antwortbrief von J. Kuczynski befindet sich durch ein Versehen des Autors am Ende des Bandes, S. 237.* [237]

Brief von J. Kuczynski an G. Kröber

25.2.1977

Lieber Günter:

Sehr vielen Dank für Deinen Brief, der mich in dreifacher Weise gefreut hat.

Einmal, weil es Dir immer lieber wird, wissenschaftliche Briefe zu schreiben. Du weißt, wie oft ich, auch in meinen Büchern, bedauert habe, daß der Brauch des Briefschreibens, insbesondere auch unter Wissenschaftlern, verloren gegangen ist. Was für Schätze haben uns bedeutende Wissenschaftler vergangener Zeiten in ihrem Briefwechsel hinterlassen, weil, wie Du ganz richtig schreibst, der Brief größerer Gedankenarbeit bedarf als das Gespräch und, was man hinzufügen muß, er gleichzeitig lockerer, ungezwungener ist als das Buch, so daß so manche Formulierungen offener sind und es auch erlauben, dem Werden neuer Gedanken besser zu folgen.

Sodann bin ich natürlich froh, daß Du mit meinen Gedankengängen zu Kontinuität und Diskontinuität zufrieden bist.

Schließlich, ganz großartig!, hast Du neue Probleme aufgeworfen, die wahrlich weiterverfolgt werden müssen, und natürlich beginne ich gleich damit.

Du bist nicht einverstanden mit mir, daß es Rückentwicklungen der Wissenschaft gibt. Sicherlich weißt Du, daß schon Turgot in einer seiner Jugendarbeiten indirekt auf diese Problematik

* Der Brief wird schon hier eingefügt.

gekommen ist. Er bemerkt: „Enfin de toutes côtes, les arts mécaniques se perfectionnaient par cela seul que le temps s'écoulait, parce que dans in chute même des sciences et du goût, les besoins de la vie les conservent“*.

Das heißt, Turgot meint, daß die Wissenschaften und der Geschmack durchaus herunterkommen können; die handwerklichen Künste aber auf Grund der laufenden Ansprüche des Lebens auch in solchen Zeiten sich halten. Daß nicht einmal das zutrifft, zeigt der Niedergang des deutschen Handwerks im 17. und 18. Jahrhundert.

Nun mag es sein, daß, während die Wissenschaften in der Endzeit der Antike und in der ersten Feudalzeit verkamen, sie sich, völlig unabhängig, in China und Indien weiter entwickelten. Völlig unabhängig! also ohne die von Dir als Gegenargument angeführten „Kumulativitätseigenschaften des wissenschaftlichen Wissens“.

Auch heute haben wir doch eine Rückentwicklung der Gesellschaftswissenschaften in den kapitalistischen Ländern – wobei man überlegen muß, ob es für die Gesellschaftswissenschaften zweier sich folgender Gesellschaftsordnungen überhaupt eine Kumulationseigenschaft als durchgehendes Charakteristikum gibt. Marx hat zwar Ricardo als Bestandteil aufgenommen, aber nachher gab es für die Politische Ökonomie nicht mehr viel zu kumulieren außer aus dem bis 1917 sehr engen Kreis der marxistischen Politökonomen.

[238] Wärst Du damit einverstanden, daß man vielleicht so formulieren sollte: Seit der Internationalisierung der Wissenschaft, seit es eine Weltwissenschaft gibt, gibt es auf der negativen Seite nur noch Irrwege und teilweise Rückentwicklungen, aber keine *allgemeine* Rückentwicklung der Wissenschaft mehr?

Die Idee von Gwischiani über Linearität und Alternativen der Wissenschaftsentwicklung habe ich mit größtem Interesse zu durchdenken angefangen. Sie sind irgendwie verwandt der im letzten Jahrzehnt in den USA entwickelten Methodologie der counterfactual history und in diesem Zusammenhang werden sie auch im [Bd. 8 meiner „Studien“](#) erwähnt. Sie eröffnen einen völlig neuen, sagen wir, Überlegungsweg für die Betrachtung der Vergangenheit der Wissenschaftsgeschichte und sind natürlich auch für unsere Planung außerordentlich bedeutsam.

Ich meine aber, Du hast die Breite und Weite des Gedankengangs von Gwischiani noch nicht ganz ausgeschöpft – er selbst auch natürlich nicht und auch ich bin erst ganz am Anfang.

Er stellt doch, in manchen Sätzen jedenfalls, die Problematik einer echten Alternative der Entwicklung, also nicht nur der größeren Beherrschung der Lenkung der Wissenschaft, nicht nur (wozu wir nur allzuleicht neigen mit unseren Behauptungen, daß so, wie es vor sich gegangen ist und vor sich geht, es gesetzmäßig ist,) der Linearität in einer Richtung und der falschen Alternative in einer anderen Richtung, sondern der echten „Linearität“ in mehreren Richtungen. Welche der Richtungen, natürlich auf der Basis der Gesetzmäßigkeiten, von uns gewählt werden, hängt von „an sich“ marxistisch-wissenschaftlich gleichberechtigten Wertungen ab. Die Alternativen haben mit den Gesetzen direkt nichts zu tun. Ich stelle es mir so vor: daß ein Flugzeug in der Luft fliegen kann, ist natürlich durch Gesetze bestimmt; ob es aber nach Moskau oder Berlin fliegt, unterliegt Entscheidungen, die nichts mit den Gesetzen seines Fluges zu tun haben – wobei natürlich klar ist, daß man es nicht unbeschränkt in die Höhe oder Tiefe dirigieren kann.

Nimm den großartigen Wissenschaftsstrategen der Rockefeller-Stiftung in den dreißiger und vierziger Jahren, Weber hieß er, glaube ich. Zunächst förderte er die theoretische Physik, und die meisten amerikanischen Nobelpreisträger der fünfziger Jahre waren Stipendiaten dieser Stiftung gewesen. In den vierziger Jahren entschied er, daß die Physik genügend gefördert sei und man müsse sich ganz intensiv Problemen der Pflanzenzüchtung zuwenden. All die großen

* „Schließlich wurden die mechanischen Künste von allen Seiten nur dadurch perfektioniert, daß die Zeit floß, weil sie im Fall von Wissenschaft und Geschmack die Bedürfnisse des Lebens bewahrten“.

biologischen Vorleistungen für die sogenannte Grüne Revolution wurden von dieser Stiftung finanziert. Und ähnliche Beispiele für Alternativen auch innerhalb eines Wissenschaftszweiges lassen sich natürlich ebenfalls finden.

Weniger Geschwätz über Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung, von denen wir nun wirklich wissen, daß es sie gibt, und mehr Nachdenken über Alternativen in der Entwicklung (im Rahmen der Gesetzmäßigkeiten) würden uns sicher weiterbringen. Meinst Du nicht auch?

Noch einmal tausend Dank für Deinen Brief. Alles Gute!

Jürgen Kuczynski

*

Brief von G. Kröber an J. Kuczynski

15.3.1977

Lieber Jürgen,

könnte ich den beiden Problemen, die Du mir in Deinem Brief zum Weiterverfolgen aufgegeben hast, kontinuierlich auf den Leib rücken, hätte ich Dich mit meiner Antwort sicher nicht so lange warten lassen müssen. Tausend große und kleine Verpflichtungen im Institut, zu denen in diesen Wochen noch die Vorbereitung der Parteiwahlen hinzukommt, sowie unumgängliche Auslandsreisen sind die Ursache für die Diskontinuität in unserem Briefwechsel. Du darfst jedoch sicher sein, daß mich die Probleme ständig beschäftigt haben, wenngleich ich mit ihnen noch nicht fertig bin. Heute will ich denn nicht mehr tun, als Dir eine Art Zwischenergebnis meiner bisherigen Überlegungen mitzuteilen. Es wird noch vieler Studien und Diskussionen bedürfen, bis wir auf beide Fragen – die nach der Möglichkeit von Rückentwicklungen in der Wissenschaft und die nach dem Verhältnis von Linearität und Alternativen der Wissenschaftsentwicklung – einigermaßen erschöpfende Antworten zu geben vermögen.

Natürlich stellt sich mir das Problem von Rückentwicklungen der Wissenschaft nicht so einfach dar, wie es auf Grund der lapidaren Feststellung dazu in meinem Brief Dir scheinen mag. Man müßte wahrscheinlich verschiedene Ebenen des Problems unterscheiden. Auch Vorfragen wären zu stellen. So z. B.: Was soll unter Fortschritt und Rückschritt in der Wissenschaft überhaupt verstanden werden? Sind Irrwege und Sackgassen oder Stagnation der wissenschaftlichen Erkenntnis als Rückentwicklungen zu werten? Sprechen wir von Rückentwicklung *der* Wissenschaft generell oder von Rückentwicklung in bestimmten wissenschaftlichen Disziplinen?

Lege ich an Fortschritt und Rückschritt „anthropologische“ Maßstäbe an, wie Du in Deiner Studie über Spencer in [Bd. 5](#) vorschlägst, verstehe ich Fortschritt also als „für die Entwicklung des Menschen gut oder nützlich“ und Rückschritt als „für die Entwicklung des Menschen nicht gut oder schädlich“, so müßte ich jede Stagnation in der Entwicklung einer Wissenschaft als Rückschritt ansehen. Denn selbstverständlich ist es für die Entwicklung des Menschen gut und nützlich, wenn er Zusammenhänge zwischen Erscheinungen und Prozessen der Natur und Gesellschaft neu erkennt [92] und sie seinen Interessen und Bedürfnissen gemäß zu nutzen versteht. Wie es andererseits für seine Entwicklung nicht gut ist, wenn Natur- oder Gesellschaftserkenntnis aus welchen Gründen auch immer in einer bestimmten historischen Periode stagnieren und zu keinen neuen Erkenntnissen zu kommen vermögen.

Ich gestehe jedoch, daß mir dieser anthropologische Maßstab Schwierigkeiten bereitet. Aus mehreren Gründen.

Von einer neu gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnis läßt sich in der Regel nicht eindeutig sagen, ob sie für die Entwicklung des Menschen gut und nützlich oder nicht gut und schädlich sei. Ihre realen sozialen Wirkungen treten erst im Prozeß ihrer Nutzung zutage. Erst von der in der gesellschaftlichen Praxis angewandten Erkenntnis kann gesagt werden, ob sie gut oder nicht

gut, nützlich oder schädlich für den Menschen angewandt wird. Falls Du dem zustimmst, würde meine nächste Schlußfolgerung lauten: Wenn ich Fortschritt und Rückschritt der Wissenschaft mit dem von Dir bezeichneten anthropologischen Maßstab messen will, müßte ich über Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft an Hand der Art und Weise entscheiden, wie das Wissen angewandt wird: zum Nutzen oder zum Schaden des Menschen. Treffe ich damit aber wirklich eine Aussage über Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft? Oder eine über Fortschritt oder Rückschritt bei ihrer Anwendung? Natürlich ist das zweite der Fall. (Ich komme später noch einmal darauf zurück, in welchem Sinne auch hier tatsächlich von Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft gesprochen werden kann).

Ein anderes Argument gegen das anthropologische Kriterium für die Bestimmung von Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft ist folgendes.

Die sozialen Wirkungen der Wissenschaft in der Klassengesellschaft sind widersprüchlich. Die Anwendung einer neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnis im kapitalistischen Produktionsprozeß erhöht den Profit des Kapitalisten, ist für seine Entwicklung und die seiner Klasse also gut und nützlich. Für den Arbeiter bedeutet sie aber Festigung des Ausbeutungsverhältnisses, ist für seine Entwicklung und die seiner Klasse also nicht gut und schädlich (wenn wir davon absehen wollen, daß der wissenschaftlich-technische Fortschritt im Kapitalismus eine solche materiell-technische Basis schafft, die letztlich nur unter sozialistischen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht in Widerspruch zu ihren eigenen Existenz- und Entwicklungsbedingungen gerät). Ob Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft vorliegt, wäre also vom Standpunkt des Kapitalisten anders zu beantworten als vom Standpunkt des Arbeiters. Für die *Anwendung* wissenschaftlicher Erkenntnisse ist diese Relativität der Bewertung notwendig; ich würde sie sogar ein dialektisches Charakteristikum der Anwendung von Wissenschaft in der Klassengesellschaft nennen. Nur dürfte man dabei nicht übersehen, daß nicht von Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft die Rede ist, sondern vom Nutzen oder Schaden ihrer Anwendung im Interesse einer ganz bestimmten Klasse.

Müßte ich nicht, um feststellen zu können, ob die Wissenschaft sich in einem bestimmten historischen Zeitraum fort- oder rückentwickelt hat, ein Kriterium (oder auch mehrere) haben, das mir eine Aussage darüber gestattet, ob ein zeitlich späterer Zustand der Wissenschaft ein entwickelterer ist als ein zeitlich früherer, und zwar [93] durch Vergleich dieser beiden Stadien und ihrer Merkmale, d. h. durch Vergleich von Merkmalen, die für die Wissenschaft selbst charakteristisch sind?

Diese Überlegung stimmt mich kritisch auch gegenüber den Beispielen, die Du in Deinem Brief anführst, um die Denkmöglichkeit von Rückentwicklungen in der Wissenschaft zu begründen.

Wenn Turgot meint, daß die Wissenschaften in bestimmten Zeiten durchaus herunterkommen können, die handwerklichen Künste aber auf Grund der laufenden Ansprüche des Lebens auch in solchen Zeiten sich halten, wenn die Wissenschaften also im Vergleich zu den handwerklichen Künsten stagnieren, so haben wir es in Deinem Sinne hier durchaus mit einer Rückentwicklung der Wissenschaften zu tun.

Indes: Du gebrauchst in diesem Falle ein komparatives [vergleichendes] Kriterium, vergleichst die Entwicklung der Wissenschaften mit der Entwicklung der handwerklichen Künste und stellst fest, daß die einen weiter sind als die anderen. Im Grunde genommen wird also keine *Rückentwicklung* der Wissenschaft, wohl aber ein *Rückstand* gegenüber dem Handwerk festgestellt.

Ähnlich in Deinen anderen Beispielen. Was heißt es, wenn gesagt wird, daß die Wissenschaften in der Endzeit der Antike und in der ersten Feudalzeit in Europa verkamen? Es heißt doch nur, daß sie sich als theoretisches Gebäude in dieser Zeit kaum weiterentwickelten. Wenn sie in China und Indien in dieser Zeit aber einen kräftigen Aufschwung nahmen, so haben wir hier zwar einen Fortschritt, eine Fortentwicklung, in Europa aber deswegen doch noch keinen

Rückschritt, keine Rückentwicklung. Theoretisch gesehen bleiben immer noch zwei Möglichkeiten: Entweder die Entwicklung in China und Indien führte völlig unabhängig vom Entwicklungsstand der europäischen Wissenschaft allmählich an diesen heran oder überflügelte ihn sogar. Im ersten Falle könnte von einer Rückentwicklung der europäischen Wissenschaft natürlich keine Rede sein, höchstens von einem verlangsamten oder stagnierenden Entwicklungstempo. Im zweiten Falle wäre es zu einem *Rückstand* der europäischen Wissenschaft im Vergleich zur chinesischen und indischen gekommen, der ebenfalls nicht als *Rückentwicklung* aufzufassen wäre.

Genau im selben Sinne wären wir auch nicht berechtigt, von einer Rückentwicklung der Gesellschaftswissenschaften in den kapitalistischen Ländern zu sprechen. Natürlich stehen die bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften nicht auf der Höhe der marxistisch-leninistischen, vor allem aus Gründen der Methodologie, soweit diese durch den weltanschaulichen und klassenmäßigen Standort und die hieraus resultierenden Erkenntnisschranken ihrer Vertreter bedingt sind. Kann man den Gesellschaftswissenschaften in den kapitalistischen Ländern aber deswegen jegliche Entwicklungsmöglichkeiten absprechen? Es gibt doch durchaus auch in diesen Ländern neue Erkenntnisse auf gesellschaftswissenschaftlichen Gebieten (man muß ja nicht unbedingt die Politische Ökonomie oder die Philosophie im Auge haben). Von einer *Rückentwicklung* würde ich also auch hier nicht sprechen, wohl aber von einem *Rückstand* gegenüber den Gesellschaftswissenschaften in den sozialistischen Ländern, der nur durch einen Wechsel der Klassenposition ihrer Vertreter aufgeholt werden kann.

Was aber wäre als Kriterium des Fortschritts in der Wissenschaft zu benennen? Sicher an erster Stelle Zuwachs an Erkenntnis, Erkenntnisfortschritt. Wonach bemißt [94] sich dieser? Sicher nicht nach der Zahl wissenschaftlicher Publikationen, da sich von ihr nicht eindeutig auf die Neuheit der in den Veröffentlichungen enthaltenen Erkenntnisse schließen läßt.

Der Erkenntnisfortschritt kann sowohl ein quantitativen als auch ein qualitativer, extensiv als auch intensiv sein. *Quantitativer* Erkenntnisfortschritt liegt vor, wenn zur Summe vorhandenen Wissens durch Beobachtung, Experiment empirische Untersuchungen etc. neues Wissen über Gegenstände, Eigenschaften, Zusammenhänge etc. in Natur und Gesellschaft hinzutritt, wenn also der Umfang, die Extension des Wissens erweitert wird. Die Anhäufung solchen Wissens erfolgt vornehmlich in Perioden kontinuierlichen „normalen“ Wissenschaftsbetriebs, auf der Grundlage theoretischer Konzeptionen, die von der jeweiligen wissenschaftlichen Gemeinschaft allgemein akzeptiert werden, oder wie Thomas Kuhn sagen würde: gängiger Paradigmata. Von *qualitativem* Erkenntnisfortschritt könnte man sprechen, wenn vorhandenes Wissen durch neue theoretische Konstruktionen neu geordnet, in neue theoretische Zusammenhänge gebracht wird, die im Vergleich zu den bisher bekannten größere Möglichkeiten bieten, bekannte wissenschaftliche Tatsachen theoretisch zu erklären und noch unbekannte Zusammenhänge theoretisch voraussagen. In der Regel geht die alte Theorie dann als Grenz- oder Spezialfall, der unter genau definierten Bedingungen gilt, in die neue Theorie ein. Hier geht es weniger um eine Erweiterung des Umfangs als vielmehr um eine Vertiefung des Wissens, um ein Vordringen der Erkenntnis, wie Lenin sagen würde, vom Wesen einer bestimmten Ordnung zum Wesen höherer Ordnung. Der Bruch mit alten Theorien und die Aufstellung neuer vollzieht sich als Qualitätsumschlag – immer historische Maßstäbe in Rechnung gesetzt – diskontinuierlich als revolutionärer Prozeß. Insgesamt gesehen dürfte der historische Prozeß der Wissenschaftsentwicklung, der Fortschritt in der Entwicklung der Wissenschaft stets beides einschließen. Er stellt sich dar als Einheit kontinuierlicher quantitativer Wissensakkumulation und diskontinuierlicher qualitativer Wandlungen des Theoriengebäudes, extensiven und intensiven Erkenntnisfortschritts.

16.3.1977

Falls Du bis an den Punkt, an dem ich gestern abbrechen mußte, mit mir einverstanden bist, lieber Jürgen, und es mir nicht verübelst, daß ich meine Sicht des Problems in höchstem Maße

schematisch dargelegt habe (ich müßte das Ganze natürlich nun mit wissenschaftshistorischen Fakten belegen, sozusagen sinnlich anfaßbar machen), dann sehe ich bis hierher eigentlich keine Möglichkeit, von einer Rückentwicklung der Wissenschaft zu sprechen. Solange ich Fortschritt der Wissenschaft mit Erkenntnisfortschritt gleichsetze, gibt es wohl Rückstände der Wissenschaft im Vergleich zu anderen Gebieten der geistig-kulturellen Lebenstätigkeit der Gesellschaft, Rückstände der Entwicklung der Wissenschaft eines Landes gegenüber der Wissenschaft in anderen Ländern oder Rückstände bestimmter wissenschaftlicher Disziplinen im Vergleich zu anderen Wissenschaftsgebieten aber keine *Rückentwicklung*. Würden wir die Möglichkeit von Rückentwicklungen der Erkenntnis anerkennen, so hieße das doch, daß eine einmal gewonnene Erkenntnis, die in den Wissensfundus der Wissenschaft und damit zumindest eines Teils der Wissenschaftler eingegangen ist, wieder [95] absolut verloren gehen kann, ohne auch nur eine einzige Spur zu hinterlassen. Faßt man Erkenntnis aber als sozialen und damit historischen Prozeß auf, so kann es sich bei ihr nur um einen irreversiblen Prozeß handeln.

Nun ist Wissenschaft aber in meinem Verständnis – und hier muß ich die Aussage in meinem Brief tatsächlich präzisieren und relativieren – nicht lediglich ein System fertiger oder sich entwickelnder Erkenntnis, sondern ein sozialökonomisch determiniertes System spezifischer gesellschaftlicher Tätigkeiten, in denen neue wissenschaftliche Erkenntnisse erzeugt, reproduziert, verbreitet und angewendet werden. Ich habe dann zu unterscheiden zwischen der Ebene der wissenschaftlichen Erkenntnisse und deren Strukturen, der Ebene der wissenschaftlichen Tätigkeiten und deren Organisationsformen sowie der Ebene der wissenschaftlichen Potentiale (Kader, materiell-technische Ausrüstung, Finanzen etc.). Frage ich jetzt nach Fortschritt oder Rückschritt in der Wissenschaft, so bin ich nicht mehr berechtigt, nur zu prüfen, ob im Bereich der Erkenntnis Fortschritt oder Rückschritt stattgefunden habe. Rückschritte in der Wissenschaft werden in dieser Sicht jetzt tatsächlich möglich, z. B. wenn in einem zeitlich späteren Stadium der Wissenschaftsentwicklung die Organisationsformen der wissenschaftlichen Tätigkeit weniger vollkommen und den neuen Aufgaben weniger angemessen sind als auf einem früheren, oder die materiell-technische Ausrüstung der Forschung in einem zeitlich späteren Stadium der Wissenschaftsentwicklung nicht mehr den zahlreicher und komplizierter gewordenen Forschungsaufgaben entspricht. Von Rückschritt in der Wissenschaft muß ich jetzt auch sprechen, wenn bei zwar vorhandenem (quantitativen oder qualitativen) Erkenntnisfortschritt die Anwendung des Wissens in einer Weise erfolgt, daß sie den sozialökonomischen Interessen der Gesellschaft, welche den Betrieb des Wissenschaftssystems letztlich determinieren, zuwiderläuft.

Für jeden dieser Fälle, in denen wir von Rückschritt in der Wissenschaftsentwicklung tatsächlich zu sprechen berechtigt sind, gilt aber, daß es sich um einen *relativen* Rückschritt handelt, der sich auf eine oder mehrere Komponenten des Wissenschaftssystems bezieht, indes nie die Wissenschaft als Ganzes erfassen kann, da – wie oben dargelegt – der Erkenntnisprozeß selbst immer ein irreversibler Prozeß bleibt. In welcher Weise Fortschritt oder Rückschritt der einen Komponente des Wissenschaftssystems mit Fortschritten oder Rückschritten der anderen Komponenten zusammenhängen, ist noch weitgehend ungeklärt.

Ein weiteres Moment der Relativität besteht darin, daß auf diese Weise zwar Rückschritte in der Entwicklung der Wissenschaft eines bestimmten Landes oder in der Entwicklung einer bestimmten Disziplin konstatiert werden können, daß aber – sobald ich die Wissenschaft als Ganzes oder auch als Weltwissenschaft unterstelle – solche relativen Rückschritte durch den Fortschritt der Wissenschaft insgesamt kompensiert werden können. In diesem Sinne bin ich voll mit Dir einverstanden, wenn Du formulierst: „Seit der Internationalisierung der Wissenschaft, seit es eine Weltwissenschaft gibt, gibt es auf der negativen Seite nur noch Irrwege und teilweise Rückentwicklungen, aber keine allgemeine Rückentwicklung der Wissenschaft mehr“.

Hier nun wäre das Problem von Linearität und Alternativen der Wissenschaftsentwicklung zu diskutieren. Ich bin ganz Deiner Meinung, daß wir noch weit davon [96] entfernt sind, dieses Problem gedanklich ausgeschöpft zu haben. So klar mir vieles bei Gwischiani schien, als ich

Dir den vorigen Brief schrieb, so viel ist mir inzwischen bei wiederholtem Durchdenken der ganzen Sache wieder dunkel geworden. Ich habe deshalb auch die ganze Passage über Gwischiani aus dem Artikel für die „Einheit“ wieder herausgestrichen. Eben weil das ganze Problem so ernste Konsequenzen für unsere Forschungsplanung hat, muß es noch gründlicher durchleuchtet werden, ehe man sich dazu in der Öffentlichkeit äußern kann. Du kündigst an, daß Du Dich in [Bd. 8](#) der „Studien“ mit einem ähnlichen Problem beschäftigst. Mir wäre es recht, wenn ich Deine Gedanken dazu zur Kenntnis nehmen könnte und wir dann die Diskussion über dieses Problem fortsetzen oder eigentlich erst einmal beginnen könnten.

Und doch drängt es mich, Dir heute schon zu sagen, daß ich Dein Bild von dem Flugzeug ganz ausgezeichnet finde. Das Flugzeug fliegt, weil bei seiner Konstruktion viele naturwissenschaftliche Gesetze im Komplex genutzt und berücksichtigt wurden: der Mechanik, Aerodynamik, Werkstoffwissenschaften u. a. In welche Richtung es aber fliegt, hängt nicht von den Naturgesetzen ab, sondern unterliegt menschlichen Entscheidungen. Ja, das Bild scheint in der Tat das zu erfassen, was auch für die Entwicklung der Wissenschaft charakteristisch ist. Auch hier haben wir es mit objektiven Gesetzmäßigkeiten zu tun, die ihre Entwicklung bestimmen und die wir bei ihrer Leitung und Planung zu berücksichtigen haben. Andererseits ist für die Wissenschaft – wie auch für andere Bereiche des geistigen Lebens der Gesellschaft – charakteristisch, daß die Richtung ihrer Entwicklung von menschlichen Entscheidungen, z. B. von Prioritätensetzungen, abhängt. Oft genug – in der Vergangenheit leider öfter als in der Gegenwart – hängt sie auch einfach davon ab, ob und auf welchem Gebiet sich ein Genie findet, durch dessen Wirken die weitere Entwicklung der Wissenschaft – und dann meist nicht nur des betreffenden Gebiets – nachhaltig beeinflußt und in eine bestimmte Richtung gelenkt wird. Im ersten Fall – dem der Prioritätensetzung – könnte man vielleicht davon sprechen, daß so etwas wie ein finaler Prozeß vorliegt: Wir streben aus bestimmten gesellschaftlichen, praktischen, volkswirtschaftlichen o. a. Zwecken einen bestimmten Zustand der Wissenschaft an, legen dementsprechend die Prioritäten fest, d. h. fördern die Entwicklung der Wissenschaft gezielt in einer ganz bestimmten Richtung. Wir setzen also, um ein definiertes Ziel zu erreichen, die Mittel, die Ursachen in Bewegung, von denen wir wissen oder glauben, daß sie nötig sind, um die gewollte Wirkung zu erzielen. Im zweiten Falle – dem des Auftretens eines Genies – ist der Prozeß hingegen eindeutig kausaler Natur: Das Wirken des hochbegabten Wissenschaftlers verursacht eine Entwicklung, deren Richtung davon abhängt, wie die spezifischen Interessen, Anlagen und Fähigkeiten des betreffenden Individuums geartet sind.

In jedem Falle aber gilt für die Wissenschaft, daß auch andere Entwicklungsrichtungen *möglich* sind und – gesetzt, wir verfügen über die erforderlichen Mittel – auch realisiert werden können. Sukzessive, d. h. zeitlich verschieden oder auch gleichzeitig! Und hier unterscheidet sich das Bild des Flugzeugs von dem der Wissenschaft: Während das Flugzeug nicht gleichzeitig in mehrere Richtungen fliegen kann, kann sich die Wissenschaft durchaus gleichzeitig in verschiedenen Richtungen entwickeln. Die Kunst der Planung besteht dann darin, Entscheidungen über alternative Ent-[97]wicklungsrichtungen so zu treffen und die zur Verfügung stehenden Mittel so einzusetzen, daß die Wissenschaft maximal ihre soziale Funktion erfüllen und die Zukunft einer auf stetiger Steigerung der Produktivkraft der Arbeit basierenden Entwicklung der Menschheit maximal sichern helfen kann.

22. 3. 1977

Nachdem ich den Brief schon abgeschlossen glaubte, mir aber noch einmal Dein Manuskript über Diskontinuität und Kontinuität in der Wissenschaft durchsah, bin ich jetzt froh, lieber Jürgen, daß ich mit dem Absenden noch gezögert habe. Mir fiel nämlich auf, daß Du in Deinem Manuskript im Grunde genommen über zwei Arten von Diskontinuitäten in der Wissenschaft sprichst. Solchen, die lediglich einen Wechsel verschiedener Tätigkeitsarten ausmachen – einen „unsteten Wechsel“, wie Du sagst – und solchen, die gewissermaßen Bestandteile von Entwicklungsprozessen sind. Ganz deutlich wurde mir das auf S. 9, wo Du schreibst „... allein schon

der Denkprozeß des Wissenschaftlers besteht in einer ständigen Diskontinuität, in einem Springen von einer Ebene der Aneignung auf die andere, ganz unabhängig davon, ob ein wissenschaftlich neues Resultat dabei herauskommt oder nicht.“ Es gibt also – und ich stimme Dir hierin voll zu – Diskontinuitäten im Denkprozeß, bei denen ein neues wissenschaftliches Resultat herauskommt, die also eine Weiterentwicklung der Wissenschaft bewirken, und solche, bei denen das nicht der Fall ist. Für letztere führst Du selbst viele Beispiele an. Ein Beispiel für die erste Art ist sicher der von mir oben erwähnte Fall des in Gestalt eines Qualitätsumschlags erfolgenden Übergangs von einer wissenschaftlichen Theorie zu einer neuen, die die alte in sich aufhebt, d. h. sie überwindet, mit ihr bricht und sie zugleich als Spezialfall für genau definierte Bedingungen in sich aufbewahrt.

Philosophisch ist an der Sache bedeutsam, daß wir das Verhältnis von Diskontinuität und Qualitätsumschlag im Rahmen des dialektischen Gesetzes vom Umschlagen quantitativer Veränderungen in qualitative und umgekehrt bisher meist nur von einer Seite her gesehen haben: Ein Qualitätsumschlag ist immer eine Diskontinuität in der Entwicklung. Nimm als Beleg dafür die Stelle aus dem von mir verfaßten Artikel „Diskontinuität“ des „Philosophischen Wörterbuchs“. Dort heißt es: „Dialektische Qualitätsumschläge ... sind stets Ausdruck des diskontinuierlichen Moments der Entwicklung, da sie die Sprungstellen ausmachen, welche die verschiedenen Qualitäten bzw. Entwicklungsstadien voneinander abgrenzen.“ Nicht jede Diskontinuität in einem Entwicklungsprozeß muß aber offenbar zu einem solchen Qualitätsumschlag führen, der Bestandteil eines Entwicklungsprozesses ist. Mir scheint – und hierin weiß ich mich einig mit Dir –, daß wir von Entwicklung nur dann sprechen können, wenn es innerhalb der Diskontinuität eine gewisse Kontinuität gibt, die Diskontinuität durch kontinuierliche Veränderungen vorbereitet, provoziert, das zwangsläufige Resultat dieser kontinuierlichen Veränderungen ist.

Auch das ist aber offensichtlich ein Problem, das noch gründlicher Überlegungen bedarf. Ich habe es nur aufgegriffen, um Dich zu fragen, ob Du es für wert hältst, [98] weiter darüber nachzudenken, was Du selbst dazu meinst und zu dem, was ich in allererster Näherung und in ganz oberflächlicher Weise selbst darüber denke.

Wie immer Deiner Antwort mit Spannung und in freudiger Erwartung harrend
grüßt Dich ganz herzlich Dein Günter Kröber

*

Brief von J. Kuczynski an G. Kröber

30. 3. 77

Lieber Günter:

Vielen Dank für Deinen ausführlichen Brief, der unsere Diskussion wieder so viel weiter führt, in gewisser Weise aber auch zurückführt, weil er uns beiden zeigt, wie kompliziert die Probleme sind und wieviel weniger nahe wir einer Lösung sind, als wir zuerst dachten.

Das gilt natürlich nicht für den Ausgangspunkt, das Problem der Kontinuität und Diskontinuität, das schließlich ein Grundproblem des Marxismus ist, und über das niemals Unklarheit bei so vielen unserer Gesellschaftswissenschaftler hätte herrschen sollen.

Aber auch hier hast Du eine wichtige „Zusatzproblematik“ aufgeworfen: die des Verhältnisses von Diskontinuität und Umschlag von Quantität in Qualität. Ja, das scheint mir unbedingt ein Problem, das man näher untersuchen mußte, und ich stimme Deiner ersten Überlegung ganz zu, daß ein Umschlag von Quantität in Qualität natürlich eine Diskontinuität in der Entwicklung darstellt, daß aber nicht jede Diskontinuität einen Umschlag von Quantität in Qualität bedeutet.

Übrigens fand ich eine interessante Bemerkung zur Diskontinuität auf dem Gebiet der Kunst bei Grigeri Kosinzew („Kunst und Literatur“, 2/1977, S. 214 – den entscheidenden Satz unterstreiche ich):

„Wir brauchen anscheinend in unserer Arbeit eine Periode intensiven Suchens nach einer Arbeitshypothese. *Naiv sind die Vorstellungen von einer harmonisch und kontinuierlich entstehenden Idee*: Studium des Materials, Bestimmung der Idee eines Werkes, Wahl der Ausdrucksmittel u. dgl. sind lediglich für populärwissenschaftliche Vorträge und für den (gewöhnlich fruchtlosen) Regieunterricht geeignet.

Die Wirklichkeit sieht anders aus: Da gibt es das von einem Extrem ins andere Fallen, das ‚Überspannen des Bogens‘ in einer Richtung, da gerät man derart in eine Sackgasse, daß man sich den Kopf einrennt, da verzweifelt man an der eigenen Stupidität, Unfähigkeit und Talentlosigkeit ... Und dann gelingt es plötzlich, aus tausend Versuchen den Faden irgendeines künstlerischen Motivs aufzugreifen, und das nur aus einer Vielzahl von Negationen, am eigenen Leibe erprobt, um sich schließlich festzulegen.

Und das dauert die ganze Drehbuchphase hindurch?
Unsinn. Es dauert ein Leben lang.“

Man müßte überhaupt, soweit das materialmäßig möglich ist, viel mehr den wissenschaftlichen (und künstlerischen) Arbeitsprozeß bis zur Lösung eines Problems [99] konkret untersuchen, als wir es bisher getan haben – ein gutes Beispiel für eine solche Untersuchung ist B. M. Kedrovs „Analyse der Materialien zur Entdeckung des Periodischen Gesetzes durch D. I. Mendelejev“ in dem von Dir herausgegebenen Buch „Wissenschaftliches Schöpfungertum“. Und auch folgendes Problem wäre untersuchungswert: Wenn Du mit unseren Politökonomen über Kontinuität und Diskontinuität philosophisch-abstrakt sprichst, wie ich es, seit ich Dir die beiden Manuskripte sandte, öfter getan habe, sind sie mit unserem Standpunkt völlig einverstanden; wenn sie aber über unsere Wirtschaft schreiben, kennen sie nur die Kontinuität, obgleich doch der wissenschaftlich-technische Fortschritt gerade Diskontinuität verlangt. Hier liegt eine erstaunliche unglückliche Diskontinuität (oder Schizophrenie?) im Denken vor – nicht zwischen Theorie und Praxis, sondern zwischen theoretischem und praktischem Denken! Ich muß so oft daran denken, wie unverständlich in vieler Beziehung späteren Nachfahren so manche unserer Schwächen sein werden, während andere ihnen ganz natürlich und berechtigt erscheinen werden. Ich glaube nicht, daß wir von unserer Zeit sagen können, wie es Lenin einige Jahre nach der Revolution zu Gorki sagte: „Die durch die Verhältnisse erzwungene Grausamkeit unseres Lebens wird einmal verstanden und gebilligt werden. Alles wird verstanden werden – alles!“

Unser Leben ist nicht mehr grausam – aber ob alles verstanden werden wird? Sicher nicht! Vielleicht liegt das auch daran, daß die öffentliche Kritik – nicht von Personen, sondern von Sachverhalten – so wenig bei uns, im Gegensatz zu Lenins Zeit, entwickelt ist.

Entschuldige die Abschweifung ... sie hat noch (!) nichts mit Senilität, sondern mit Sorge um die Beschleunigung unseres Fortschritts auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften zu tun.

Damit ist auch das Stichwort für das Hauptthema Deines Briefes gefallen: Ist Rückschritt in der Wissenschaft möglich?

Wir sind uns einig, daß Rückschritt, seit es eine Weltwissenschaft und eine „marxistische Gesellschaftswissenschaft“ gibt, nicht mehr möglich ist (marxist. Gesw. in Anführungsstrichen, weil sie ja in Wirklichkeit *die* Gesellschaftswissenschaft ist).

Was den „anthropologischen Maßstab“ betrifft, so finde ich Deine Argumentation sehr überlegenswert. Zumindest kann man ihn nicht so primitiv wie „nützlich oder schädlich“ für die Menschheit anwenden. Man darf, wie Du ganz richtig sagst, „nicht übersehen“, daß „Fortschritt

und Rückschritt der Wissenschaft“ schon deswegen nicht mit „Nutzen oder Schaden“ identifiziert werden können, da die „Anwendung im Interesse einer ganz bestimmten Klasse“ stets berücksichtigt werden muß, wenn man von Nutzen oder Schaden“ spricht.

Wenn man aber nur von Fortschritt und Rückschritt im Sinne stärkerer und weniger starker Annäherung an die Wahrheit spricht, dann gibt es meiner Ansicht nach doch einen Rückschritt, bevor es eine Weltwissenschaft gab. Natürlich muß man den jeweiligen historischen Stand der Wissenschaft noch viel gründlicher untersuchen, als wir es bisher getan haben, aber, soweit ich die Verhältnisse heute übersehe, war doch der Stand der Wissenschaft zur Zeit ihrer Blüte in Griechenland höher als in der Spätantike und in der frühen Feudalzeit, auch wenn Du die gleichzeitigen Fortschritte zum Beispiel in China und Indien berücksichtigst.

[100] Was aber die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften betrifft, so stimme ich Dir natürlich zu, daß sie auch heute noch neue Erkenntnisse bringen, sehr viele sogar. Aber das ist noch kein Beweis für den Stand der bürgerlichen Wissenschaft. Du schreibst, „man muß ja nicht unbedingt die Politische Ökonomie oder die Philosophie im Auge haben“. Aber muß man wirklich nicht? Und wenn man sie im Auge hat – dann wirst Du mir doch sicher zugeben, daß die systematischen Werke der brilliantesten Ökonomen des letzten Halbjahrhunderts – die von Keynes, Schumpeter und Galbraith – auf einem unsagbar tieferen Niveau stehen als Ricardos „Principles“. Oder vergleiche Santayana, Husserl oder Russel mit Kant oder Hegel – welcher Niveauunterschied! Sage nicht, daß ich Männer erster Klasse des letzten Halbjahrhunderts mit Genies der Frühzeit vergleiche. Ich vergleiche die international anerkannt besten bürgerlichen Politökonomen und Philosophen des letzten Halbjahrhunderts mit den international anerkannt besten der Frühzeit der Bourgeoisie.

(Übrigens was Turgot betrifft, so interpretierst Du ihn nicht richtig. Er meint nicht, daß die Wissenschaften stagnieren, während das Handwerk blüht, die Wissenschaften also nur im Vergleich zum Handwerk Rückstand haben. Er spricht ausdrücklich vom chute [Fall] der Wissenschaften, von ihrem Verfall, und so versuchte ich ihn auch zu interpretieren.)

Entscheidend aber scheint mir, daß auf Grund der Entwicklung einer Weltwissenschaft und des Entstehens des Marxismus eine Rückentwicklung der Gesellschaftswissenschaften auf längere Zeit nicht mehr möglich ist. Die Frage, ob es zuvor Rückschritt gegeben hat, muß historisch noch viel genauer untersucht werden – eine überaus wichtige Nebenaufgabe auch Deines Instituts.

In jedem Fall, tausend Dank für Deine beiden Briefe, nicht zum Wenigsten auch im Namen der Leser von Bd. 10, die durch Deine Erlaubnis, die Briefe abzdrukken, in jedem Fall einen Fortschritt unserer Wissenschaft über meine Ausführungen zu Kontinuität und Diskontinuität hinaus feststellen werden.

Und nun wollen wir weiter nachdenken, auch wenn Bd. 10 jetzt zum Verlag geht, auch wenn wir so viele andere Probleme zu überlegen haben.

Alles Gute!
Jürgen Kuczynski

[101]

Kapitel III

1. Über unsere Auswahl von Schülern für das Studium – ein Brief

Lieber Freund:

Schimpf nicht auf unsere Auswahl von Schülern für das Studium, weil Arbeiterkinder vor Arbeiterknechten bevorzugt werden, wenn, wie Du, der Vater des Enkels, aus einer Arbeiterfamilie kommend und von unserer Gesellschaft gefördert, ein Mitglied der Intelligenz geworden ist. Auch wenn Du recht hast, daß sich solche Fälle häufen müssen, je mehr sich unsere Intelligenz aus Arbeiterkindern zusammensetzt.

Das sind Anomalien, die sich geben werden, zumal sie überhaupt nichts mit der Rolle der Arbeiterklasse in unserer Gesellschaft zu tun haben. Wer zur Arbeiterklasse gehört, bestimmt sich aus seiner Stellung im Produktionsprozeß und nicht biologisch. Daß aber Arbeiterkinder heute, wie es im Kapitalismus der Fall ist, anderen Kindern gegenüber, etwa in der Schule oder in der Lebensweise zu Hause, benachteiligt sind, davon kann nach über dreißig Jahren Herrschaft der Arbeiterklasse selbstverständlich nicht mehr die Rede sein. Oder formuliere ich da zu absolut?

Sehr viel schwieriger zu lösen ist das Problem der Noten, das Du aufwirfst. Dein Sohn und das Arbeiterkind, das zur Erweiterten Oberschule und so zur Universität gehen kann, hätten die gleiche Gesamtnote gehabt, der andere sogar zwei Dreien, allerdings auch mehr Einsen als Dein Sohn. Mit Recht schreibst Du auch, daß selbst wenn es auf dem Zeugnis der 11. Klasse kein Gesamtpredikat mehr gibt, dieses doch gewissermaßen automatisch von allen Beteiligten berechnet wird.

Wenn das aber geschieht, dann muß ich ganz offen sagen, daß es mir, nur von den Noten ausgehend, richtiger erscheint, daß nicht Dein Sohn mit den gleichmäßigeren Noten, sondern der andere Schüler mit der größeren Ungleichmäßigkeit für das Studium ausgewählt wurde. (Dabei denke ich natürlich vor allem an die Auswahl zum Studium unter dem Gesichtspunkt der künftigen wissenschaftlichen Beschäftigung der Studenten. Wobei ich wieder nicht meine, daß ich etwa nur an die Studenten denke, die hauptberuflich Wissenschaftler werden, sondern auch an die große Masse der Studenten, die in ihrem Beruf, sei es als Techniker oder in der ökonomischen Leitung, wissenschaftlich denken müssen, praktischen Problemen theoretisch gebildet zu Leibe gehen müssen. Nur von solchen, die später entweder Wissenschaftler oder wissenschaftlich Denkende sein müssen – und das ist die Majorität unserer Studenten! – ist im folgenden die Rede.)

Wir sind uns natürlich einig, daß das Notensystem nicht immer gerecht ist. Aber was soll man heute (!) an seine Stelle setzen? Wenn die Klassen einmal halb so groß sind wie gegenwärtig, kann man auch an andere Beurteilungssysteme denken. Aber [102] gegenwärtig sehe ich einfach keinen anderen Weg. Darum stimme ich auch ganz mit Margot Honecker überein, wenn sie auf dem IX. Parteitag feststellte: „Zensuren und Prüfungen sind notwendig, denn sie stimulieren nicht nur die Leistungen, sondern auch andere Eigenschaften der Kinder. Deshalb wäre es oberflächlich, das Bemühen um gute Zensuren als Strebertum zu bezeichnen. Wir müssen den Schülern einen gesunden Ehrgeiz und die Fähigkeit anerkennen, erreichte Leistungen kritisch zu werten. Falsch ist es, Schulen nach Leistungsdurchschnitten zu beurteilen. Wir müssen die tatsächliche Qualität der Arbeit auf der Grundlage tiefer Einsichten in den Unterricht einschätzen. Lob und Tadel, die vom Durchschnitt abgeleitet sind, helfen keinem Lehrer und keinem Schüler.“

Für falsch aber halte ich Gesamtnoten, insbesondere für die Auswahl von Schülern für das Universitätsstudium. An sich hat natürlich jeder eine Neigung zu Gesamtnoten. Wenn Du Dein Leben von Zeit zu Zeit überblickst, oder speziell Deine Arbeit im Betrieb oder Deine Ehe, oder die Ferien, die Du gerade gemacht hast, immer kommst Du am Schluß zu einer Gesamtnote. Aber bei der Auswahl von Menschen für viele Arten von Aufgaben ist die Gesamtnote geradezu

gefährlich, weil für so viele Arten von Aufgaben spezifische Fähigkeiten und Eigenschaften notwendig, andere relativ überflüssig sind. Und das trifft in mancher Beziehung auch auf das Studium zu.

Um es einmal ganz einfach zu formulieren: muß man nicht befürchten, daß die „Gesamtnote“ vielfach gerade die für das Studium Begabten und Begeisterten von den Universitäten ausschließt. Und wenn Du Dir einmal die Schulzeugnisse unserer größten Gelehrten der Vergangenheit ansiehst, dann wirst Du feststellen, daß sie fast alle nach unserem heute geltenden System vom Studium ausgeschlossen worden wären, allen voran, möchte ich fast sagen, Marx und Einstein.

Kein Wunder darum, daß unsere Universitäten ständig über den Schülernachwuchs klagen.

Dabei arbeitet die übergroße Mehrheit unserer Schüler ganz außerordentlich viel. Schüler mit einem Achtstundentag (Schule, Schulzirkel etc. und Schularbeiten zusammengerechnet) sind eine Seltenheit. Ja, es sollte mich nicht wundern, wenn Schüler den längsten Arbeitstag bei uns haben.

Auch die Lehrer sind überaus stark beschäftigt und geben sich in ihrer Mehrheit große und viel Mühe mit den Schülern.

Vielleicht kann man sogar so weit gehen zu sagen, daß manche unserer Schüler und Lehrer überanstrengt werden.

An fast allen unseren Schulen könnte man FF als Emblem anbringen, eine Abkürzung für Fleiß und Faktenwissen.

Nun ist Fleiß zweifellos eine Voraussetzung für gute Arbeit auf allen Gebieten gesellschaftlicher Tätigkeit, insbesondere auch für das Universitätsstudium und für spätere wissenschaftliche Arbeit.

Aber Fleiß ist eine Voraussetzung und hat nichts mit Begabung und Fähigkeit zu tun. Natürlich sind Begabung und Fähigkeit nichts ohne Fleiß. Aber Fleiß ohne entsprechende Begabung und Fähigkeit sollte noch nicht zum Studium berechtigen.

Nun ist ein gewisses Faktenwissen in allen Berufen eine Notwendigkeit. Aber [103] Vermittlung von Faktenwissen darf nicht, auch nicht unter dem Gesichtspunkt künftigen Studiums, ein Hauptziel der Schule sein. Einmal ist es mindestens ebenso wichtig zu lernen, wo man Fakten nachschlagen kann. Und sodann liegt doch meiner Ansicht nach die Hauptaufgabe der Schule, vor allem in den letzten Klassen, auf ganz anderen Gebieten als der Vermittlung und Entwicklung von Fakten.

Vor einiger Zeit fragte ich einen unserer Oberschüler nach dem Geschichtsunterricht und er sagte seufzend: „Ach, wissen Sie, genau dann, wenn es interessant wird, muß unser Lehrer weitergehen, damit er den Stoff bewältigt. Das hat er mir selbst gesagt.“ Man kann nur feststellen: ein kluger Schüler und ein begabter Lehrer, die beide durch den Zwang der Faktenvermittlung bzw. des „Schaffens des Stoffes“ gestört werden.

Fakten und ideologische Thesen (Dogmen) erziehen weder sozialistische Bürger noch Menschen, die studieren sollen.

Ich muß sagen, daß mein Unterricht in der kaiserlichen und der Weimarer Schule besser vom Standpunkt der Gewinnung der Schüler für einen bestimmten Klassenstandpunkt war als der Unterricht an so manchen unserer Schulen. Wie oft haben wir im Geschichtsunterricht den Stoff nicht „geschafft“ oder sind über gewisse Strecken schnell dahingeschludert – aber wie interessant, wie aufregend waren oft die Stunden im Gymnasium, in dem überwiegend Kinder der herrschenden Klasse waren! Es gab Stunden, in denen wir den Lehrer trotz des Pausenklingelns noch baten, „zu Ende zu erzählen“. Natürlich gab es auch viele Fakten zu lernen, aber neben ihnen spielten Probleme, Denkaufgaben u. ä. eine sehr beachtliche Rolle. Auch in diesem

Zusammenhang gilt es wieder, Margot Honecker zu zitieren. Sie sagte auf dem IX. Parteitag: „Es zeichnet sich eine zunehmend höhere Qualität des Unterrichts ab. Zugleich wird jedoch deutlich erkennbar, wo noch ungelöste Probleme liegen. So ist das Wissen, das sich die Schüler aneignen, noch nicht genügend anwendungsbereit und dauerhaft. Die Fähigkeit zum selbständigen Denken ist noch nicht ausreichend entwickelt. Nicht alle Schüler erreichen die möglichen Leistungen. Wir meinen, daß diese Probleme nicht mit der Ablösung der gültigen Lehrpläne, die sich in der Praxis bewähren, durch neue Pläne gelöst werden können. Das schließt nicht aus, daß wir, ausgehend von den Erfahrungen der Lehrer, solche Lehrmaterialien verbessern, bei denen sich das als notwendig erweist. Vor allem ist es nötig, den Lehrern mehr Hilfen für die Unterrichtsgestaltung zu geben.“

Wir beide werden sicher mit jedem Wort übereinstimmen.

Bisweilen erzählten uns in jenen alten Zeiten auch die besten Lehrer von ihren eigenen Arbeiten. Hatten doch die Lehrer damals viel mehr Zeit zu eigener wissenschaftlichen Arbeit und gar manche Universitätsprofessoren kamen von den Gymnasien oder Oberrealschulen als Professoren an die Universitäten. Du kannst Dir vorstellen, was das für Schüler bedeutete – insbesondere wenn der Lehrer uns auch erklärte, warum man in diesem oder jenem Punkte anderer Ansicht als das Lehrbuch sein könne.

Schon von der neunten Klasse an (Untersekunda) wurden wir pädagogisch von den guten Lehrern wie angehende Studenten behandelt. Warum sollten unsere Schulen im Interesse der Erziehung von Sozialisten in dieser Beziehung nicht noch viel mehr leisten können als die Schulen im Kapitalismus im Interesse des Kapitals oder in meiner Zeit: des Monopolkapitals?

[104] In der Tat wünscht das ja auch Margot Honecker, wenn sie meint: „Die Qualität der Bildung und Erziehung weiter zu erhöhen, das erfordert, in jedem Fach das grundlegende Wissen solide zu vermitteln, die Liebe zur Wissenschaft, die Freude am Entdecken, Erforschen zu wecken, bei der Jugend das Bedürfnis zu entwickeln und sie zu befähigen, selbständig zu denken, selbständig weiterzulernen, Wissen und Fähigkeiten praktisch anwenden zu können. Wir brauchen an allen Schulen, in den Pädagogenkollektiven das Suchen nach den besten Wegen, den Streit der Meinungen und den Austausch der Erfahrungen. Dies muß den Führungsstil aller Direktoren, aller Volksbildungsorgane immer stärker bestimmen. Das schließt jeglichen Formalismus in der Anleitung und in der Bewertung der Schulen aus.“

Jedoch muß man eines bedenken: In einer Beziehung waren die Oberlehrer damals besser. Wie schon bemerkt, waren gar manche neben und oft auch im Zusammenhang mit ihrer Arbeit in der Schule wissenschaftlich tätig. Das war nicht nur so, weil sie mehr Zeit hatten, sondern auch weil sie im Durchschnitt wissenschaftlich begabter waren. In den letzten zwanzig Jahren, in denen unsere wissenschaftlichen Institutionen gewaltig wuchsen, wurden nämlich alle Absolventen an den Universitäten, von denen man glaubte, daß sie sich irgendwie zur Wissenschaft als Hauptberuf eigneten, an wissenschaftliche Institutionen geschickt. Ganz abgesehen davon, daß das das wissenschaftliche Niveau des Durchschnitts an den wissenschaftlichen Instituten senken mußte, beraubte es unsere Schulen zahlreicher wissenschaftlich begabter Lehrer.

Eine interessante Folge – eine Kleinigkeit, aber kennzeichnend – davon ist, daß die Bedingungen für die Verleihung der Leibniz-Medaille der Akademie der Wissenschaften geändert werden mußten. Früher, auch noch in unserer Republik, wurde sie nur für wissenschaftliche oder wissenschaftliche Unternehmen fördernde Leistungen außerhalb (!) der beruflichen Tätigkeit verliehen, und es waren häufig Lehrer unter denen, die sie erhielten. Die Bestimmung „nur außerhalb der beruflichen Tätigkeit“ mußte aus Mangel an Empfangsberechtigten fallengelassen werden.

Man kann jedoch nach der Sättigung unserer wissenschaftlichen Institute mit Mitarbeitern damit rechnen, daß sich das ändern wird. Wir haben zum Beispiel meiner Ansicht nach reichlich

genug wissenschaftlich hauptberufliche Historiker und Literaturwissenschaftler, müssen nur noch für den notwendigen Nachwuchs der jeweils Verstorbenen sorgen und können wissenschaftlich Begabte in viel größerer Anzahl in unsere Schulen als Lehrer schicken.

Umso wichtiger wird es dann natürlich sein, daß unsere Lehrer weniger belastet werden, damit sie auch Zeit für wissenschaftliche Arbeit haben. Dann wird auch das Niveau der Lokalgeschichtsschreibung oder der lokalen Naturforschung sich wieder heben.

Doch ich bin abgekommen vom Thema der Noten als Mittel der Kaderauswahl für die Universitäten.

Ich bin der Ansicht, daß man an unseren Schulen, so wie sie heute arbeiten, mit eisernem Fleiß und gutem Faktengedächtnis, auch wenn man nur durchschnittlich begabt ist, die besten Noten erhalten und sich damit als studienwürdig erweisen kann. [105] Eltern und Lehrer werden dazu angehalten, dafür zu sorgen, daß die Schüler „allseitig“ fleißig sind.

Damit aber beraubt man die Schüler dessen, was ich echten, natürlichen Fleiß und Eifer nennen möchte. Die kann man nämlich nur auf Gebieten haben, die einen interessieren. Und wenn man „allseitigen“ Fleiß verlangt, dann unterdrückt man den echten, natürlichen Fleiß auf den Gebieten, die den Schüler interessieren, die „ihm liegen“. Er hat nämlich gar keine Zeit dann, diesen spontanen Fleiß zu entwickeln trotz mancher Arbeitsgemeinschaften außerhalb des Schulunterrichts.

Sehen wir uns doch die Schulzeugnisse bedeutender oder auch nur tüchtiger Naturwissenschaftler, Gesellschaftswissenschaftler oder Schriftsteller der fernerer Vergangenheit an. Sie hatten zumeist Einsen in Mathematik, Physik und Chemie *oder* in Deutsch und Geschichte – in den jeweils anderen Fächern aber standen sie oft bei drei oder gar vier. Natürlich hätten die meisten jung begabten „Naturwissenschaftler“ bei „allseitigem“ Fleiß auch eine Eins oder Zwei in Deutsch und Geschichte erreichen können, und ebenso auch die jung begabten „Gesellschaftswissenschaftler“ eine Eins oder Zwei in Mathematik, Physik und Chemie. Aber das hätte eben bedeutet, daß sie keinen echten, natürlichen Fleiß, keinen wahren Eifer, keine hemmungslose Begeisterung für „ihre“ Fächer hätten entwickeln, keine selbständige Lektüre, keine „eigenen Forschungen“ hätten unternehmen können.

Selbstverständlich gibt es immer einzelne Schüler, denen alles „zufliegt“, die leicht in allem gut sind. Aber das sind Ausnahmen, und es ist gar nicht gesagt, daß sie auch besonders erfolgreiche Studenten sind.

Die übergroße Mehrheit der Studenten sollte sich aber aus Schülern zusammensetzen, deren „Durchschnittsnote“ nicht Eins bis Eins-Komma-Fünf, sondern Zwei ist. Und zwar unter keinen Umständen eine Zwei bestehend aus lauter Zweien; aus den Reihen dieser Schüler geht selten ein guter Student hervor, und darum ziehe ich auch Deinem Sohn für das Studium den Arbeiterjungen, der eine ganze Reihe Einsen und zwei Dreien hat, vor. Bei einem Schüler mit Einsen und Dreien kann man hoffen, daß er eine wirkliche Begabung hat und auch eine echte Liebe zu den Fächern seiner Begabung, weil er die anderen vielleicht über den „Lieblingsfächern“ vernachlässigt hat – keine Sünde, sondern nur vernünftig und richtig in seinem Alter. Es kann aber auch sein, daß er in den anderen Fächern wirklich unbegabt ist. Warum muß ein künftiger Literaturwissenschaftler auch begabt sein für Mathematik und Physik?

Wir brauchen an den Universitäten keine Musterschüler, sondern für „ihr Fach“ begeisterte und begabte Schüler! Und die hält unser Gesamt- bzw. Durchschnittsnotendenken von der Universität heute fern. Darum auch die Unzufriedenheit unserer Universitätslehrer mit den Schulabgängern, die zu ihnen kommen. Unser Kaderauswahlssystem für die und in den Erweiterten Oberschulen ist ganz einfach nicht mehr ausreichend. Vielleicht wird man entgegnen, daß ich damit einer reichlich veralteten und niemals ganz richtigen, nur aus dem Streben nach Opposition gegen methodisch reaktionäre bürgerliche Erziehungsweise erklärbaren, „pädagogischen

Revolution“ das Wort rede, die beinhaltete, daß Kinder nur das lernen sollen, was sie wollen. Aber das ist Unsinn. Wer an unseren Schulen mit ihren allgemein wirklich hohen Ansprüchen. in Mathematik oder Geschichte eine Drei hat, sei es, daß er sich für [106] eines dieser beiden Fächer nicht interessiert oder auch unbegabt ist, der kann immer noch eine ganze Masse Mathematik oder Geschichte und hat auch für dieses Fach ganz schön arbeiten müssen. Von irgendeiner falschen Auffassung, daß er sich um diese Fächer überhaupt nicht zu kümmern brauchte, weil er sie nicht mag, kann auf keinen Fall die Rede sein.

Auch der „Allgemeinbildung“ ist mit der Note Drei in einem dieser Fächer durchaus Genüge getan.

Und mehr: Mit einer Drei in Mathematik kann ich, wenn ich Geschichte studiere und aus irgendwelchen Gründen – sehr guten sogar! – das Bedürfnis empfinde, auch noch statistische Vorlesungen zu hören, das durchaus tun.

Ebenso gibt es keinen Grund, warum ich mit einer Drei in Geschichte den Vorlesungen über die Geschichte der Arbeiterbewegung nicht ausgezeichnet sollte folgen können oder nicht auch andere historische Vorlesungen – etwa als Hintergrund für naturwissenschaftliche in die Vergangenheit zurückgehende Studien – mit Verständnis hören sollte.

Die einzige Schwierigkeit sehe ich bei Deutsch. Ich kann diejenigen sehr gut verstehen, die insbesondere von jedem Wissenschaftler, sei er Naturwissenschaftler oder Gesellschaftswissenschaftler, verlangen, daß er sich schriftlich ordentlich, verständlich, überzeugend ausdrücken kann. Aber auch hier sollte man Ausnahmen zulassen, da es manchen wirklich schwer fällt, das zu tun, und andere gerade auf diesem Gebiet Spätentwickler sind und die Universität hier nachhelfen kann.

Selbstverständlich fällt „Staatsbürgerkunde“ außerhalb dieser Betrachtungen. Staatsbürgerkunde ist vor allem eine Frage der Weltanschauungsbildung, der Charakterbildung, der Ausbildung für allgemeine Haltung in und zu unserem Staat für alle Berufe, und in diesem „Fach“ sollte jeder gut sein, ganz gleich, was seine spezifischen Fähigkeiten und Neigungen.

Wir sind beide zu alte Genossen, um uns mißzuverstehen. Wir beide sind stolz auf unsere Schulen, wenn wir sie mit denen in der Welt des Kapitals vergleichen – und das nicht nur wegen des ideologischen Inhalts des Unterrichts, der unseren Schülern vermittelt wird.

Aber gerade, weil wir alte Genossen sind – auch Du zählst ja schon 30 Jahre in der Partei –, liegt es uns nicht, wie einem Parteilosen gegenüber, unsere Verhältnisse mit denen im Kapitalismus zu vergleichen. Wir vergleichen unsere Verhältnisse mit denen, die wir erstreben, mit den unter den gegenwärtigen Umständen bestmöglichen Verhältnissen.

Und da erscheint es mir, daß wir sobald wie möglich einige Änderungen in dem hier angedeuteten Sinne an unseren Schulen durchführen sollten.

Wenn man einwenden sollte, daß diese Änderungen doch recht radikal sind und die Kontinuität des Unterrichts und der Bewertung stören würden, dann kann ich nur sagen, daß Revolutionäre – und das sind wir und sollen es immer bleiben – noch niemals vor radikalen Maßnahmen, die Diskontinuität bringen, zurückgeschreckt sind. Sobald das Alte, das einst gut war, sich nicht mehr als nützlich erweist, soll man es durch etwas Neues ersetzen, und das bringt natürlich immer Diskontinuität.

[107] Und wenn ich eben sagte, man solle das Alte durch das Neue ersetzen, dann doch nur, wenn das Alte für unsere weiter fortgeschrittene Zeit nicht mehr paßt. Ebenso, wenn ich sagte, daß wir unsere Verhältnisse nicht mit denen im Kapitalismus vergleichen, um sie zu bewerten, dann heißt das natürlich auch nicht, daß wir nichts aus den Erfahrungen guter Pädagogen fernerer Vergangenheit lernen können.

Vielleicht ist das, was ich Dir geschrieben habe, auch zu sehr unter dem Gesichtspunkt des künftigen Studiums gesehen. Das sollte es aber auch sein. Und wenn wir uns sagen, daß es doch ebenfalls unter dem Gesichtspunkt der Fachschule zutrifft, zumindest zu einem erheblichen Grade, ja meiner Ansicht nach in gar mancher Beziehung für alle Schüler, dann sind meine Gedanken wohl auch der Überlegung ganz allgemein für unsere Zehnklassenschule wert.

In jedem Fall aber, um jetzt auf Dein persönliches Problem zu kommen, scheint es mir unsinnig, Dir selbst Vorwürfe hinsichtlich der Erziehung Deines Jungen zu machen. Ich weiß noch sehr gut, daß, als mein ältester Sohn, der als VdN-Kind nach dem Abitur leicht zur Universität hätte gehen können, fand, daß er „von der Intelligenz genug“ hätte und Flugzeugschlosser wurde, ich völlig zufrieden mit ihm war und nur lächelte, als er nach Beendigung der Lehre doch noch zu studieren begann.

Man soll, wie mein Vater zu sagen pflegte, bei seinen Kindern nicht „Schicksal spielen“ wollen. Im allgemeinen werden sie in unserer Gesellschaft auch auf dem von ihnen oder einer Schulbehörde gewählten Wege nicht nur ordentliche Menschen, sondern können viele ihrer Fähigkeiten entwickeln, vieles Nützliche leisten.

Mit guten Wünschen für Dich und Deinen Sohn

J. K.

[108]

2. Über das gesellschaftswissenschaftliche Studium an unseren Universitäten – ein Brief

Lieber Genosse:

Nein, Du hast ganz recht getan, mir zu schreiben. Sind doch Deine Kümmernisse und Sorgen über unseren Universitätsbetrieb auch die meinen. Was die Naturwissenschaftler betrifft, so kann ich die Situation nicht beurteilen. Die Lage des gesellschaftswissenschaftlichen Studiums aber kann ich gut beurteilen und stimme Dir in vielem zu, und in manchem möchte ich noch viel weiter gehen.

Zum Beispiel würde ich mich nicht scheuen, von einer Verschulung der Universitäten zu sprechen. Stell Dir vor, neulich kommt ein Freund aus der Akademie ganz verzweifelt auf mich zu und erzählt mir, er hätte eine Vorlesung an der Universität übernommen und die Studenten hätten am Ende der ersten Lektion ihren Unwillen darüber zum Ausdruck gebracht, daß er ihnen ein Buch statt ein bestimmtes Kapitel mit Seitenangaben als Literatur empfohlen hätte. Er habe dann mit den Studenten über ihre Lektüre gesprochen und festgestellt, daß sie, abgesehen von einem Lehrbuch, sonst überhaupt keine Bücher für den Unterricht lesen, sondern nur Abschnitte aus Büchern. Als er dann ganz verzweifelt gefragt hätte, ob sie denn überhaupt keine Bücher läsen, hätte man ihm geantwortet: doch natürlich, aber eigentlich nur Romane, und zu denen hätte man auch nicht zu viel Zeit.

Ich kann Dir das nicht nur bestätigen, sondern auch durch eine merkwürdige andere Geschichte ergänzen. Ein mir unbekannter Student ruft mich an, er hätte gehört, daß ich einige Schriften von Varga zu Hause hätte, und da er als Forschungsstudent eine Arbeit über Krisen machen müßte, wollte er wissen, ob er sie bei mir einsehen könnte. Ich sagte ihm, daß er doch erst in der Staats- und Universitätsbibliothek nachsehen sollte, was da ist, und wenn er eine ihm wichtig scheinende Schrift dort nicht fände, könne er sie bei mir einsehen, falls ich sie habe.

Nach einer halben Stunde ruft er von neuem an: Er hätte mit beiden Bibliotheken telefoniert und sie hätten nichts von Varga. Ich sagte ihm darauf, erstens sei das Unsinn und zweitens telefoniert man nicht mit einer Bibliothek, sondern geht hin und sieht sich selbst den Katalog an. Wenn er Forschungsstudent bei mir wäre, würde er allein schon durch sein Verhalten den Bibliothekskatalogen gegenüber durchgefallen sein. Ich habe dann auch nichts mehr von ihm gehört.

Ich gebe Dir zu, ein Großteil unserer Professoren geht auch nicht in die Bibliotheken, sondern läßt sich die Bücher, die sie brauchen, durch Assistenten beschaffen. Man sagt mir, so sei es heute auch häufig im Westen. Aber ich muß ganz offen sagen, ich habe doch mehr Professoren in westlichen Bibliotheken getroffen als in unseren.

[109] So fern es mir liegt, das Verhalten so vieler unserer Professoren den Bibliotheken gegenüber zu entschuldigen, so finde ich das Verhalten unserer Studenten noch viel schlimmer. Sie haben so oft überhaupt kein Verhältnis zu Bibliotheken und Büchern.

Noch schlimmer allerdings ist das Verhältnis von Professoren und Studenten zu ausländischen Zeitschriften. Wenn ich zum Beispiel bestimmte ausländische Zeitschriften, die ich nicht in den beiden Akademie-Institutsbibliotheken, in denen ich arbeite, finde, weil sie dort nicht gehalten werden, viertel- oder halbjährlich in der Staats- oder Universitätsbibliothek nachholend lese, dann finde ich sie oft in jungfräulichstem Zustande: keiner hat vor mir in ihnen auch nur geblättert. Und dabei handelt es sich nicht um ausgefallene Spezialzeitschriften oder um solche kleiner Länder, sondern um führende Fachzeitschriften der westlichen Welt.

Natürlich habe ich die vollste Sympathie für unsere Bibliothekare, wenn sie darüber klagen, daß sie nicht genug Devisen für Käufe „im Westen“ haben. Natürlich wäre es für mich viel bequemer, wenn ich alle wichtigen Zeitschriften meines Faches in der entsprechenden Institutsbibliothek hätte. Aber kann ich mich wirklich mit gutem Gewissen für mehr Devisen für die

Anschaffung von Zeitschriften einsetzen, wenn sie unberührt von der akademischen Welt in unserer Staats- und Universitätsbibliothek liegen?

Ich glaube, das ist bei den Naturwissenschaftlern anders. Aber bei uns Gesellschaftswissenschaftlern ist die Situation leider so – ganz gleich, ob es sich um Professoren oder Assistenten oder Studenten an den Universitäten oder um junge und ältere Forscher an den Akademieinstituten handelt. Die Palette ihrer Bücher- und Zeitschriftenlektüre ist außerordentlich klein.

Selbstverständlich, ich weiß es aus eigener Freude daran, gibt es Ausnahmen. Wir haben eine Anzahl Gesellschaftswissenschaftler, die die wichtigste Welt-Bücher- und Zeitschriftenliteratur ihres Faches kennen – mehr als das ist heute unmöglich. Aber das Schlimme ist: was Philosophie und Politische Ökonomie, Literaturwissenschaft und Geschichte betrifft, könnte ich sie Dir namentlich aufzählen, ohne diesen Brief ungewöhnlich zu belasten.

Ich habe gerade in einigen Bibliotheken in der Sowjetunion gearbeitet. Die Handbibliotheken verfügten zumeist über eine Reihe von Enzyklopädien, die Werke von Marx, Engels und Lenin, und riesige Sammlungen von Abstracta auf zahlreichen Hauptgebieten der Naturwissenschaften. Die Hunderte von Abstracta-Bänden waren ganz deutlich sehr, sehr oft gelesen worden. Offenbar haben die Naturwissenschaftler in aller Welt eine weit bessere Kenntnis der Erscheinungen auf ihrem Gebiet als die Gesellschaftswissenschaftler.

Man wende nicht ein, daß das auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet ideologische Gründe hätte. Allein schon methodologisch und auch hinsichtlich der Tatsachenzusammenhänge ich spreche also nicht nur von einfachen Tatsachen – könnten unsere Gesellschaftswissenschaftler sehr viel auch aus der „westlichen“ Literatur lernen. Und was die Literatur der sozialistischen Länder betrifft, so sage man mir nicht, daß, mit Ausnahme der russisch geschriebenen Literatur, die Sprachschwierigkeiten zu große wären. Ich habe mir eine Reihe von auf deutsch, englisch oder französisch geschriebenen bzw. in diese Sprachen übersetzten Veröffentlichungen der [110] Ungarischen Akademie der Wissenschaften angesehen, und sie waren im allgemeinen genau so sauber und unberührt wie die Veröffentlichungen aus dem Westen.

Wie aber soll man unsere Studenten zu Wissenschaftlern oder wissenschaftlich denkenden Menschen erziehen, wenn sie nur Kapitel oder gar nur bestimmte Seiten aus Kapiteln zu lesen als Aufgabe erhalten und nicht mit ganzen Büchern und unseren Bibliotheken vertraut werden?

Wenn Du mit Studenten darüber sprichst, sehen das die meisten ein. Doch sie entgegnen Dir, daß sie zu überlastet sind, um Bücher zu lesen. Und wenn Du Dir ihren „Stundenplan“ ansiehst, mußt Du ihnen völlig recht geben. Nächst unseren Schülern müssen unsere Studenten am meisten arbeiten. Es ist einfach unwahrscheinlich, was an Vorlesungen und Seminaren in eine Woche gepreßt wird.

Da können sie wirklich nicht noch „ganze Bücher“ lesen.

Und bei den Vorlesungen stehen die Professoren vor genau dem gleichen Dilemma wie die Lehrer: sie müssen „den Stoff schaffen“. Und außerdem sollen sie sich oft noch nach vorge-schriebenen „Lehrheften“ richten.

Weder Studenten noch Professoren haben zumeist eine Lehr- bzw. Lernfreiheit *in dieser Beziehung*. Wie anders war das noch, solange ich lehrte, in den fünfzehn Jahren nach 1945. Wie ist das alles schematisiert worden!

Dabei betrachtet man im allgemeinen die Studenten als Hohlköpfe, in die eine bestimmte Menge Fakten hereingepreßt werden muß: Fakten und Thesen und Gesetze. Für Denkübungen, Probleme, Zweifel (die Marx so unumgänglich notwendig für den Wissenschaftler hielt) – dafür ist kaum Zeit. Wenn man Studenten fragt, wann sie Zeit zu ruhigem Nachdenken haben, werden sie verlegen.

Und auch folgendes ist zu bedenken. Wir reden so viel von der allseitigen Bildung, die unsere Menschen gewinnen sollen. Dabei tun wir alles, um diese bei bildungshungrigen Studenten zu verhindern. Frage einmal Deine Studenten, was sie neben ihrem Fach, neben ihren Pflichtfächern hören. Wenn sie unbefangen untereinander sprechen, tippen sie sich an den Kopf über die Weltfremdheit einer solchen Frage. Als ob sie nicht überreichlich genug an ihren „eigenen“ Vorlesungen und Seminaren hätten. Da soll ein Student der Politischen Ökonomie noch Zeit finden, eine historische Vorlesung oder ein Student der Geschichte eine Vorlesung über Ästhetik zu hören? Das ist wirklich schon objektiv ausgeschlossen.

Dabei werden sie nicht einmal in „ihrem Fach“ so ausgebildet, daß sie es im praktischen Leben wieder erkennen. Vor einiger Zeit fragte ich einen unserer Betriebsleiter, was er zuerst mit den Universitätsabsolventen anfangen, wie er sie in die Betriebsarbeit einführe, und er antwortete mir: „Das erste, was ich tun muß, ist, ihnen zu helfen, den ‚Schock der Praxis‘ zu überwinden“.

Wir hörten auf dem Gymnasium bis zum Überdruß den römischen Spruch: Non scholae sed vitae discimus, wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben. Das sollte wahrlich auch ein Leitspruch für den gesellschaftswissenschaftlichen Unterricht an unseren Universitäten werden – und nicht der ursprüngliche ironische Text von Seneca: non vitae, sed scholae discimus [Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir].

Wie relativ wenig können unsere Studenten von dem, was sie an der Universität [111] lernen, in der Praxis gebrauchen! Natürlich ist es mehr, als so manche sich später einreden, aber es ist doch relativ wenig.

Das heißt zweierlei: Erstens müssen die Vorlesungen wesentlich praxisnäher werden und zweitens sollte mindestens ein Drittel, vielleicht sogar die Hälfte der Vorlesungen fakultativ werden – das würde auch die Möglichkeit zu Vorlesungen auf anderen Gebieten geben.

Überhaupt sollte man sich überlegen, ob so viele Vorlesungen notwendig sind. Weder Plato noch Wilhelm von Humboldt, weder Darwin noch Mommsen noch Henry Adams hielten viel von Vorlesungen. Sie alle waren unbedingt für Seminare, Colloquien, Übungen, Symposien usw., in denen der Geist geschärft, Meinungsstreit geübt, Probleme im Streitgespräch behandelt werden.

Natürlich gibt es Ausnahmeverlesungen – begeisternde Vorlesungen vor Hunderten von Studenten von Meistern ihres Faches, die zu den Hörern zu sprechen verstehen. Die halte ich für eine der großartigsten Einrichtungen von Universitäten.

Aber wieviele Vorlesungen können und sollten durch Lehrbuchlektüre und Seminare ersetzt werden!

Haben wir also so vieles falsch gemacht?

Ich glaube nicht. Wenn Du an unsere Verhältnisse in den frühen Jahren unserer Republik denkst, insbesondere an so viele Studenten, die aus Mangel an guten Lehrern einen mäßigen Schulunterricht hatten, und an so manche Universitätslehrer, die selbst noch so vieles zu lernen hatten, dann wirst Du verstehen, daß ein sehr geregeltes und genormtes Universitätsbetriebssystem notwendig war. Aber statt dieses System dann mit der Erhöhung des Niveaus des Betriebs an den Schulen zu lockern, wurde es nur noch fester etabliert, die Normen wurden weiter ausgedehnt und mußten strikter eingehalten werden, so daß die „Verschulung“ der Universitäten zu- statt abnahm.

Natürlich bedeutet studieren im Sozialismus stets auch im Kollektiv lernen. Aber die alte Humboldtsche Forderung, daß der Student „in der Einsamkeit denken“ soll, gehört neben das Lernen im Kollektiv.

Vor einiger Zeit stellte eine Studentenzeitschrift die Frage nach der besten Form des Selbststudiums, und eine Studentengruppe antwortete: „Im Kollektiv lernen. Das zeigt natürlich, daß diese Studenten sich nicht nur eine denkbar schlechte Form des Selbststudiums ausgedacht

haben, sondern, daß sie überhaupt keine Ahnung davon haben, was Selbststudium ist – eine nur allzu konsequente Folge der Anlage unseres Universitätsstudiums.

Die Folge ist, daß genau wie so viele unserer Universitätsprofessoren sich über das Niveau der Oberschüler, die zu ihnen kommen, beklagen, so viele unserer älteren Forscher an der Akademie sich über das Niveau der Absolventen an den Universitäten beschweren, und ähnlich reagieren nicht wenige Betriebsleiter.

Schlecht steht es auch in einer noch nicht genannten Beziehung um so viele unserer Universitätsprofessoren, ohne daß sie das vielfach – und das erscheint mir besonders schlimm – selbst so empfinden.

[112] Gar nicht wenige sind emsig tätig – als Lehrer und als das, was sie für gesellschaftlich aktive Menschen halten: sie bewegen sich von einer Sitzung zur anderen. Daß viele dieser Sitzungen sich mit Verwaltungsangelegenheiten beschäftigen, die von Verwaltungsangestellten der Universitäten plus einigen wenigen Professoren gelöst werden könnten, sehen sie nicht und halten ihre Teilnahme an solchen Besprechungen für gesellschaftlich nützlich und notwendig. Das war es auch, in der Tat, noch vor zwanzig und dreißig Jahren. Aber heute noch? Heute sind die Mehrzahl der Professoren zu einem Teil des Universitätsapparates (Apparat im guten Sinn des Wortes) geworden und schaffen dadurch eine Universitätsbürokratie. Statt daß der Apparat ihnen dient, werden sie zu Sklaven oder zum Bestandteil des Apparates.

Und die wahrlich auch nicht wenigen Professoren, die dieses Übel sehr wohl erkennen, die gegen solche Geschäftigkeit ankämpfen, um Zeit zum Nachdenken und zur eigenen Forschung zu finden – sie werden häufig schief angesehen, gelten als gesellschaftlich ungenügend tätig, als egoistisch und sonst noch was.

Ich weiß, man bemüht sich seit einiger Zeit, das zu ändern. Aber die Änderungen haben sich noch relativ wenig durchgesetzt. Als ich kürzlich einen Universitätsprofessor, der manche gute Forschung geleistet hat, nach seiner Arbeit befragte, antwortete er mir recht unwirsch: „Du weißt doch, ich bin nur ein ‚Week-end-Forscher‘“. So wie in der fernerer Vergangenheit manche am Wochenende Rosen züchteten oder wanderten oder irgendeinem anderen Hobby nachgingen, so geht dieser Universitätsprofessor seiner zweiten Hauptaufgabe neben dem Lehren, der Forschung, am Weekend nach; während der Woche hat er keine Zeit dazu.

Sind überhaupt die jährlichen Prüfungen noch notwendig? Früher, als man den Studenten noch Studiendisziplin beibringen mußte, waren sie sicherlich notwendig. Aber genügt nicht heute die Kontrolle in den Seminaren, um die jährlichen Prüfungen zu ersetzen?

Auch sollte man sich überlegen, ob es wirklich das Ziel der Universitäten sein muß, alle Studenten, die mit dem Studium angefangen haben, bis zum Abschluß zu bringen. Was für Anstrengungen und wieviel an Niveau kostet es, alle, die angefangen haben, zu Absolventen zu machen! Keiner Schule, keiner Prüfungskommission der Universität kann man es übel nehmen, wenn sie sich bei zehn bis fünfzehn Prozent der zur Universität Zugelassenen über ihre Studienfähigkeiten geirrt haben. Wir aber tun so, als ob sie absolut perfekt arbeiten, und stellen der Universität die Aufgabe, die Last ihrer Fehler zu tragen und dafür zu sorgen, daß alle am Ende „durchkommen“. Und mit großer Anstrengung der Lehrkräfte, der Mitstudenten und durch enormen Fleiß der betreffenden Studenten läßt sich das auch erreichen. Aber sind diese Absolventen auch wirklich fertige Studenten? Und überwiegen die Mühe und die mit ihr notwendige Senkung des Tempos des Fortschritts für die übrigen Studenten, die sich damit ergebende Senkung des Niveaus, nicht bei weitem die Kosten, die entstanden sind, wenn man diese Studenten zu einer ihren Fähigkeiten entsprechenden Arbeit nach einem Jahr Universitätsstudium entläßt? Wie oft werden diese Studenten viel mehr für die Gesellschaft leisten und auch auf Grund solcher Leistungen viel zufriedener mit ihrer Arbeit und ihrem Leben sein, als wenn man sie vier oder fünf Jahre hindurch am hinteren Ende eines Studienjahres durchgeschleppt hat.

[113] Doch ich muß zum Ende kommen. „Das ist ein weites Feld“ pflegte, wenn ich mich recht erinnere, Fontane zu sagen. Noch vieles ließe sich über unsere Ausbildung von Studenten auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften bemerken.

Die Hauptschwäche ist meiner Ansicht nach, genau wie in unserem Schulunterricht, darin begründet, daß wir ein System, das wir aufgebaut haben, weil es sich ganz prächtig für die ersten Jahrzehnte nach dem Kriege eignete, immer weiter ausbauen, statt zu begreifen, daß es Zeit ist, es zu ersetzen. Vielfach besteht eine Neigung bei uns zum Perfektionismus, und Perfektionismus ist eine jeder Revolution sehr, sehr gefährliche Sache. Viel zu wenig begreifen so manche Verantwortliche, daß wir in einer Zeit der Revolution leben, daß wir auf allen Gebieten unseres gesellschaftlichen Lebens revolutionär denken und handeln müssen. Eine ganze Zeit lang verwechselten nicht wenige revolutionär mit voluntaristisch, was zu einem gefährlichen „Zick-Zack-Kurs“ führte. Heute sehe ich auf manchen Gebieten eine größere Gefahr in einer falschen Kontinuität, die zu perfektionistischer Erstarrung führen kann.

In diesem Sinne

Dein J. K.

[114]

3. Studieren und Entwicklung der Persönlichkeit*

Liebe Freunde und Genossen:

FDJ-Studententage sollen Bilanz ziehen über geleistete Arbeit, Perspektiven für die Zukunft zeichnen, Aufschwung Eurer Arbeit geben.

Bilanzen, die nicht sowohl Positives wie auch Negatives bringen, sind gefälscht oder zeugen von mangelnder kritischer Fähigkeit.

Perspektiven, in denen das Positive nicht überwiegt, sind unmarxistisch. Wenn Marx für die Menschheit die Alternative stellte: Sozialismus oder Verfall in die Barbarei, so glaubte er doch fest an den Sieg des Sozialismus. Und wenn heute diese Alternative nicht mehr steht, weil beides bereits eingetreten ist, weil wir gleichzeitig den Aufbau des Sozialismus in den Ländern des Sozialismus und den Verfall in die Barbarei in den Ländern des Imperialismus erleben, dann ist doch unsere Perspektive der Sieg des Sozialismus in der ganzen Welt.

Ob unser Glauben aber zum Wissen werden kann, wann der Sozialismus in der ganzen Welt siegen wird, das hängt auch von Eurer Arbeit, hier und heute, ab.

Ein arabisches Sprichwort berichtet von dem Strohalm, der den Rücken des Kamels brach – als letzte Belastung des überschwer beladenen Tieres. Ein Beweis der Grenzschatentheorie. Ihr entspricht die Grenznutzentheorie, die besagt, daß der kleinste zusätzliche Nutzen die Entscheidung bringen kann.

In dem großen Weltkampf zwischen Sozialismus und Barbarei kann die Entscheidung sehr wohl von der kleinsten zusätzlichen Kraft auf unserer Seite abhängen – und eine solche kleinste zusätzliche Kraft könnt unter Umständen auch Ihr, die Studenten unserer Universität Rostock, darstellen. So muß jeder von uns heute, in Sibirien oder Thüringen, ob Student an einer Universität oder Meister in einem Produktionsbetrieb, seine Stellung und Aufgabe in der sozialistischen Welt sehen, so auch jeder fortschrittlich denkende Mensch auf unserer Erde, ob Bauer in Brasilien oder Physiker in Frankreich.

Wer uns zwar die Negation der Negation erklären und den Begriff der Klasse definieren kann, aber nicht die Weltsituation begreift und nicht unseren Weltkampf in seiner ganzen Bedeutung sieht, der ist kein fortschrittlicher Mensch und schon ganz und gar nicht ein marxistischer Sozialist, die höchst ausgebildete Form des fortschrittlichen Menschen heute.

[115] „Studieren und Entwicklung der Persönlichkeit“, so heißt das Thema, das mir Eure FDJ-Hochschulgruppenleitung gestellt hat.

Ein wichtiges Ziel des Studiums haben wir mit dem Gesagten schon angedeutet. Es ist die wissenschaftliche Erkenntnis der heutigen Weltsituation. Wir verlangen von den Studenten nicht nur, wie von jedem fortschrittlichen Menschen, daß er um die Weltsituation weiß, sie irgendwie begreift. Wir verlangen von ihm, daß er sie wissenschaftlich erklären kann, daß er die Gesetze kennt, die sie beherrschen. Wir sprechen von einem Grundstudium an den Universitäten für alle Studenten, und genau das muß auch letztlich der Gegenstand des Grundstudiums heute sein. Alle Fächer und Gebiete des Grundstudiums, oder wie immer es auch speziell genannt sei, erfahren ihren tiefsten Sinn in der Gegenwart und darum auch ihre Ausrichtung von diesem Ziel her: vermittels der Lehren des Marxismus wissenschaftlich verstehende Kämpfer für den Fortschritt, für den Sieg des Sozialismus gegen die Barbarei des verfallenden Kapitalismus auszubilden. –

Mit den besten Traditionen unserer Kultur verbundene Wissenschaftler wissen, wie die Universitäten im Laufe der Zeit überall in der Welt heruntergekommen sind. Sie sind, und auch wir sollten keine Illusionen über unsere Universitäten haben, im großen und ganzen zu Wissenschaftsfabriken geworden, deren Produkt ausgelernte Lehrlinge eines Spezialfaches sind. Von

* Rede im Rahmen der FDJ-Studententage an der Universität Rostock, 1.4.1977.

Universitäten, die in der Früh- und Blütezeit der Bourgeoisie wenigstens einer kleinen Auswahl der herrschenden Klasse eine universale Bildung vermittelten (auch darum hießen sie ja Universitäten), kann heute überhaupt keine Rede mehr sein.

Aber unsere Universitäten haben doch wenigstens einen Anfang einer neuen Entwicklung eben durch das Grundstudium gebracht. Noch ist dieses Grundstudium unvollständig, da in ihm praktisch nur von der Gesellschaft, kaum von der Natur die Rede ist. Unsere jungen Naturwissenschaftler erhalten im Grundstudium eine gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung, unsere jungen Gesellschaftswissenschaftler aber keine naturwissenschaftliche. Es wird heute viel von der wissenschaftlich-technischen Revolution geredet und geschrieben. Meiner Ansicht nach viel zu viel, wenn man meint, wir steckten mitten in ihr. Faktisch erleben wir heute nur die allerersten Anfänge. Sie ist die gesellschaftlich bedeutendste Revolution der sozialistischen Zukunft, die wir voraussehen können. Aber wie sollen wir sie begreifen, wenn die naturwissenschaftlich-technologischen Kenntnisse unserer gesellschaftswissenschaftlichen Studenten so gering sind wie heute?

Und noch ein letztes Wort zum Grundstudium. Ich glaube, wir geben dem Grundstudium an unseren Universitäten ungenügendes Gewicht. Wenn wir zwei Drittel der Vorlesungen im Grundstudium durch je eine Vorlesung eines begeisternden großen Lehrers der Natur und der Gesellschaftswissenschaften, der vor 500 oder 1000 Studenten spricht, ersetzen und das Schwergewicht auf Seminare mit Meinungsstreit legen würden, dann würden wir sicherlich Beststudenten des weltrevolutionären Kampfes für den Sozialismus erziehen.

Ihr werdet verstehen, warum ich mit einer Betrachtung des Grundstudiums begonnen habe. Als Institution ist es von ganz großer Bedeutung. Seine Einrichtung ist der erste Schritt auf dem Wege, die Universitäten wieder aus einer Agglomeration [Zusammenballung] von [116] Fachschulen oder, wenn Ihr wollt, von Fachhochschulen zu universalen Bildungsanstalten zu machen. Worauf es ankommt, ist, es so zu gestalten, daß es uns zu gebildeten Beobachtern und Analytikern, das heißt zu Studierenden und auch schon zu Handelnden im revolutionären Weltprozeß unserer Gegenwart macht.

Auch schon zu Handelnden, denn sobald der Mensch zu denken beginnt, beginnt er auch zu handeln oder Handlungen zu unterlassen. Aus wie unendlich vielen Handlungen, die auch von Bedeutung für unseren großen Kampf sind, ist nicht Euer Leben schon zusammengesetzt, und auch aus Nichthandlungen, die vertausendfacht an einer Universität schon wirkliche Bedeutung haben, sei es, Ihr gebt Hilfe an Mitstudenten im Grundstudium oder Ihr unterlaßt den Kampf gegen irgendwelchen Universitätsbürokratismus.

Mit dem Grundstudium beginnt so auch die Ausbildung, die Prägung Eurer Persönlichkeit, das heißt die Entfaltung vieler Fähigkeiten, die in Euch liegen. Ja, ist das nicht der tiefste Sinn des Grundstudiums heute: Eure Fähigkeiten zum Kampf für eine bessere Welt entwickeln zu helfen, und zwar so viele Eurer Fähigkeiten wie möglich.

Was heißt eigentlich Entwicklung der Persönlichkeit? Wenn wir uns die Äußerungen von Marx zu dieser Frage ansehen, dann fällt auf, daß er sich fast nur mit der Frage der Breite, selten mit der der Tiefe der Entwicklung beschäftigt hat, und das ist natürlich so. Denn nicht der Tiefe der Entwicklung hat es den Menschen, hat es dem Proletariat ermangelt, sondern der Breite. Das Kapital gewann im Laufe der Zeit ein immer stärkeres Interesse an der Vollendung gewisser Fähigkeiten des Proletariats, die Profite brachten. Der Schlosser durfte seine Fähigkeiten als Schlosser so gut wie nur irgend möglich ausbilden, und ähnlich war es mit dem Verkäufer oder auch mit gewissen Leitungsfähigkeiten eines Meisters. In der Tat dürfen die Werktätigen alle Fähigkeiten im Kapitalismus entwickeln, die dem Profit des Kapitalisten dienen. Und auf die Ausübung genau dieser Fähigkeiten sollen sie alle notwendige Zeit verwenden.

Das Ideal der Entwicklung der Persönlichkeit im vollendeten Kommunismus ist genau das Gegenteil: Es ist rein auf den einzelnen Menschen gerichtet, auf seine, wie Marx es nennt, „Selbstverwirklichung“, auf seine allseitige Entwicklung, auf die allseitige Ausgestaltung aller seiner Fähigkeiten. „Die Gesellschaft kann sich ... nicht befreien, ohne daß jeder einzelne befreit wird“, sagt Engels. [MEW Bd. 20, S. 273]

Das setzt selbstverständlich voraus, daß der Mensch sich nur noch wenig mit der Produktion materieller Güter beschäftigen muß. In den „Grundrissen“ (S. 593) sagt Marx: „Die freie Entwicklung der Individualitäten und daher nicht das Reduzieren der notwendigen Arbeitszeit, um Surplusarbeit zu setzen, sondern überhaupt die Reduktion der notwendigen Arbeitszeit der Gesellschaft zu einem Minimum, der dann die künstlerische, wissenschaftliche etc. Ausbildung der Individuen durch die für sie alle freigewordene Zeit und geschaffnen Mittel entspricht.“ [MEW Bd. 42, S. 601] Worauf es für die „freie Entwicklung der Individualitäten“, für die allseitige Entwicklung der Persönlichkeit ankommt, ist, daß der Mensch soweit wie möglich von der Arbeit in der Produktion befreit wird, damit er Zeit für andere Arbeit, sei es auf kulturellem, wissenschaftlichem oder anderem Gebiet hat. Darum schreibt Marx auch im „Kapital“: „Das Reich der [117] Freiheit ... liegt also der Natur der Sache nach jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion.“ (MEW, Bd. 25, S. 828.) Darum sagt auch Marx in den „Grundrissen“ (S. 599 [S. 607]): „Die Ersparung von Arbeitszeit gleich Vermehren der freien Zeit, d. h. Zeit für die volle Entwicklung des Individuums“. Und dann eine ganz einzigartige Formulierung, daß nämlich der wahre Reichtum eines Volkes zu messen sei an der „Zeit, die nicht durch unmittelbar produktive Arbeit absorbiert wird, sondern zum enjoyment [Genießen], zur Muße, [so] daß sie zur freien Tätigkeit und Entwicklung Raum gibt. Die Zeit ist der *Raum* für die Entwicklung der faculties [Fähigkeiten] etc.“ (MEW, Bd. 26.3, S. 252.)

Eine solche Zeit wird die ungeheure Steigerung der Produktivität bringen, nachdem sich die wissenschaftlich-technische Revolution stärker entfaltet hat. Dann werden die Menschen, so wie sie heute ein, zwei Jahre beim Militär dienen, ein, zwei Jahre mit der Produktion materieller Güter, den Rest ihres Lebens aber mit Arbeit, die zum ersten Lebensbedürfnis wird, verbringen – in der Wissenschaft und (nicht oder!) der Kunst und anderswo – und ihre Fähigkeiten allseitig entwickeln können, zu wahren Persönlichkeiten werden. Persönlichkeiten, von denen wir aber wissen: „Erst in der Gemeinschaft [mit Andern hat jedes] Individuum die Mittel, seine Anlagen nach allen Seiten hin auszubilden; erst in der Gemeinschaft wird also die persönliche Freiheit möglich“, wie es Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“ formulieren (MEW, Bd. 3, S. 74).

Liebe Freunde und Genossen:

Warum habe ich Euch so weit in eine noch so ferne Zukunft geführt? Doch damit ihr seht, an was für einer wundervollen Zukunft Ihr arbeitet – einer Zukunft jedoch für die Urenkel Eurer Urenkel. Und auch, damit Ihr Gerede begegnen könnt, wenn man Euch sagt, wir können heute schon allseitig gebildete Persönlichkeiten ausbilden. Natürlich ist das unser Ziel, das wir in einer fernen Zukunft auch erreichen werden. Natürlich ist das unser Ziel, auf das wir uns, soweit die Umstände das erlauben, zubewegen.

Aber heute, gegenwärtig kann von der Ausbildung allseitiger Persönlichkeiten natürlich keine Rede sein. Denkt nur daran: Unsere Werktätigen haben mit dem Weg zur und von der Arbeit im allgemeinen eine 50-Stundenwoche – und da sollen sie allseitig gebildete Menschen werden? Ihr habt im allgemeinen eine noch längere Arbeitswoche und sollt Eure Hauptkraft einem Fachstudium widmen.

Wozu bilden wir Euch in erster Linie aus? Doch ganz einseitig für zwei Hauptzwecke, die engstens miteinander verbunden sind: Zu spezialisierten Weiterbauern einer sich entwickelnden sozialistischen Gesellschaft und zu Kämpfern gegen das Monopolkapital.

Genau wie der Imperialismus seinen Einfluß auf die sozialistische Gesellschaft ausübt, indem er uns zwingt, gewaltige militärische Ausgaben an materiellen Mitteln und geistigen Potenzen für unsere Verteidigung zu machen, so zwingt er uns auch eine relativ beschränkte Entwicklung der Persönlichkeit auf.

Darum hassen wir, die wir im Sozialismus leben, den Kapitalismus nicht nur als Feind der Menschheit, der Milliarden Menschen unterdrückt und ausbeutet, der Not [118] und Elend verbreitet, wohin das Kapital fließt. Wir hassen ihn auch, weil er unsere eigene Entwicklung stört, indem er sie nicht so schnell und auf solcher Breite fortschreiten läßt, wie es in einer sozialistisch gewordenen Welt möglich wäre.

Und doch! kümmerlich der Charakter derer, die einer heute noch unerreichbaren Zukunft entgegenzusehen, statt stolz und glücklich über die Aufgaben zu sein, die die Geschichte uns heute stellt. Besinnt Euch auf jene Szene mit Lenin, die Gorki schildert:

„Doch einmal, in Gorki, als er ein paar Kinder streichelte, sagte er: ‚Die hier werden schon ein besseres Leben haben als wir; vieles, was wir erlebt haben, werden sie nicht durchmachen. Ihr Leben wird weniger grausam sein.

Er sah in die Ferne, zu den Hügeln, auf denen sich für immer ein Dorf niedergelassen hatte, und fügte nachdenklich hinzu: ‚Und trotzdem beneide ich sie nicht. Unserer Generation ist es gelungen, eine Arbeit zu vollbringen, die in ihrer historischen Bedeutsamkeit erstaunlich ist. Die durch die Umstände erzwungene Grausamkeit unseres Lebens wird verstanden und gerechtfertigt werden. Alles wird verstanden werden, alles!“

Alles wird verstanden werden, alles! auch warum wir in unserer Zeit so unvollständig entwickelte Persönlichkeiten waren. Wir mußten es sein, um den endgültigen Sieg zu erringen.

Zugleich aber, liebe Freunde und Genossen, soll man in uns die ersten Keime einer Persönlichkeit ferner Zukunft erkennen können. Und darum müssen wir uns bemühen, schon heute für die unter den gegenwärtigen Umständen möglichst vielseitige Entfaltung der Persönlichkeit Sorge zu tragen.

Nicht zum wenigsten an unseren Universitäten.

Und da erscheinen mir zunächst zwei Probleme von Bedeutung.

Das eine betrifft das, was der große Rechtslehrer Savigny an den deutschen Universitäten seiner Zeit im vergangenen Jahrhundert so rühmte: Die Lehr- und die Lernfreiheit.

Natürlich handelte es sich um die Freiheit, auf dem Boden der herrschenden Klasse der Bourgeoisie frei zu lehren und entsprechend frei zu lernen. Leider ist es bei uns vielfach üblich, die bürgerlichen Freiheiten als solche zu verachten, statt zu begreifen, daß genau wie die klassische bürgerliche Philosophie und Politische Ökonomie Quelle und Bestandteile des Marxismus geworden sind, so auch die bürgerlichen Freiheiten, verkündet von Robespierre, Ricardo, Hegel und anderen, Quelle und Bestandteile unserer Freiheiten sind.

Was besagte Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts? Sie besagte, daß, nachdem die Grundvorlesungen gesichert sind, der Professor lehren kann, worüber er möchte – im Rahmen der Ideologien der herrschenden Klasse.

Was besagte die Lernfreiheit? Sie besagte, daß der Student unter den gehaltenen Vorlesungen die hören kann, die ihn interessieren.

Wie steht es mit der Lehrfreiheit an unseren Universitäten? Theoretisch ist es keinem Mitglied des Lehrkörpers untersagt, zusätzlich zu seinen Pflichtvorlesungen noch andere Vorlesungen zu halten, soweit sie nicht den Interessen der herrschenden [119] Klasse widersprechen. Aber selbst wenn er die Zeit zu solch anderen Vorlesungen fände, fände er zumeist keine Studenten, die Zeit für seine Vorlesungen hätten.

Wie steht es mit der Lernfreiheit unserer Studenten? Sie haben zumeist erst recht keine Zeit für „zusätzliche“ Vorlesungen.

Faktisch, in der Praxis, gibt es keine Lehr- und keine Lernfreiheit *in diesem Sinne* an unseren Universitäten.

An unseren Schulen existiert sie dagegen in höchstem Maße. Nicht dadurch, daß die Schüler sich ihre Unterrichtsstunden aussuchen können, sondern dadurch, daß ihnen auf allen Gebieten des geistigen Lebens, mit Ausnahme wohl der Kunst, alles Wichtige, was ihnen schon zugänglich ist, als selbstverständliche geistige Nahrung geboten wird. Auf den Schulen besteht praktisch völlige Lernfreiheit als Einsicht in die Notwendigkeit, auf allen Gebieten etwas Ordentliches zu lernen.

Anders auf den Universitäten.

Ich habe mich stets dafür interessiert, was Studenten lesen. Wenn ich die Entwicklung in den letzten drei Jahrzehnten überblicke, dann muß ich sagen, daß sie immer weniger Bücher lesen. Das letzte Mal, als ich vor einigen Monaten mit drei Rechtsstudenten über ihre Lektüre sprach, hatten sie im letzten Jahr außer einigen Romanen allein den 18. Brumaire von Marx gelesen – sonst nur einzelne Kapitel oder Seiten von Büchern, die man ihnen als Pflichtlektüre genannt hatte.

Außer Romanen ... man sage also nicht, daß unsere Studenten nicht auch geistige Interessen außerhalb ihres Fachstudiums haben. Aber sie haben keine Zeit zum Lesen und werden erst recht nicht zum Lesen, zum Durcharbeiten von Büchern erzogen. Übrigens werden auch die meisten Studenten sehr ungenügend in der Geschichte ihrer Wissenschaft unterrichtet – das gilt für die Gesellschaftswissenschaften ebenso wie für Studenten der Physik oder Chemie. Nicht einmal in ihrem eigenen Fachgebiet werden sie also allseitig ausgebildet!

Daß ein Rechts- oder Physikstudent aber eine Vorlesung über Kunst- oder Literaturgeschichte hört, ist völlig unmöglich. Woher sollte er die Zeit nehmen?

Man kann wohl sagen: Nie haben unsere Studenten gleichzeitig so fleißig gearbeitet und so wenig für ihre allgemeine Persönlichkeitsbildung gelernt wie heute – mit Ausnahme des Grundstudiums, von dem sie im allgemeinen leider nicht begeistert sind, das ihnen so oft als zusätzliche Belastung statt eine beglückende Erweiterung ihres Blicks erscheint, insbesondere, wenn sie gar nicht selten das Gefühl haben, das alles schon einmal in der Oberschule durchgenommen zu haben.

Wenn wir die Juristen und die Mediziner ausnehmen, die wenigstens ein solides Wissen in ihrem Fach haben mußten, um ihr Abschlußexamen zu machen, bedeutete die Lernfreiheit an den Universitäten im 19. Jahrhundert, daß nur eine Elite innerhalb der Studenten der herrschenden Klasse einen sinnvollen Studienabschluß erreichte. Wir aber legen keinen Wert auf Universitäten, die nur einer Elite als wahre Ausbildungsstätten dienen. Wir sollten aber auch keinen Wert auf Universitäten legen, die sich von der Oberschule vor allem dadurch unterscheiden, daß die Palette der Weiterbildung ganz eng geworden ist.

Natürlich brauchen alle herrschenden Klassen, und keine mehr als die Arbeiterklasse, beim Aufbau ihrer Gesellschaftsordnung, bei ihrer Erhaltung und Weiterentwicklung Fachleute. Wenn man aber etwa an das hohe Niveau der theologischen Bildung der Natur- und Gesellschaftswissenschaftler im Spätféudalismus und frühen Kapitalismus denkt – der große Physiker Newton und der große Mathematiker Pascal schrieben wie so manche andere auch eifrig theologische Werke –, so muß man heute fragen: befähigen wir unsere Physiker und Mathematiker in der gleichen Weise an unseren Universitäten, etwa philosophische, unsere Ökonomen technologische Werke, unsere Technologen ökonomische Werke zu schreiben? Haben sie die Möglichkeit auch nur eines der Gebiete, die im Grundstudium behandelt werden, als Nebenfach

weiterzutreiben? Mein Hauptfach an der Universität war Philosophie, und als Nebenfächer für die Promotion hatte ich Statistik und Finanzwissenschaft – wobei die Aneignung der Methodologie und der Realität auf jedem dieser drei Gebiete durch das Studium der beiden anderen erleichtert wurde.

Wir aber bilden enge Spezialisten aus die dann vielfach in der Praxis gar nicht auf ihrem engen Spezialgebiet arbeiten.

Natürlich können wir es uns nicht leisten, Studenten auszubilden, die nur die Hälfte der heute üblichen Zeit auf das Fachstudium verwenden. Aber wir müssen dazu kommen, Studenten so auszubilden, daß sich ihre Persönlichkeit vielfältiger auf geistigem Gebiet entwickelt, als es heute der Fall ist. Wir müssen dazu kommen, eine große Anzahl, statt von gelernten, von gebildeten Studenten aus unseren Universitäten in die sozialistische Praxis zu entlassen – ohne daß sie auch nur eine Minute mehr arbeiten müssen als heute. Wir müssen endlich dazu kommen, mehr intensiv als immer extensiver mit immer mehr Vorlesungsstunden an unseren Universitäten zu arbeiten.

Wie das aber erreichen?

Plato, Wilhelm von Humboldt, Mommsen und andere große Menschenerzieher an Akademien und Universitäten haben nicht viel von Vorlesungen gehalten. Ihnen schienen Symposien, Diskussionen, Seminare, Colloquien, Übungen oder wie sie es auch nannten, wichtiger. Dort, meinten sie, wird der Geist im Meinungsstreit gebildet, dort wird auch gutes Faktenwissen sinnvoll angewandt. Dort kann man auch überprüfen, wie die Persönlichkeit sich formt.

Natürlich ist gutes Faktenwissen nötig. Aber das sollte nicht durch Vorlesungen vermittelt werden. Vorlesungen sollen vielmehr lehren, wie man sich Fakten aneignet, wo man nachschlägt, wo man sucht, um sie zu finden. Für eine solche Vorlesung braucht man einen erfahrenen Professor, nicht aber um die Fakten selbst mitzuteilen.

Vor allem aber sind Problemvorlesungen notwendig, um die in Seminaren diskutierten Probleme in einen breiten Rahmen zu setzen. Vorlesungen dieser Art sind eine prächtige Einführung und Ausführung der Seminare.

Um diese Aufgaben zu erfüllen, genügt nun ein Drittel der heutigen Vorlesungen.

Der Rest der heutigen Vorlesungen kann sehr gut durch ein Studium der zahlreichen wirklich guten Lehrbücher, von denen wir reichlich genug haben, ersetzt werden.

Dann wird der Student Zeit haben, wissenschaftliche Bücher, vor allem auch Monographien, zu lesen und auch diese oder jene Vorlesung außerhalb seines Faches zu hören. Dann wird er in höherem Maße das haben, was man im 19. Jahrhundert die Lernfreiheit an den deutschen Universitäten nannte. –

[121] Das zweite Problem, auf das ich hier eingehen möchte, hängt mit dem ersten zusammen und ist doch ein ganz anderes. Ich weiß nicht, ob Ihr die schöne Geschichte von dem berühmten englischen Dichter Southey, der auch ein eifriger Geschichtsschreiber und Philosoph war, kennt, als ihn ein Freund fragte, wie er das alles schaffen könnte, worauf Southey ihm erklärte, wie er den Tag eingeteilt hätte, vom Morgen bis zum Abend mit Schreiben und Lesen beschäftigt. Erstaunt hörte ihn der Freund an und fragte dann: „Wann aber hast Du Zeit zum Nachdenken?“

Wie will man eine auch nur einseitig oder gar vielseitig gebildete Persönlichkeit werden, wenn man keine Zeit zum Nachdenken hat? Eine Persönlichkeit, die keine Zeit zum Nachdenken hat, hat es niemals gegeben und wird es niemals geben.

Und wie steht es mit Eurer Zeit zum Nachdenken? Nein, das ist keine echte, das ist eine rhetorische Frage.

Warum habt Ihr keine Zeit zum Nachdenken? Einmal, weil Euer Tag mit anderen Dingen reichlich gefüllt ist, und sodann auch, weil Ihr zumeist in Studentenheimen lebt, in denen sich auch wenig Gelegenheit zum Nachdenken ergibt. Ihr führt ein sogenanntes kollektives Leben, und das ist überaus nützlich und charakterbildend in mancher Beziehung – aber es verhilft nicht zum Nachdenken.

Während der Schlacht nachdenklich werden, ist nicht gut, auch nicht bei der Riesenwelle am Reck. Bei der Vorlesung über ein Problem nachdenklich werden und so den Faden zu verlieren, braucht kein Unglück zu sein, ist wie eine produktive Entfernung aus dem Hörsaal, jedoch kein empfehlenswertes Ideal. Aber am Tag keine Stunde zu haben, in der man sich, wie Humboldt das nennt, in die Einsamkeit begibt, in der Woche keinen Tag oder zumindest keinen halben Tag in der Einsamkeit zuzubringen, ist das Ende des Wissenschaftlers und verhindert beim Studenten den Anfang der Persönlichkeitsbildung.

Drei Grundfähigkeiten sind Voraussetzung für die Bildung jeder Persönlichkeit heute. Erstens, daß der Mensch zu kämpfen versteht. Zweitens, daß er nachzudenken versteht. Drittens, daß er vielseitig interessiert ist.

Kämpft der Mensch in unserem Lande nicht – gegen den Feind draußen, gegen das Alte für das Neue bei uns –, dann ist er keine sozialistische Persönlichkeit.

Denkt der Mensch nicht nach, dann mag er ein blinder Kämpfer oder ein oberflächlich Interessierter sein, aber niemals eine Persönlichkeit.

Ist er nicht vielseitig interessiert, dann kann er bestenfalls ein einspuriger Fachmann mit Scheuklappen sein, zumeist aber gleicht er dem Blinden, der zum Taubstummen sagte: „Wir werden ja sehen.“ In keinem Fall ist er eine Persönlichkeit.

Es scheint mir notwendig, daß unsere Studenten ihr Leben an diesen drei Merkmalen überprüfen. Viel wichtiger aber noch erscheint es mir, daß unsere Professoren und unser Hochschulministerium, daß unsere Massenorganisationen, nicht zum wenigsten unsere Freie Deutsche Jugend, überprüfen, inwiefern wir es unseren Studenten ermöglichen, Persönlichkeiten zu werden.

Ich begann diesen Vortrag mit dem Hinweis auf die Weltsituation.

Voraussetzung für unseren Sieg ist die Stärkung unserer sozialistischen Gesellschaft.

Voraussetzung für die Stärkung unserer sozialistischen Gesellschaft ist, daß wir [122] unsere Jugend, und nicht zum wenigsten unsere Studenten, dazu erziehen, die sozialistische Realität zu erkennen, um sie später in der Praxis zu meistern.

Theoria cum praxi ist der von Leibniz übernommene Leitspruch unserer Akademie der Wissenschaften. Ist das auch der Leitspruch, nach dem unsere Studenten gelehrt werden? Werden unsere Studenten gelehrt, den realen Sozialismus zu erkennen, oder werden ihnen nur glatte Modelle vorgelegt?

Die älteren unter Euch erinnern sich vielleicht daran, daß wir vor einigen Jahren eine heftige Diskussion über Widersprüche hatten. Die meisten Philosophen leugneten, daß es objektive Widersprüche im Sozialismus gibt bzw. waren der Ansicht, daß man sie, wenn sie aufzutauchen drohten, um Gotteswillen schnellstens daran hindern müßte. Wie ein Philosophieprofessor es ausdrückte: „Die gleiche Bedeutung wie das bewußte Einhalten und Ausnutzen der ökonomischen Gesetze hat die Anwendung modernster Methoden bei der Leitung der Gesellschaft für die Verhinderung des Entstehens von Widersprüchen im Sozialismus“ ([G. Stiehler, Der dialektische Widerspruch, Formen und Funktionen](#), S. 249).

Man kann sich vorstellen, wie ein Student, der diesen Spruch seines Philosophie-professors nicht nur für seine Prüfung, sondern auch fürs Leben sich angeeignet hat, in der Praxis reagieren

muß. Er ist, wenn er die Realität, die ja nach Marx 1873 sogar „den Glückspilzen des neuen heiligen, preußisch-deutschen Reichs Dialektik einpauken“ [MEW Bd. 23, S. 28] konnte, erkannt hat, erschrocken entweder über die Unfähigkeit der Leitung unserer Gesellschaft oder über die Unkenntnis seines Professors. In solchen Zweifelsfällen rate ich Euch, das letztere anzunehmen.

In der Frage der Widersprüche hat übrigens in den letzten Jahren ein Wandel stattgefunden. Die „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“ informiert uns in einem der letzten Hefte des Jahrgangs 1976, daß eine „Analyse der marxistisch-leninistischen Gegenwartsliteratur“ davon zeugt, daß „völlige Einigkeit besteht in der Auffassung der Rolle der dialektischen Widersprüche als Quelle und Triebkraft der Bewegung und Entwicklung. Die Universalität des dialektischen Widerspruchs gehört zu den gesicherten Erkenntnissen der materialistischen Dialektik.“ Vergessen wurde nur hinzuzufügen, daß mit dieser Erkenntnis unsere Philosophen nun den Weltstandard von 1846 erreicht haben. Und noch immer vermißt man Abschiedsworte an unsere Studenten, wenn sie unsere Universitäten verlassen, in denen ihnen gesagt wird:

„Liebe Freunde und Genossen:

Ihr geht jetzt in eine wunderbare Welt voll herrlicher Widersprüche. Kämpft für ihre Lösung und ruft damit zugleich neue Widersprüche hervor, denn nur so können wir unsere sozialistische Gesellschaft vorwärtsbringen. Harmonie gehört in die Musiklehre, Idyllen sind nur am Sonntag nach dem Mittagessen erlaubt. Alles Gute für Euren Kampf, für den wir versucht haben, Euch auszurüsten.“

Harmonie im gesellschaftlichen Leben, im materiellen wie im geistigen, ist eine Erfindung herrschender Ausbeuterklassen, bestimmt vor allem auch für Kleinbürger und Schwärmer und solche Modellbauer, die Modelle und Realität verwechseln. Harmonie ist natürlich auch die physikalische Grundlage für das Perpetuum mobile, die ewige Bewegung ohne Reibung und Widerstand, gesellschaftlich gesehen, ohne Kampf. Oder wie es Fiesco in Schillers gleichnamigen Drama formuliert: „Leben [123] heißt träumen, weise sein heißt, angenehm träumen.“ Man versteht, daß der dänische Dichter Jens Baggesen, als er 1791 fälschlicherweise die Nachricht erhielt, daß Schiller gestorben sei, schrieb, daß er den Schauspieldichter Schiller vielleicht vergessen lernen könnte, nicht aber den Geschichtsschreiber – den Geschichtsschreiber, der von Revolutionen berichtete.

Nein! Leben heißt nicht träumen, Leben heißt kämpfen, und weise sein heißt, auf der richtigen Seite kämpfen. So wird es immer sein – auch im vollendeten Kommunismus, in dem noch immer der ewige Streit des Neuen mit dem Alten ausgekämpft werden wird, in dem stets neue Widersprüche auftauchen werden, weil auch der vollendete Kommunismus ewig unvollendet sein wird, weil die Entwicklung der Gesellschaft, der Menschheit, der Persönlichkeit niemals ein Ende haben wird.

Weise kämpfen heißt auch, seiner Sache absolut sicher zu sein und stets bereit zu sein zum Zweifel und zur Kritik an den Einzelheiten, stets unzufrieden zu sein mit dem bisher Erreichten.

„An allem zu zweifeln“ war ein Leitspruch von Marx, ein Spruch der alten Römer schon und stets der Leitspruch nicht nur schöpferischer Wissenschaftler, sondern aller wissenschaftlich

Denkenden – im Gegensatz zu den Gläubigen. Und wissenschaftlich denken lernen sollt Ihr alle an unseren Universitäten.

Kritik üben aber ist die Einheit von aufmerksam klugem Beobachten und Handeln, um den Fortschritt zu sichern. Auch heute, in einer Welt, in der es noch so viele Feinde gibt. Der reale Sozialismus, so wie er heute existiert, ist eine so großartige Sache, ein so einzigartiges Erlebnis in der Geschichte der Menschheit, daß man ihn erniedrigt, wenn man glaubt, die Mängel und Schwächen, die er hat, durch Schönfärberei oder Apologetik verdecken zu müssen. Vergeßt

niemals das Wort von Lenin: „Wir dürfen unsere Fehler nicht verheimlichen, weil der Feind das ausnutzen könnte. Wer das fürchtet, ist kein Revolutionär.“ ([LW Bd.] 32, [S.] 500) Wir aber wollen Revolutionäre sein und Ihr sollt es werden – siegreiche Revolutionäre im Weltkampf für den Sozialismus.

Unzufrieden sein mit dem bisher Erreichten heißt natürlich nicht, Eure Leistungen, die Leistungen unserer Gesellschaft unzufrieden oder als unbefriedigend einzuschätzen. Das wäre ein trauriges Leben, in dem man nicht von seinen Leistungen oder denen unserer Gesellschaft befriedigt sein könnte. Aber nie darf die Zufriedenheit mit Satttheit verbunden sein. Sozialistische Unzufriedenheit heißt, immer neue Höhen zu sehen, die zu erklimmen sind, immer neuen Fortschritt in der Zukunft, an dessen Verwirklichung man beteiligt sein will, zu planen.

Schön hat Brecht einmal von einer Zukunft gesprochen, die keiner Helden mehr bedarf [Leben des Galilei, 13]. Was aber wird das für eine Welt sein, in der es keiner Helden mehr bedarf? Es wird eine Welt sein, in der die Menschen Persönlichkeiten sein werden. Die Menschen ... eine Zeit, in der die Menschheit sich selbst verwirklicht, wie Marx es so tief formuliert, in der sie voll zu blühen beginnt.

Ihr aber, unsere Jugend, sollt die erste Generation sein, in der es bereits eine Fülle von Knospen gibt, Knospen des Frühlings der Menschheit, realisierte Hoffnungen des Kampfes von uns Alten, reale, sichtbare Versprechen der Blüte Eurer Kindeskinde.

Wie schön in einem Lande zu leben, in dem es gemäß und richtig ist, eine solche Ansprache so zu schließen.

[124]

4. Über Forschung*

Liebe Genossinnen und Genossen:

Verzeiht, wenn ich heute vor Euch nicht in freier Rede, sondern vom Manuskript spreche, aber ich möchte Euch manches sagen, was in der nachfolgenden Formulierung vielleicht neu scheint, manches, was ein scharfes Urteil enthält, und da man mit zunehmendem Alter zwar dem Einzelnen gegenüber milder, der Allgemeinheit, zum Beispiel der Gesellschaftswissenschaftler, gegenüber aber wohl strenger gestimmt wird und da Ihr als Vertreter der Sektion Marxismus-Leninismus ein besonderes Gewicht an unserer Universität habt, so ist es mir wichtig, ebenso bestimmt wie ausgewogen zu Euch zu sprechen.

Man hat mir gesagt, der Anlaß, mich um eine, nennen wir sie Erfahrungsansprache an Euch zu bitten, mit ausführlicher anschließender Diskussion, ist die Tatsache, daß die Sektion sich künftig stärker auch der Forschung zuwenden möchte.

Das ist in der Tat wichtig, ein Schritt vorwärts zur wirklichen Universität, ein Schritt, den man sicher schon eher hätte tun sollen, gerade an unserer Universität, die den Namen Humboldt trägt. War es doch der große Vertreter der jungen Bourgeoisie Wilhelm von Humboldt, der Humanist und geniale Bedenker der Probleme der Entwicklung der Wissenschaft, der uns mahnte, daß Lehre und Forschung zusammengehören, daß Lehre ohne Forschung allmählich leer wird und daß der Forscher, der nicht auch lehrt, nach einiger Zeit an Lebendigkeit und Wendigkeit des Geistes verliert. Ich möchte Euch ganz offen sagen, daß wir als Forscher an unserer Akademie der Wissenschaften uns eher auf diese Grundlehre Humboldts besonnen und entsprechende Maßnahmen getroffen haben als Ihr an der Universität. War es doch vor allem auch die Befolgung dieser Grundlehre, die den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert jenen Glanz gegeben hat, der sie vor allen anderen auszeichnete.

In diesem Zusammenhang gilt es auch zu überlegen, ob unsere Auffassung vom Erbe der Vergangenheit schon die ganz richtige ist. Zunächst einmal steht gar nicht die Frage des Aneignens, denn ein beachtlicher Teil des Erbes, des guten wie des schlechten, ist, wie Lenin es nennen würde, ein Bestandteil von uns, ohne daß wir uns dessen bewußt sind. Ein Teil der Erbefrage ist also eine Frage der Selbstüberprüfung, die sehr wohl zur Ausscheidung eines Teiles des Erbes führen kann. Sodann aber liegt ein Großteil des Erbes verfremdet vor uns, so daß wir in der Lage sind, es kritisch zu überprüfen, zu sehen, was geeignet ist, es, um mit Goethe zu sprechen, zu [125] erwerben, um es zu besitzen. Diese kritische Überprüfung wird sehr oft verwechselt mit dem, was wir kritische Verarbeitung des Erbes nennen. Natürlich können wir einen Teil des Erbes nicht genau so übernehmen, wie wir es vorfinden, wir müssen es, wie einen alten Schmuck, überarbeiten, damit es in unsere Gesellschaft paßt.

Aber wir sollten nie vergessen, daß es einen anderen Teil des Erbes gibt, den wir genau so übernehmen, den wir uns genau so aneignen sollen, wie wir ihn vorfinden, seien es die schönsten Bilder Rembrandts, seien es die schönsten Gedichte Hölderlins, sei es die große Lehre Wilhelm von Humboldts, daß Lehre und Forschung zusammengehören.

Einiges Erbe übernehmen wir eben vorbehaltlos, wie Lenin es nennt, wenn er sagt: „die Marxisten entlehnen der Marxschen Theorie vorbehaltlos nur die wertvollen Methoden, ohne die eine Aufhellung der gesellschaftlichen Verhältnisse unmöglich ist“.¹ Und zu diesem Erbe, das wir vorbehaltlos übernehmen sollen, gehört auch die Lehre Wilhelm von Humboldts von dem unauflösbaren Zusammenhang von Lehre und Forschung.

Daß Ihr Euch stärker der Forschung zuwenden wollt, ist aber nicht nur deswegen so notwendig, damit sich das Niveau Eurer Lehre hebt, sondern auch deswegen, weil unsere Gesellschaft Euer

* Ansprache an die Sektion „Marxismus-Leninismus“ der Humboldt-Universität.

¹ W. I. Lenin, Was sind die „Volksfreunde“. Werke, Bd. 1, Berlin 1961, S. 189.

dringend als Forscher bedarf. Wächst und vertieft sich doch das Reich unserer Unkenntnis mehr und mehr, wenn auch lange nicht schnell genug, und wie sollen wir sie in Kenntnisse umwandeln, wenn so wichtige Kräfte wie Ihr uns fehlen.

Man muß sich doch klar darüber sein, daß, zumindest was die Gesellschaftswissenschaften betrifft, jedes gelöste echte Problem zwei neue Probleme aufwirft. Unsere Kenntnis wächst arithmetisch, unsere Unkenntnis geometrisch. Mit Hilfe unserer Kenntnis bewältigen wir Vergangenheit und Gegenwart. Unsere wachsende Unkenntnis aber gestaltet die Zukunft für jeden Gesellschaftswissenschaftler zu einem wunderbaren Abenteuer, dessen Ausgang für den einzelnen Forscher aufregend und ungewiß ist, für die Wissenschaft als Ganze aber gewiß, wenn auch oft in der Ferne liegend. Adam war allwissend und unendlich beschränkt. Den Begriff der Kenntnis hatte er nicht, da er keine Unkenntnis hatte. Erst nachdem er vom Baum der Erkenntnis gegessen hatte, konnte er auch Unkenntnis haben und verlor das so undialektische Paradies. Und andererseits konnte D'Alembert die Schrift von Francis Bacon *Advancement of Learning* [Förderung des Lernens] nicht mehr rühmen als mit der Charakterisierung eines Catalogue immense de ce qui reste à découvrir, eines gigantischen Katalogs dessen, was noch zu entdecken ist.

Darum gilt es für jeden Gesellschaftswissenschaftler, Kenntnisse zu erwerben, um die Gegenwart zu meistern und Unkenntnisse zu schaffen, um die Zukunft gestalten zu können. Wer glaubt, mit den gegenwärtigen Kenntnissen die Zukunft meistern zu können, ist ein Mechanikus, der die Grundlehren der Dialektik nicht begriffen hat. Wer echte herangereifte Unkenntnisse schafft, das heißt neue Probleme aufwirft, neue Aufgaben stellt, der ist ein Gesellschaftswissenschaftler marxistischer Prägung.

[126] Ihr habt mich zu Euch gebeten, um auf Grund meiner Erfahrungen einige Ratschläge für die Forschung zu erhalten. Einen, über das Verhalten zum Erbe, habe ich Euch schon zu bedenken gegeben. Ein zweiter ergibt sich aus dem, was ich über Kenntnis und Unkenntnis gesagt habe. Wenn Ihr wirklich ernsthaft forschen wollt, wenn Ihr neue Erkenntnis und vor allem auch neue Unkenntnis bringen wollt, dann müßt Ihr Euch klar darüber sein, daß man auf ein Abenteuer ausgeht. So wie Columbus, der einen wohldurchdachten Plan hatte, Indien auf dem Weg nach dem Westen zu erreichen und ganz gegen seinen Plan Amerika entdeckte, so sollt auch Ihr Euch für Eure Arbeit, wenn Ihr es wollt, einen Plan machen, ihn aber nie anders als eine Hypothese behandeln. Und zumeist wird es so sein, daß, wenn alles nach Plan gegangen ist, Ihr fehlgegangen seid, nichts wirklich Neues entdeckt habt, uns auch keine neue Unkenntnis erobert habt. Franz Fühmann zitiert in seinem schönen und klugen Buch „Erfahrungen und Widersprüche“ Goethe, der gesagt hat: „Das Richtige ist nicht sechs Pfennige wert, wenn es weiter nichts zu bringen hat.“ Das gilt ganz besonders für gesellschaftswissenschaftliche Arbeiten, von denen wir ganz schrecklich viele haben, die richtig und nicht sechs Pfennige Wert sind.

Für mich ist jedes Buch, das ich zu schreiben beginne, insofern gleich einem guten Detektivroman, als ich nicht weiß, wie es enden wird. Das kann auch gar nicht anders sein, wenn ich mich in das Reich der Unkenntnis begeben, um es einerseits in Kenntnis zu verwandeln, andererseits aber zugleich, um es zu erweitern. Weder die neue Kenntnis noch die neue Unkenntnis ist mir bekannt, wenn ich forsche, das heißt, wenn ich Neues entdecken möchte. Und noch folgendes ist zu beachten, wie der geniale Helmholtz an die Frau des großen englischen Physikers William Thomson, nachdem er seine „Physiologischen Grundlagen für die Theorie der Musik“ beendet hatte, berichtete: „Wenn man aus einem richtigen allgemeinen Princip die Folgerungen in den einzelnen Fällen seiner Anwendung sich entwickelt, kommen immer neue Überraschungen zum Vorschein. Und da sich die Folgerungen nicht nach der Willkür des Autors sondern nach ihrem eigenen Gesetz entwickeln, so hat es mir oft den Eindruck gemacht, als wäre es gar nicht meine eigene Arbeit, sondern als ob ich die Arbeit eines Anderen niederschriebe.“ Ja, so wird es jedem, der eine Neues bringende Forschung treibt, ergehen.

Ich habe keine Ahnung von Euren Forschungsplänen. Aber ich warne Euch dringend, Forschung mit der natürlich auch überaus wichtigen Propaganda bereits Erforschten zu verwechseln. Schön und gut, richtig und wichtig ist es, daß unsere Forscher auch Propaganda schreiben – aber falsch ist es von ihnen, sich für Forscher zu halten, wenn sie Propaganda treiben; dann sind sie eben Propagandisten und nicht Forscher. Der Propagandist darf auch niemals Unkenntnis verbreiten. Das ist das Privileg des Forschers. Jeder Forscher hat zwei Hauptaufgaben, nachdem er gesellschaftlich nützliche Forschung betrieben hat: einmal für die Verbreitung (Propaganda) und wenn möglich für die Anwendung seiner neuen Erkenntnis zu sorgen – und sodann auf die neuen Gebiete der Unkenntnis, neuer Forschung; die er für uns als solche erobert hat, hinzuweisen.

Wenn Ihr Eure Forschung so ausrichtet, wird sie echt und darum eine große Hilfe [127] für die Entwicklung unserer Gesellschaft und zugleich auch speziell für die Gestaltung, für den Fortschritt unserer Gesellschaftswissenschaften sein.

Natürlich gehört Mut dazu. Kürzlich wies ich auf die wunderbare Blüte unserer marxistischen Gesellschaftswissenschaften in den zwanziger Jahren in der Sowjetunion hin, und nannte ihre Leistungen ebenso wie ihre Irrtümer groß. Habt auch die Bereitschaft zu großen Irrtümern, denn, wie schon Francis Bacon sagte, bedeutsame neue Erkenntnisse können auch aus Irrtümern entstehen, aber niemals, wie er ebenfalls bemerkte, aus Konfusion oder auch, wie ich hinzufügen möchte, aus dem so langweiligen Brei, der uns heute so oft in dicken Büchern als gesellschaftswissenschaftliches Werk vorge setzt wird.

Wir hatten kürzlich an unserer Akademie einige Untersuchungen darüber angestellt, wie wir die wissenschaftliche Arbeit intensivieren könnten und dabei auch an eine Reihe junger Forscher die Frage nach nutzlos vertaner Arbeitszeit gestellt. Eine der Antworten, und zwar von einem Philosophen, zählte zu der nutzlos vertanen Arbeit die Lektüre der nicht wenigen dicken Bücher, die bei uns erscheinen und die er dem Titel nach geglaubt hatte, lesen zu müssen, die aber nichts Neues enthielten. In dem, in seinem kritischen Teil so großartigen, Prawda-Artikel (19. 9. 1975) über „Die hohe Verantwortung der sowjetischen Philosophen“ heißt es dazu: „Ferner müssen sie (die Philosophen) alle Erscheinungen eines oberflächlichen, compilativen Herangehens an die wissenschaftliche Arbeit bekämpfen.“ Und auch das ist dort zu lesen: „Dabei ist es wichtig, daran zu erinnern, daß das Kriterium für Grundlagenforschungen nicht das Format oder die Mehrbändigkeit von Editionen ist.“ Der Artikel scheint mir von großer Aktualität auch für uns.

Wenn Ihr nun an die Forschung herangeht, Themen, Probleme sucht, dann werdet Ihr Euch natürlich an den Bedürfnissen unserer Gesellschaft, vor allem an unseren Schwierigkeiten und Widersprüchen orientieren. Wenn Ihr keine Schwierigkeiten und Widersprüche entdecken könnt, dann schiebt die Forschung auf, bis Ihr solche findet. Denn die Entdeckung von Schwierigkeiten und Widersprüchen und Vorschläge zu ihrer Lösung sind ja der einzige Weg, wie Ihr wissenschaftlich bei der Weiterentwicklung unserer Gesellschaft mithelfen könnt.

Wir haben wahrlich genügend allgemeine Bücher über die Rolle der Arbeiterklasse in der sozialistischen Gesellschaft, und wir brauchen kein neues von Euch. Aber was wichtig wäre, wären Untersuchungen der Probleme, der Schwierigkeiten bei der Durchsetzung der Rolle der Arbeiterklasse, zum Beispiel auch an einer Universität. An einer Universität, in der die Lehrer wie auch die Studenten ein so anderes Leben führen als die Arbeiter. Was heißt überhaupt Rolle der Arbeiterklasse an einer Universität? Ich habe noch nichts Konkretes darüber gelesen – nur Allgemeinheiten, die wichtig sind, uns aber nicht konkret, bei der täglichen Arbeit weiterhelfen.

Sicher bekämpft Ihr in Euren Vorlesungen auch die Theorien der Leistungsgesellschaft, der Konsumgesellschaft, der Wegwerfgesellschaft, soweit sie vom Feind verbreitet werden. Aber seid Ihr auch – so wie es uns die Klassiker des Marxismus-Leninismus etwa mit den Erscheinungen des Opportunismus gelehrt haben – der Frage nachgegangen, warum und wie solche

Ideen auch in unsere sozialistische Ge-[128]sellschaft eingedrungen sind und wie man sie bekämpfen muß? Habt Ihr bei der Bekämpfung dieser feindlichen Ideologien einmal über die auch an der Humboldt-Universität eine Rolle spielende Frage der ständig wechselnden Mode oder über das Privatauto nachgedacht? Haben sie ihre Berechtigung oder nicht? Ich will Euch hier nicht meine Meinung sagen, sie ist auch gleichgültig, da sie die Einzelmeinung eines Nichtspezialisten ist. Aber nicht gleichgültig ist es, wenn Ihr feindliche Ideologien bekämpft, ohne daß Ihr zugleich eine durch Forschung begründete Meinung über ähnliche oder vielleicht nur scheinbar ähnliche Erscheinungen und ihre Ursachen bei uns entwickelt.

Oder meint Ihr, eine solche Problematik sei nicht damit gemeint, wenn es in dem schon zitierten Prawda-Artikel heißt: „In der zurückliegenden Periode befaßten sich die Philosophen stärker mit Problemen der Dialektik als Logik und Erkenntnistheorie, in geringerem Maße untersuchten sie dagegen die Dialektik der verschiedenen Sphären der objektiven Wirklichkeit.“ Dialektik der objektiven Wirklichkeit! das heißt doch wohl die sozialistische Wirklichkeit als Einheit von Widersprüchen!

Doch habt Ihr mich nicht gebeten, um Euch Ratschläge für Forschungsthemen zu geben. Ihre Anzahl ist wahrlich gewaltig, und wenn Ihr daran denkt, daß sie alle nützlich sind, wenn sie der Entwicklung unserer sozialistischen Gesellschaft dienen, dann werdet Ihr keine Schwierigkeiten haben, sie zu finden.

In einer Beziehung aber hat uns das, was ich soeben bemerkte, schon zu einer methodologischen Frage geführt. Ich sprach davon, daß es sich bei der Mode oder dem Privatauto bei uns um ähnliche oder vielleicht nur äußerlich ähnliche Erscheinungen handelt. Ohne eine gründliche sachliche Analyse läßt sich keine wissenschaftliche Feststellung machen. Und vor allem *gibt es in den Gesellschaftswissenschaften keine einfachen Schlüsse vom Allgemeinen auf den Einzelfall*, so wie es in den Naturwissenschaften der Fall ist.

Ich kann keinen Stein fallen lassen, der nicht in seinem Fall dem Gravitationsgesetz folgt.

Das ist natürlich ganz anders bei den Gesellschaftswissenschaften, da jedes gesellschaftswissenschaftliche Gesetz nur als Tendenz gilt, so daß Lenin auch Bulgakow voll zustimmen kann, wenn dieser formuliert, daß sich im Kapitalismus jedes Gesetz „nur durch Nichtverwirklichung verwirklicht“.²

Wenn Marx und Engels, die Lehren der großen französischen Historiker der zwanziger und dreißiger Jahre im „Kommunistischen Manifest“ zum Bestandteil ihrer eigenen Lehre machend, erklären: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf“ – dann wird hier ein grundlegendes allgemeines Gesetz der historischen Entwicklung der Klassengesellschaft etabliert, das uns eine Richtlinie für unser historisches Gesellschaftsverständnis und für unsere Forschung gibt.

[129] Jedoch – im Gegensatz zu einem Naturgesetz – gilt es nicht für jeden Einzelfall. Marx hat zum Beispiel im Vorwort von 1869 zu „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“ festgestellt, „daß nämlich im Alten Rom der Klassenkampf nur innerhalb einer privilegierten Minorität spielte, zwischen den freien Reichen und den freien Armen, während die große produktive Masse der Bevölkerung, die Sklaven, das bloß passive Piedestal [Sockel] für jene Kämpfer bildete.“ [MEW Bd. 16, S. 359]

Ich halte die Arbeitsweise, auf Grund der Marx zu der zweiten Feststellung kam, der Arbeitsweise auch von Engels und Lenin, der Arbeitsweise aller Gesellschaftswissenschaftler, die sich

² W. I. Lenin, Werke, Bd. 4, Berlin 1955, S. 67. – „Ebenso wie jedes andere Gesetz des Kapitalismus ‚verwirklicht sich‘ das Realisationsgesetz ‚nur durch Nicht-Verwirklichung‘.“

als treue Schüler von Marx und Engels und Lenin in der Forschung erwiesen haben und die darum auch etwas Neues gebracht haben, für von ganz entscheidender Bedeutung für Euer Unternehmen, Euch auch mehr der Forschung zuzuwenden.

Denn was besagt sie? Doch nichts anderes als dieses: Geht mit tiefer Parteilichkeit, mit dem dringenden Wunsch, der Menschheit zu dienen, ganz erfüllt von den Grundlehren der Klassiker an die Bearbeitung Eures Themas. Benutzt von der ersten bis zur letzten Minute Eurer Forschung die von Marx und Engels ausgearbeitete Methodologie des dialektischen und historischen Materialismus. Sobald Ihr aber an die Analyse der Tatsachen geht, laßt nur die in dialektischem Zusammenhang stehenden Fakten sprechen. So wie es Marx tat, als er die Klassenkämpfe im alten Rom untersuchte und bei der Faktenanalyse natürlich das allgemeine Gesetz „vergaß“, vergessen mußte, daß „Freier und Sklave ... einen ununterbrochenen ... Kampf“ führten. [MEW Bd. 4, S. 462]

Könnt Ihr Euch nicht leicht vorstellen, wie überrascht Marx von dem Resultat seiner völlig unvoreingenommenen Erforschung der Klassensituation im alten Rom war – unvoreingenommen auch von den eigenen Lehren. Seht Ihr nicht, wie sein Kopf ganz wild zu arbeiten begann, um das riesige Reich der Unkenntnis, das er sich und uns durch diese Entdeckung geschenkt hat, zu erobern, wie er die Folgen dieser merkwürdigen Klassenkampfsituation immer tiefer durchdachte, wie das römische Proletariat der Freien eine völlig neue Gestalt für ihn gewann, wie er jetzt auch die Formulierung von Sismondi, dem genialen kleinbürgerlichen Sozialisten, damit in Zusammenhang bringen konnte: Das römische Proletariat lebte auf Kosten der Gesellschaft, während die moderne Gesellschaft auf Kosten des Proletariat lebt. [Siehe ebenda] Wer von uns wäre nicht gerne Historiker der Antike gewesen und Marx in den Tagen dieser seiner Entdeckung begegnet!

Und welchem Vorgehen verdankt Marx diese Entdeckung? doch einzig und allein der absolut unvoreingenommenen Analyse. So viele unserer Gesellschaftswissenschaftler forschen, um irgendwelche Feststellungen der Klassiker oder Plenumsbeschlüsse zu illustrieren. Aber Forscher sind doch nicht Illustratoren!

Natürlich weisen wir immer wieder mit Recht darauf hin, daß die Weltgeschichte die Grundlehren der Klassiker des Marxismus-Leninismus bestätigt. Aber die Weltgeschichte tut das so offen und brutal, daß es wirklich nicht tiefer Forschungen unsererseits bedarf, um das zu zeigen. Die UNO liefert uns monatlich die entsprechenden Statistiken, die Presse liefert uns täglich reichlich Einzelmaterial, Journalisten und Propagandisten in den sozialistischen Ländern geben uns treffende Interpretationen. Forscher aber sind nicht ein griechischer Chor, der die Ereignisse mit alten Weisheiten begleitet.

[130] Forscher untersuchen die Wirklichkeit, um sie verändern zu helfen. Das ist der Ausgangspunkt ihrer Forschung und dieser Gedanke muß auch die Schlüsse, die sie aus der völlig unbefangenen Analyse ziehen, beherrschen.

Welche Schlußfolgerungen zog Marx für die Gegenwart aus seiner Analyse der Klassenkampfsituation im alten Rom? Er bemerkt dazu in dem schon zitierten Vorwort: „Schließlich hoffe ich, daß meine Schrift zur Beseitigung der jetzt namentlich in Deutschland landläufigen Schulphrase vom sogenannten *Cäsarismus* beitragen wird ... Bei so gänzlicher Verschiedenheit zwischen den materiellen, ökonomischen Bedingungen des antiken und des modernen Klassenkampfes können auch seine politischen Ausgeburten nicht mehr miteinander gemein haben als der Erzbischof von Canterbury mit dem Hohenpriester Samuel.“ [MEW Bd. 16, S. 359/360]

Als Marx von den Kindern nach seinem Lieblingsmotto befragt wurde, antwortete er: „De omnibus dubitandum“, An allem ist zu zweifeln. In genau dem gleichen Sinne gemeint wählte auch die vornehmste englische wissenschaftliche Gesellschaft, die Royal Society, nach ihrer Gründung im 17. Jahrhundert den heiligen Thomas, den schwergläubigen Jünger von Christus, zu

ihrem Schutzpatron. Heute würden wir sagen: der Wissenschaftler soll die Wirklichkeit und seine Lehre von ihr ständig mit kritischem Auge betrachten. Nur wenn er so vorgeht, wird er bemerken, wenn er zu falschen Schlüssen gekommen ist oder wenn einst richtige Schlüsse nicht mehr auf die Wirklichkeit zutreffen, weil sich die Wirklichkeit verändert hat.

Marx und Engels haben diese kritische Betrachtung auch stets auf die eigenen Schlüsse angewandt. Selten fanden sie dabei Irrtümer, gar nicht selten aber Veränderungen in der Wirklichkeit, die neue Schlüsse erforderten.

Wieviel mehr Grund haben wir, unsere eigenen Schlüsse ständig zu überprüfen, insbesondere in einer Welt, die so viel grundlegenderen Veränderungen unterliegt als die von Marx und Engels, die ihr Leben in einer einheitlichen Welt des Kapitalismus verbringen mußten. Vergleichen wir etwa die Entwicklung in England von 1850 bis 1880 und in unserer Republik in den dreißig Jahren von 1945 bis 1975, dann erkennen wir die Notwendigkeit einer ständigen kritischen Betrachtung unserer Erkenntnisse und Forschungsergebnisse.

Und wenn wir durch kritische Beobachtung bemerken, daß gewisse Erkenntnisse und Lehrsätze nicht mehr zutreffen, dann ist es falsch zu warten, bis ein Beschluß des Plenums unseres Zentralkomitees das feststellt. Umgekehrt muß es sein: durch die Mitteilung solcher Erkenntnisse müssen wir zur Fassung von Beschlüssen im Plenum beitragen. Dabei ist es keineswegs notwendig, daß wir solche neuen Überlegungen gleich veröffentlichen. Ihr sollt sie in der Sektion diskutieren und wenn Ihr sie für richtig, für wirklich neue Erkenntnisse haltet, kann man sie auch der Parteileitung der Universität zur Weiterleitung übergeben. Das erscheint mir eine außerordentlich wichtige Form des Vorlaufs der Gesellschaftswissenschaften. Gerade die Gesellschaftswissenschaften, die ja eine Herrschaftskraft seit Beginn ihrer Existenz gewesen sind, während die Naturwissenschaften vor allem eine Produktivkraft sind, sind so besonders eng mit der Partei der Arbeiterklasse verbunden, daß ein ständiges wechselseitiges Geben und Nehmen zwischen Gesellschaftswissenschaftlern und Parteifunk-[131]tionären stattfinden muß – nicht zum wenigsten, was die Forscher der Sektion Marxismus-Leninismus betrifft.

Betrachtet man aber unsere Wirklichkeit, dann waren es bisher vor allem die Parteifunktionäre, die gaben, und die Lehrer des Marxismus-Leninismus, die nahmen.

Ihr versteht, daß Euer Beschluß, Euch mehr der Forschung zu widmen, hierin eine grundlegende Wandlung bringen muß. Mit der Forschung ergibt sich auch die Verpflichtung zum Vorlauf. Vorlauf aber bringt das ganz große Glück, der Partei etwas geben zu können. Für mich jedenfalls ist es die beste Rechtfertigung meiner Forschungsarbeiten, Untersuchungen, Beobachtungen und Überlegungen, wenn ich eine Unterhaltung mit meinem ersten Kreissekretär an der Akademie oder im Haus unseres Zentralkomitees mit den Worten beginnen kann: Meinst Du nicht auch, man sollte jetzt ...? Die Antwort darauf kann sehr verschieden lauten. Etwa: Ja, schreib doch einen Artikel darüber – oder: Du hast recht, ich werde bei der nächsten Gelegenheit darüber sprechen – oder auch: Noch ist es zu früh dazu, später ... in allen drei Fällen aber habe ich nützlichen Vorlauf geschaffen. Natürlich kommt es auch nicht selten vor, daß man mir nachweist, daß ich dieses oder jenes nicht beachtet habe, und dann lauf e ich mit hängender Zunge, wie es jeder Wissenschaftler tun sollte, in mein Arbeitszimmer zurück, um alles neu und kritisch zu überprüfen.

Was ich mit diesen Ausführungen Euch sagen will, ist: Treibt Eure gesellschaftswissenschaftliche Forschung als Vorlauf für die Partei und in engstem Zusammenhang mit der Partei oder richtiger: mit den Parteifunktionären. Ich bin überzeugt, daß dann auch der erste Sekretär Eurer Kreisleitung das Gefühl haben wird: Das Niveau unserer Leitung des Kreises hebt sich mit Hilfe der Forschung in der Sektion Marxismus-Leninismus.

Schließlich, wenn Ihr mir noch einige Minuten gebt, möchte ich noch auf eine Frage eingehen, die mir oft gestellt wird und die etwa so lautet: Wie wird man zum schöpferischen Wissenschaftler?

Ich glaube, zu einem großen Teil fällt diese Frage zusammen mit der folgenden: Wie wird man zum scharfen Beobachter der so schöpferischen gesellschaftlichen Realität? und insbesondere natürlich der so schöpferischen Realität des Sozialismus.

Ich meine, daß ein Haupthindernis schöpferischer Arbeit bei der Erfassung der Realität des Sozialismus darin liegt, daß so viele von uns Gesellschaftswissenschaftlern ihr gegenüber eine völlig unberechtigte defensive Haltung einnehmen, als „Apologeten“ des Sozialismus auftreten. Dabei unterscheiden sich die „Apologeten“ unter uns vor allem dadurch von den Apologeten des Kapitalismus, daß die letzteren schlau sind und die „Fehler“ des Kapitalismus, nämlich die Widersprüche, die zum Untergang des Kapitalismus führen müssen, zu verbergen suchen, während unsere „Apologeten“ so ungebildet sind, sogar Vorzüge des Sozialismus, nämlich die zahlreichen Widersprüche, deren Lösung zu seinem Wachstum, zu seiner immer stärkeren Entfaltung führen müssen, zu verbergen suchen. Sie fürchten, wie kleine Zwerge, daß, wenn sie sich der Realität des Sozialismus stärker nähern, diese gewaltigste Erscheinung unseres Jahrhunderts an Größe verlieren könnte.

Sie begreifen nicht, daß die sozialistische Gesellschaft, wie jede andere, eine [132] Einheit von Widersprüchen ist. Sie meinen offenbar, daß der Marxismus-Leninismus eine Methodologie und eine Weltanschauung entwickelt hat, die in ihrer Grundlage, nämlich der Lehre von der Dialektik, nicht für die sozialistische Gesellschaft gilt. Unsinnig, nicht wahr, aber leider ist es so.

Wenn Ihr die Realität um Euch dialektisch betrachtet, werdet Ihr auch eine andere entscheidende Tatsache entdecken: Die außerordentliche Ungleichmäßigkeit der Entwicklung im Sozialismus. Diese hat ihre verschiedensten Ursachen.

Zum Beispiel kann sie darin begründet sein, daß unsere Meisterschaft über die materiellen Grundlagen der Gesellschaft weit größer ist als unsere Beherrschung der Ideologie. Gewissermaßen mit einem Schlag konnten wir die Arbeitslosigkeit abschaffen – aber noch heute haben nicht Wenige bei uns nicht das Pflichtbewußtsein zur Arbeit, das einer so absoluten Sicherheit des Arbeitsplatzes entspricht. Also: das gesellschaftliche Bewußtsein hinkt hinter dem Sein hinterher. „Guter alter Marx“ wird man voll berechtigter Freude sagen.

Aber kann man – auch das ist „guter alter Marx“ oder auch „guter alter Hegel“ – diese Beobachtung nicht auch umkehren, und zwar gerade im Sozialismus! Sollte man nicht auch selbst als Wissenschaftler jetzt schöpferisch werden und sich in unserer Welt nach der Umkehrung umsehen, ob nicht auch das gesellschaftliche Bewußtsein dem Sein vorausseilt? Geht mal in eine Fabrik und seht Euch nach Arbeitern um, die mit ihren monotonen Bewegungen, in stumpfer Langeweile, Jahr für Jahr, an der gleichen Stelle im Produktionsprozeß stehen. Eine Zweiklassenschule hätte genügt, damit sie ihre Arbeit im Betrieb an der Maschine ordentlich und planmäßig machen. Aber sie haben eine Zehnklassenschule besucht. Welch ein Vorausseilen des ideologischen Prozesses ihrem Sein im Arbeitsprozeß! Aber dann beobachtet sie etwa in der Familie, etwa wenn sie dem Sohn bei der Schularbeit helfen. Plötzlich sind sie wieder Zehnklassen-Schule-Menschen! Welche Widersprüchlichkeit in ihrem Leben!

Und hilft uns diese Entdeckung der Ungleichmäßigkeit der Entwicklung des Sozialismus – Entdeckung sowohl durch Beobachtung der Wirklichkeit wie auch durch schöpferische Umkehrung des Entdeckten und Bestätigung der Umkehrung in der Realität – nicht, die Stellen in unserer Gesellschaft zu finden, an denen wir besonders schnell Fortschritte machen müssen!

Jedoch: Als ich mit einem unserer führenden Technologen über die Monotonie so vieler Arbeiten in der Produktion sprach, meinte dieser, daß er nicht sieht, wie monotone Arbeit abgeschafft werden kann.

Wie aber sollen Arbeiter die Arbeit je als erstes Lebensbedürfnis empfinden, wenn sie so stumpfsinnig ist? Stumpfsinn, Monotonie als erstes Lebensbedürfnis? Natürlich bietet sich der

Ausweg, daß man Arbeiter nur zeitweise so arbeiten läßt. Man versetzt sie zeitweise auch an automatische Maschinen, wo sie nervlich angespannt arbeiten müssen. Keine schlechte Idee, die einem da kommt: größere Mobilität, größere Disponibilität des Arbeiters ist notwendig. Aber doch keine befriedigende Lösung.

Man liest wieder bei Marx, schlägt dieses oder jenes nach – auch das gehört zur schöpferischen wissenschaftlichen Arbeit: immer wieder die Klassiker nachzulesen, weil man je nach der eigenen augenblicklichen Gedankenrichtung immer wieder Neues bei ihnen entdeckt, das heißt Altes neu sieht.

[133] Vergeblich wird man aber bei Marx danach suchen, daß er von der Arbeit in der materiellen Produktion erwartet hat, daß sie erstes Lebensbedürfnis wird. Ja, ganz im Gegenteil. Marx hat aus einer anonymen Broschüre herausgelesen – gar nicht selten ist es ja so, daß Marx einem anderen Autor viel zu bedeutende und klare Gedanken unterschreibt ... so geht es eben, wenn ein Genie die Schrift eines Talenten liest –, daß der Reichtum einer Nation gerade in der Zeit besteht, die nicht mit der materiellen Produktion verbracht wird, das heißt in einer Zeit, in der der Mensch alle möglichen anderen Arbeiten macht als gerade materielle Produktion.³ Und er stimmt dem Anonymus darin völlig zu.

Und nun, in Anbetracht dessen, was uns der Technologe über die Unmöglichkeit der Abschaffung der monotonen Arbeit bei der materiellen Produktion gesagt hat, denken wir auf Grund dessen, was wir eben bei Marx gelesen haben, weiter, logisch oder, besser noch, mit dem, was Goethe exakte Phantasie nennt: Wird es nicht in einiger Zeit, vielleicht in sechs oder sieben Generationen, möglich sein, die Produktivität der Arbeit in der materiellen Produktion so zu heben, daß jeder Bürger, etwa gleich dem militärischen Dienst, ein bis zwei Jahre in der materiellen Produktion arbeiten muß und dann, wenn ihn seine Arbeit dort nicht besonders interessiert, von ihr befreit ist, so daß er andere Arbeit, die ihm erstes Lebensbedürfnis ist, zum Beispiel als Lehrer des Marxismus-Leninismus, betreiben kann? Ist das nicht eine gute Lösung unseres Problems?

Entschuldigt diesen Spaziergang zu einigen Problemen, dieses Durcheinander von Beobachtung der schöpferischen Realität und eigenen Versuchen eines Wissenschaftlers, angeregt von der ewig schöpferischen Realität auch selbst ein wenig zu schöpfen. Auch der Hinweis auf die unbewußt schöpferische Art von Marx, andere zu lesen, war vielleicht nicht verfehlt. Marx erinnert uns dabei ein wenig an Leibniz, der einmal gesagt haben soll, er sei viel zu intelligent, um nicht auch noch aus dem dümmsten Buch etwas zu lernen. Woraus man aber nicht die Schlußfolgerung ziehen darf, daß auch das Schreiben von dummen Büchern seinen Nutzen hat.

Und nun, Genossinnen und Genossen, wollen wir zur Diskussion übergehen, wobei Ihr Euch keineswegs nur an die Probleme halten sollt, die ich hier behandelt habe. Vielleicht hat manches, was ich hier gesagt habe, Euch auf ganz andere Gedanken gebracht, deren Behandlung für Eure Sektion viel wichtiger ist als das von mir Gesagte. Es kann aber auch sehr gut sein, daß dadurch, daß Ihr mir in diesem oder jenem widerspricht, wir gemeinsam auf bessere Gedanken über das hier Gesagte kommen.

Also beginnen wir mit der Diskussion. [134]

³ Vgl. dazu Marx/Engels, Werke, Bd. 26.3, Berlin 1968, S. 251 f. und „Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie“, Berlin 1953, S. 594. [MEW Bd. 42, S. 602]

Kapitel IV

1. Die Rolle der Gesellschaftswissenschaften in der heutigen Gesellschaft*

Ferne Vergangenheit

Vor einiger Zeit schrieb ich: „Schon über 2500 Jahre alt ist die Wissenschaft im engeren Sinne, die Wissenschaft als Suche nach notwendigen Zusammenhängen, nach Gesetzen, zunächst in der Natur und später in der Gesellschaft.“¹

Wie aber steht es mit der Wissenschaft im weiteren Sinne, zu der zweifellos auch die Entwicklung eines Rechtssystems und eines Organisationsschemas der Verwaltung gehören? Sie ist weit älter – vielleicht 5000 Jahre alt und noch weiter zurückgehend.

Und merkwürdig: Während nach allem, was uns bekannt, die Wissenschaft im engeren Sinne zunächst als Naturwissenschaft entwickelt wurde und Gesetzmäßigkeit des gesellschaftlichen Lebens erst später entdeckt wurden, wohl der erste, dem solches glückte, war Thukydides – entwickelte sich die Wissenschaft im weiteren Sinne zuerst auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften. Wir besitzen systematische Sammlungen zur Etablierung eines Systems des Eigentumsrechts, lange bevor wir von ausgearbeiteten Medizinbüchern oder Pflanzenkatalogen hören. Man lese nur die Paragraphen 42 bis 47 des Gesetzeswerks, das unter dem babylonischen König Hammurabi herausgegeben wurde, mit all den detaillierten Bestimmungen über die Anbauverpflichtungen des Bürgers in der Landwirtschaft, und man wird erstaunt sein, wie genau das Rechtssystem damals, etwa 2000 vor unserer Zeitrechnung, schon ausgearbeitet worden war. Und wahrscheinlich handelt es sich da nur um eine Kodifikation lange vorher zusammengestellter Gesetzessammlungen über Rechte und Pflichten der Handwerker, der Bauern, in der Familie, im Handel und Geldwesen, usw.²

Daß die Naturwissenschaften hinter den Gesellschaftswissenschaften hinterher-hinkten, ist vielleicht verständlich, wenn wir uns folgendes überlegen.

Jeder Wissenschaft gehen Erfahrung und Brauch voran. Die Naturwissenschaften waren und sind stets vor allem das, was wir eine Produktivkraft nennen. Sie fördern die Produktion und steigern die Produktivität. In ihrem vorwissenschaftlichen Zustand wirken sie als Erfahrung und Brauch, die von Generation zu Generation unter den Bauern und Handwerkern weitergegeben werden. Das genügt für lange Zeit. Die [135] Gesellschaftswissenschaften aber sind vor allem eine Herrschaftskraft, ein Instrument, eine Hilfe zur Unterdrückung der werktätigen Klassen und fremden Völker, zur Verwaltung und Ausbeutung riesiger Reiche; sie dienen einer kleinen relativ gebildeten Minderheit, die manuelle Arbeit ablehnt, die Zeit hat, sich geistig zu beschäftigen, nachzudenken, Lehren und Erfahrungen zu fixieren und immer wieder sorgfältig zu ergänzen.

Da ist es nur natürlich, daß aus den Erfahrungen der Menschen zunächst die Gesellschaftswissenschaften herauswachsen und erst wesentlich später die Naturwissenschaften.

Und wohl hat auch gerade das zur Blüte und Größe Griechenlands beigetragen, daß seit Plato und Aristoteles die Natur- und Gesellschaftswissenschaften gleichgezogen haben – bis in das 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein.

Sicher hat es immer Schwankungen gegeben – zur Zeit der Blüte der katholischen Kirche in Europa schritten die Wissenschaft der Verwaltung und Finanzen weiter voran als die der Chemie und Physik – doch gilt das auch für China und Indien? All das wäre im einzelnen gründlicher zu untersuchen. Aber die Resultate könnten nichts an den Grundtatsachen ändern, daß

* Vortrag in der „Freien Universität“, Westberlin, 4. Februar 1976.

¹ Vgl. [J. Kuczynski, Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften, Bd. 1](#), Berlin 1975, S. 11.

² Vgl. W. Eilers, Die Gesetzesstele Chammurabis. Der Alte Orient, Bd. 31, Heft 3/4, Leipzig 1932.

wohl bis zur Zeit der größten Blüte Griechenlands die Gesellschaftswissenschaften den Naturwissenschaften weit vorangeeilt waren, beide Wissenschaftszweige dann aber etwa gleichzogen und in etwa diesem Zustand bis zur Industriellen Revolution verharren.

In dieser Zeit war eine Trennung der Wissenschaften unsinnig. Während wir bei Solon noch seine Gesellschaftseinsicht bewundern, sowohl auf politischem wie auf ökonomischem Gebiet, ohne auf die Idee zu kommen, auch nur danach zu fragen, ob er irgendetwas von Naturproblemen verstand, wissen wir, daß der Philosoph Plato ein großer Anreger auf dem Gebiet der Mathematik war und auch Naturuntersuchungen leitete, während Aristoteles zwei Jahrtausende hindurch gleichermaßen eine Autorität als Naturwissenschaftler wie als Gesellschaftswissenschaftler war. Ganz natürlich war es darum auch noch im 17. Jahrhundert etwa, daß Kepler als Professor der Mathematik und Moral berufen wurde.

Die Zeit des Kapitalismus

Alles das änderte sich grundlegend in der Zeit des Kapitalismus.

Zwar: Während der Großen Industriellen Revolution blühten beide Wissenschaftszweige noch herrlich auf – und in engster Gemeinschaft oft in ein- und demselben Wissenschaftler. Der große Politökonom Ricardo beschäftigte sich viel mit Mathematik, Physik und Chemie, baute sich ein Laboratorium und war einer der Gründer der Geologischen Gesellschaft Englands. Der größte Naturwissenschaftler dieser Epoche, Humphry Davy, hatte Einsichten in die Beziehungen der Produktion von Luxus- und Massenkonsumgütern, die wir bei keinem Ökonomen seiner Zeit oder vor ihm finden.

Dann aber beginnt eine merkwürdige Spaltung in der Entwicklung beider Wissenschaftszweige.

[136] Der Kapitalismus ist die einzige Gesellschaftsordnung, die bereits in ihrer Blütezeit so außerordentliche Widersprüche aufweist, daß seine Ideologie zum großen Teil zur Apologetik wird – ja so außerordentlich waren die Widersprüche, daß auch ein so scharfer Beobachter und Analytiker wie Marx über den Zustand getäuscht wurde und vermeinte, die Widersprüche zeigten das Endstadium des Kapitalismus an, so daß ihm die Apologetik der Gesellschaftswissenschaften gar nicht als etwas Erstaunliches, sondern als ein ganz natürliches Phänomen erschien. Heute sehen wir das anders.

Nun haben zwar Gesellschaftswissenschaftler als Apologeten einen bedeutenden ideologischen Nutzen für die herrschende Klasse, aber sie werden weder von ihr noch auch, wie sich öfter zeigte, von den Gesellschaftswissenschaftlern selbst, wenn sie in die Praxis der Herrschaft gestellt werden, ernst genommen. Man vergleiche nur Turgot und Böhm von Bawerk als Minister. Turgot, der große Physiokrat, scheiterte als Minister am feudalen Hof, als er die bürgerlichen Prinzipien der physiokratischen Theorie in die Praxis umsetzen wollte. Böhm von Bawerk war der Wortführer unter den Grenznutzentheoretikern, scharfer Kritiker von Marx und dreimal Finanzminister in Österreich, 1895, 1897 bis 1898 und 1900 bis 1904. Keine seiner Memoranden und Verordnungen als Finanzminister hatte aber irgendeinen Zusammenhang mit seiner Grenznutzenlehre als Politökonom. Die Theorie der Politischen Ökonomie hatte die „Einrichtung“ des Profits zu verteidigen – von Bastiat und Say bis zu den Grenznutzlern –, aber mit den abstrusen Verteidigungstheorien konnte man natürlich keine Wirtschaftspolitik machen. Glänzend funktionierte die Geschichtsschreibung als Apologetik und zur Irreführung der Massen – aber die Politik selbst, die Staatsmänner, konnten sie ihren Entscheidungen nicht als Erfahrungsschatz zugrunde legen. Während Adam Smith noch von Pitt konsultiert wurde, Ricardo noch von den Bankiers wie im Parlament seiner Zeit, konnten die Gesellschaftswissenschaftler der Blütezeit des Kapitalismus nur dann noch eine praktische Rolle in der Gesellschaft spielen, wenn sie ihre Theorien vergaßen. Sie waren geschätzte Roßtäuscher, durften aber nur mitreiten, wenn sie all ihre Tricks vergaßen. Und da so viele von ihnen noch dazu ganz ehrlich dachten

und schrieben, kann es nicht erstaunen, daß die Herrschenden sie verwundert und ohne rechte Hochachtung betrachteten.

Wie anders die Naturwissenschaften! ihr Ansehen stieg und stieg, je mehr sie sich als Produktivkraft und damit als Profitschöpfer erwiesen. Das neunzehnte Jahrhundert führt die Naturwissenschaften als Produktivkraft in alle Industriezweige wie auch in die Landwirtschaft und den Verkehr ein. Sie treten als Hauptproduktivkraft an die Stelle der handwerklichen Erfahrung. Sie kosten zwar Geld und immer mehr Geld, aber sie bringen auch Profit und immer mehr Profit.

Am 28. Januar 1883 schrieb ein hervorragender Wissenschaftler seinem Schwager aus Berlin: „Ich habe Dir anzuzeigen, daß ich laut heute mir zugegangener Anzeige des Heroldamtes in den Adelsstand erhoben worden bin. So viel wir wissen, wurde die Initiative dazu durch Kronprinz und Kronprinzessin gegeben. Meine eigentliche Stellung in der Welt wird dadurch nicht mehr wesentlich geändert, aber für Anna und die Kinder freut es mich – und auch aus öffentlichen Gründen, denn es ist seit hundert Jahren das erste Mal wieder, daß bei uns Jemand nur wegen wissenschaft-[137]licher, nicht politischer oder militärischer Leistungen diese Ehre empfängt. In den anderen deutschen Staaten ist es ja oft geschehen.“³ Selbstverständlich war der Wissenschaftler ein Naturwissenschaftler, der größte Deutschlands im 19. Jahrhundert, Hermann Helmholtz. Und gar nicht merkwürdig erscheint es auch, daß das älteste Kind von Helmholtz, seine Tochter Ellen, den ältesten Sohn von Werner von Siemens heiratete – von Werner von Siemens, dem ersten monopolistischen Unternehmer der Elektroindustrie, der gleichzeitig ein tüchtiger Naturwissenschaftler und hervorragender Technologe war.

Diese außerordentliche Ungleichmäßigkeit in der Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften und der Naturwissenschaften und die entsprechende Unterschiedlichkeit ihrer gesellschaftlichen Position führten zu einer gefährlichen Spaltung beider Erkenntniszweige oder förderte diese Spaltung zumindest ganz außerordentlich.

Während aber die größten und klügsten unter den Naturwissenschaftlern diese Spaltung bedauerten, taten die hervorragendsten unter den bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftlern alles, um sie noch zu vertiefen.

Helmholtz schildert die Situation seit Hegel und seinem „Totalitätsanspruch“ für die Philosophie in seiner großartigen Rede „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft“ 1862 noch vom Standpunkt des Vorkämpfers für die Naturwissenschaften so:

„Die Naturforscher wurden von den Philosophen der Borniertheit geziehen, die letzteren von den ersteren der Sinnlosigkeit. Die Naturforscher fingen nun an ein gewisses Gewicht darauf zu legen, daß ihre Arbeiten ganz frei von allen philosophischen Einflüssen gehalten seien, und es kam bald dahin, daß viele von ihnen, und zwar selbst Männer von hervorragender Bedeutung, alle Philosophie nicht nur als unnütz, sondern selbst als schädliche Träumerei verdammt. Wir können nicht leugnen, daß hierbei mit den ungerechtfertigten Ansprüchen, welche die Identitätsphilosophie auf Unterordnung der übrigen Disciplinen erhob, auch die berechtigten Ansprüche der Philosophie, nämlich die Kritik der Erkenntnisquellen auszuüben und den Maassstab der geistigen Arbeit festzustellen, über Bord geworfen wurden.

In den Geisteswissenschaften war der Verlauf ein anderer, wenn er auch schließlich ziemlich zu demselben Resultate führte. In allen Zweigen der Wissenschaft, für Religion, Staat, Recht, Kunst, Sprache, standen begeisterte Anhänger der Hegelschen Philosophie auf, welche die genannten Gebiete im Sinne des Systems zu reformieren und schnell auf speculativem Wege Früchte einzusammeln suchten, denen man sich bis dahin nur langsam durch langwierige Arbeit genähert hatte. So stellte sich eine Zeit lang ein schneidender und scharfer Gegensatz zwischen

³ Zitiert nach: Anna von Helmholtz, Ein Lebensbild in Briefen, Bd. 1, Berlin 1929, S. 262.

den Naturwissenschaften auf der einen und den Geisteswissenschaften auf der andern Seite her, wobei den ersteren nicht selten der Charakter der Wissenschaft ganz abgesprochen wurde.

Freilich dauerte das gespannte Verhältnis in seiner ersten Bitterkeit nicht lange. Die Naturwissenschaften erwiesen vor Jedermanns Augen durch eine schnell auf einander folgende Reihe glänzender Entdeckungen und Anwendungen, daß ein gesunder Kern ungewöhnlicher Fruchtbarkeit in ihnen wohne; man konnte ihnen Ach-[138]tung und Anerkennung nicht versagen. Und auch in den übrigen Gebieten des Wissens erhoben gewissenhafte Erforscher der Thatsachen bald ihren Widerspruch gegen den allzu kühnen Icarusflug der Speculation.“⁴

Helmholtz tritt dann für die Universität als Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften ein, fordert Achtung für beide und Zusammenarbeit von beiden.

Genau dreißig Jahre später in einem vor Weihnachten 1892 an den Grafen Yorck geschriebenen Brief führt Wilhelm Dilthey alles Unglück der Zeit – der Politik, der Moral, der Zwiespältigkeit in der Gesellschaft – auf die Rolle der Naturwissenschaften zurück. Er schreibt: „Fragt man nach dem letzten Grund der jetzigen Lage, so liegt er darin, daß nun erst die Naturwissenschaften aus der Position des 17. Jahrhunderts die letzten Consequenzen gezogen haben.“ Die Naturwissenschaften, der Geist, den sie verbreiten, sei an allem Schuld. Und diesem Geist müsse man als Philosoph, als Gesellschaftswissenschaftler entgegentreten. Er schreibt weiter: „Die Frage ist also vornehmlich, welche Kräfte mobil gemacht werden können, diesen Einfluß zu überwinden. Nun ist mein Buch aus der Überzeugung hervorgegangen, daß die Selbständigkeit der Geisteswissenschaften und der in ihnen enthaltenen geschichtlichen Wirklichkeitserkenntniß hierzu beitragen könne. Anders ausgedrückt: die geschichtliche Welt führt durch die Selbstbesinnung auf eine siegreiche spontane Lebendigkeit, einen im Denken nicht formulierbaren, aber analytisch aufzeigbaren Zusammenhang im Einzelleben, im Wirken aufeinander, schließlich in einen höheren Zusammenhang besonderer und die naturwissenschaftlichen Mittel überseigender Art, welchen herausheben, kraftvoll aussprechen nothwendig ist, soll er wieder zu gehobener und selbstbewußter Geltung kommen.“⁵

Die Welt als irrationales Geisteserlebnis – das ist die Antwort des wohl bedeutendsten und feinsinnigsten bürgerlichen Philosophen Deutschlands um diese Zeit. Antwort auf den jetzt wirksam werdenden Elektromotor, Antwort auf Roentgen und die Curies!

Man wird verstehen, daß die gesellschaftliche Bedeutung der Naturwissenschaften weiter stieg, die der bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften weiter sank.

Die Spaltung der Gesellschaftswissenschaften

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts müssen wir jedoch von zweierlei Gesellschaftswissenschaften sprechen: den bürgerlichen und den marxistischen, das heißt den Gesellschaftswissenschaften der Arbeiterklasse.

Die Naturwissenschaften handeln davon, wie wir die Natur und ihre Gesetze für den Menschen, vor allem für die Produktion von materiellen Gütern nutzbar machen können. Die Gesellschaftswissenschaften handeln davon wie und zu wessen Nutzen wir die Gesellschaft einrichten.

[139] Es gibt keine kapitalistischen, keine bürgerlichen Naturwissenschaften, wohl aber eine kapitalistische, eine bürgerliche wie auch eine marxistische, eine sozialistische Ausrichtung der Entwicklung und entsprechende Nutzung der Naturwissenschaften.

Es gibt keine neutralen Gesellschaftswissenschaften, denn wie schon Aristoteles erkannte, der Mensch, die Substanz der Gesellschaft, ist ein politisches Wesen. Daher kann es auch nur

⁴ H. Helmholtz, Vorträge und Reden, Bd. 1, Braunschweig 1884, S. 124 f.

⁵ Briefwechsel zwischen Wilhelm Dilthey und dem Grafen Paul Yorck von Wartenburg, 1877 bis 1897, Halle 1923, S. 156 f.

politische Geisteswissenschaften oder, wie wir Marxisten sagen, nur Gesellschaftswissenschaften, wobei Gesellschaft politisch beinhaltet, geben. Die Engländer nannten und nennen die Lehre von der Wirtschaft mit Recht Political Economy, und wir Marxisten unterscheiden mit Recht zwischen physischer und politischer Demographie.

Die bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftler haben die Aufgabe, die bürgerliche Gesellschaft vom Standpunkt der bürgerlichen Klasse als herrschender zu analysieren und zu ihrer Erhaltung beizutragen. Die sozialistischen Gesellschaftswissenschaftler haben die Aufgabe, einmal die bürgerliche Gesellschaft vom Standpunkt der Arbeiterklasse als unterdrückter und zur Herrschaft drängenden Klasse zu analysieren und zu ihrem Sturz beizutragen – und sodann, nach dem Sieg der Arbeiterklasse, eine sozialistische Gesellschaft aufbauen zu helfen.

Doch wäre nichts falscher, als sich mit dieser Feststellung zu begnügen. Es handelt sich nämlich nicht einfach um zwei Klassen und entsprechend um zwei Klassenstandpunkte, die sich gegenüberstehen. Es handelt sich vielmehr um die Erfassung einer gesellschaftlichen Realität, die bestimmten objektiven Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung unterliegt. Und diese objektiven Gesetzmäßigkeiten, die Marx und Engels als erste aufgedeckt haben, besagen, daß auf Grund der außerordentlichen Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft die Entwicklung zwei Wege gehen kann: zum Sozialismus, in dem zunächst die Arbeiterklasse, unter deren Führung diese Wandlung stattfindet, die herrschende Klasse ist – oder den Weg in die Barbarei. In die Barbarei, wenn die Arbeiterklasse ihrer historischen Aufgabe nicht gerecht wird.

Das heißt, den bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftlern ist mit dem Ziel der Erhaltung der kapitalistischen Gesellschaft eine Aufgabe gestellt, die sie nicht erfüllen können – im Gegensatz zu der Aufgabe, die sie vor 200 und 150 Jahren hatten, als es für sie galt, der bürgerlichen Gesellschaft zum Durchbruch zu verhelfen und sie zu festigen. Das heißt, den sozialistischen Gesellschaftswissenschaftlern ist eine Aufgabe gestellt, die sie erfüllen können, da der Lauf der Geschichte sie ermöglicht und das Wohl der Menschheit sie erfordert.

Das heißt, es stehen sich in den bürgerlichen und in den marxistischen Gesellschaftswissenschaften nicht einfach zwei Klassenstandpunkte, sondern der einer von den Gesetzmäßigkeiten des Laufes der Geschichte verurteilten Klasse und der einer Klasse, der, wenn sie ihre historischen Aufgaben erfüllt, die Zukunft gehört, gegenüber.

Inwiefern die Arbeiterklasse, deren Standpunkt die marxistischen Gesellschaftswissenschaftler vertreten, ihre Aufgabe bisher erfüllt hat, das beweist die Tatsache, daß sie in den letzten 60 Jahren in 17 Ländern zur Macht gekommen ist. Noch viel eindrucksvoller zeigt die folgende Tabelle ihren Siegeslauf:

[140] Von der gesamten Weltindustrieproduktion entfallen in Prozent auf die

	1900	1937	1975
imperialistischen Länder	84	81	50
sozialistischen Länder	–	10	40
Kolonien, Halbkolonien bzw. später: Entwicklungsländer	16	9	10

Indem nun die marxistischen Gesellschaftswissenschaftler den Standpunkt der Arbeiterklasse, der bereits ein wesentlicher Teil der Gegenwart und die ganze Zukunft gehört, vertreten, bejahen sie den objektiven Verlauf der Geschichte und haben das größte Interesse daran, ihn in allen Einzelheiten zu erforschen und aus dem Erforschten Schlüsse für das Handeln des Menschen zu ziehen, das den Lauf der Geschichte beschleunigen soll – und auch Schlüsse, die die auf Grund der Entwicklung der Waffentechnik immer noch bestehende Alternative des Verfalls in die Barbarei verhindern müssen.

Das heißt, die Grundhaltung der marxistischen Gesellschaftswissenschaftler, die Hauptrichtung ihrer Forschung, die Wertung ihrer Schlüsse sind die einzigen, die heute eine objektive Haltung zur Gesellschaft und damit überhaupt den weiteren Aufbau und Ausbau der Wissenschaft von der Gesellschaft ermöglichen. Daher ist es nur logisch und keineswegs ein Widerspruch in sich selbst, wenn wir marxistischen Gesellschaftswissenschaftler sagen, daß Parteilichkeit für die Arbeiterklasse auf Grund der Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit des Verlaufs der Geschichte und Objektivität des Vorgehens des Gesellschaftswissenschaftlers identisch sind.

Natürlich bedeutet das nicht, daß allein schon durch diese Grundhaltung die marxistischen Erforscher der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Gesellschaft große Gesellschaftswissenschaftler werden, genau so wenig wie vor 150 und 200 Jahren die bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftler gegenüber den feudalen allein durch ihre Grundhaltung zu großen Gesellschaftswissenschaftlern wurden. Sie haben jedoch durch ihre Grundhaltung die Möglichkeit, Großes als Gesellschaftswissenschaftler zu leisten – eine Möglichkeit, die den bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftlern heute eben wegen ihrer Grundhaltung verwehrt ist.

Natürlich bedeutet das nicht, daß allein schon durch diese Grundhaltung die marxistischen Erforscher der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Gesellschaft vor zahlreichen Fehlern und vor Mittelmäßigkeit in ihren Leistungen bewahrt werden – genau so wenig wie das bedeutet, daß wegen ihrer entgegengesetzten Grundhaltung begabte bürgerliche Gesellschaftswissenschaftler nicht imponierende Leistungen auf Spezialgebieten hervorbringen können. Gewisse Vorbedingungen für Erfolge auf dem Gebiet der Gesellschaftserforschung sind genau die gleichen für den bürgerlichen und marxistischen Gesellschaftswissenschaftler, als da sind: Intelligenz, großer Fleiß, logisches Denken und der ganz persönliche brennende Wunsch, die Wahrheit zu finden. Aber wie kann auch der brennendste Wunsch nach Wahrheit in Erfüllung gehen, wenn ich sie, wie im Falle des bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftlers, in den trügerischen Halluzinationen einer untergehenden Klasse statt in der soliden [141] Realität der Forderungen des werktätigen Volkes suche, wenn ich mich dem Tempel der Wahrheit von rückwärts zu nähern suche, den Blick auf die Irrtümer der Vergangenheit gerichtet, statt ausgestattet mit dem Erbe aller Weisheit vergangener Generationen voranzuschreiten, mit jedem Schritt ein neues Stück Wahrheit erobernd!

Die Stellung des Gesellschaftswissenschaftlers in den heutigen Gesellschaften

Ich möchte die Stellung des Gesellschaftswissenschaftlers heute in der kapitalistischen und in der sozialistischen Gesellschaft an Beispielen des Politökonomen illustrieren.

Wir hatten angedeutet, wie seine Stellung sich in der Frühzeit des Kapitalismus gefestigt hatte, wie der größte Premierminister Englands sich von dem größten Ökonomen seiner Zeit beraten ließ.

Wir hatten angedeutet, wie sich die Politische Ökonomie in flache, realitätsfremde Apologetik verwandelte und die Ökonomen an gesellschaftlicher Bedeutung verloren.

Diese letztere Entwicklung dauerte im großen und ganzen bis in die ersten Nachkriegsjahre des ersten Weltkrieges an. Es läßt sich jedoch nicht bestreiten, daß von 1924 bis 1929 und darauf in den fünfziger und sechziger Jahren der jüngsten Vergangenheit die Position der Politökonomen sich stark verbesserte. Warum wurde der Politökonom so plötzlich wieder zu einer gesellschaftlich wichtigen Gestalt in der bürgerlichen Gesellschaft?

Seit dem ersten Weltkrieg, erzwungen durch die Wirtschaftsaufgaben, die er stellte, wurde die laufende statistische Berichterstattung über wirtschaftliche Vorgänge ganz wesentlich verbessert. Und im Gefolge dieser prächtigen Ausweitung der statistischen Berichterstattung entstanden in den zwanziger Jahren in allen entwickelten kapitalistischen Ländern sogenannte Konjunkturinstitute, deren Aufgabe es war, auf Grund sorgfältiger Beobachtung der Konjunktur Ratschläge zu geben, wie man die Wirtschaftspolitik im einzelnen gestalten müßte, um die

Konjunktur günstig zu gestalten. In den fünfziger und sechziger Jahren hatten dann zahlreiche Wirtschaftsforschungsinstitute im Grunde die gleichen Aufgaben, die sie noch erweiterten durch die Konstruktion von Wachstumsmodellen, um zu zeigen, wie man das Wachstum des Sozialprodukts, möglichst verbunden mit allseitiger Stabilität, stärkstens beschleunigen könnte.

Da nun die Produktion von 1924 bis 1929 sowie in den genannten zwei Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg mit nur relativ geringen Schwankungen ständig stieg, stieg entsprechend das Ansehen der Politökonomen. Staatsmänner, Kapitalisten, Wirtschaftspolitiker, wie vor allem auch die Politökonomen selbst glaubten, daß sie das Wirtschaftsgeschehen im Griff hätten – Politische Ökonomie als echte und effektive Herrschaftskraft über das Wirtschaftsgeschehen!

Als dann die diesen beiden Phasen folgenden zyklischen Überproduktionskrisen ausbrachen, erwiesen sich alle, die geglaubt hatten, die Wirtschaft im Griff zu haben, insbesondere aber die Politökonomen, als völlig hilflos. Die Politische Ökonomie wurde wieder zu dem, was die Engländer eine Dismal Science*, eine trüb-hilflose Wissenschaft nennen.

[142] Während auf Grund ökonomischer Gesetzmäßigkeiten und historischer Umstände die Welle ökonomischer Aktivität aufstieg, bildeten sich die bürgerlichen Politökonomen, die ebenfalls auf ihr saßen, ein, sie hätten sie durch ihre intelligenten Vorschläge hochgetrieben – und waren hilflos erstaunt, als die Welle, nachdem sie ihren Höhepunkt erreicht hatte, nun einem Tal zustrebte. Sie benahmen sich auf der aufsteigenden Welle wie Kosmonauten oder Astronauten, die mit ihren Armen flatternde Bewegungen machen und beglückt ausrufen: fliegen wir nicht großartig schnell! Aber Kosmonauten und Astronauten sind gebildete Technologen und kennen die Naturgesetze; sie wissen, daß nicht sie es sind, die fliegen, sondern ihr Raumschiff. Die bürgerlichen Politökonomen aber, die natürlich auch diese oder jene kleine Schraube richtig drehen, auch diesen oder jenen Hebel richtig bewegen können, haben keine Ahnung von den Hauptgesetzen der kapitalistischen Wirtschaft.

Und darum sind sie gegenwärtig in der traurigen Position, daß ihnen mal wieder keiner glaubt.

Wie anders ist die Position der Politökonomen in der sozialistischen Gesellschaft! Sie machen wahrlich auch Fehler, regen zu falschen Entscheidungen an, weil sie diese oder jene Schraube nicht richtig drehen, diesen oder jenen Hebel falsch handhaben. Aber sie haben ein richtiges Bild des Wirtschaftsgeschehens, sie und die für die letzten Entscheidungen in Partei und Staat Verantwortlichen, unter denen auch politökonomisch hoch Gebildete sind, haben das Wirtschaftsgeschehen wirklich im Griff. Sie kennen die Gesetze der sozialistischen Wirtschaft und nutzen sie, so wie der Naturwissenschaftler und Technologe die Gesetze der Natur kennt und nutzt.

Auch in der sozialistischen Gesellschaft kann der Politökonom als solcher heute keine andere Stellung haben als die eines wissenschaftlichen Beraters, da, so wichtig ökonomische Entscheidungen, sie niemals ausschlaggebend sein können. Sie sind heute zum Beispiel im Einzelnen (!) Sicherheitsentscheidungen untergeordnet und werden später einmal vielleicht im Einzelnen (!) Entscheidungen der kulturellen Entwicklung des Menschen untergeordnet sein. Darum müssen die letzten Entscheidungen politischen Gremien, die alle Seiten der gesellschaftlichen Entwicklung übersehen, vorbehalten sein. Aber stets wird der Politökonom in der sozialistischen Gesellschaft eine feste und geachtete Position haben, da er niemals Vertreter einer Dismal Science, einer trüb-hilflosen Wissenschaft ist.

Der Vertreter der Politischen Ökonomie in der kapitalistischen Gesellschaft ist im letzten Halbjahrhundert in seiner Position ständig den Konjunkturschwankungen unterworfen gewesen. Ging es aufwärts, so glaubte man ihm, ging es abwärts, so hatte man nur Mißtrauen oder gar Verachtung für ihn. Eine geradezu groteske Position. Fast umgekehrt zu der Situation des Arztes, über dessen Diagnosen und Heilmittel man gerne lächelt, wenn man gesund zu sein scheint,

* Geprägt vom viktorianischen Historiker Thomas Carlyle.

an den man sich aber ergeben vertrauensvoll wendet, wenn man krank ist, wenn man ihn braucht. Nochmals sei es wiederholt: Der Politökonom in der kapitalistischen Gesellschaft ist wahrlich in einer grotesken Position.

Wie fest und mit Vertrauen gesegnet ist dagegen die Position des Politökonomen in der sozialistischen Gesellschaft! Allerdings ist sie auch viel leichter, da er echt wissenschaftlich arbeiten, da er sich auf eine sich immer mehr entfaltende Wissenschaft [143] stützen kann. Niemals wurde in der sozialistischen Gesellschaft von dem Politökonom als dem Vertreter einer Dis- mal Science gesprochen, stets galt und gilt er als ein überaus wichtiger Miterbauer der sozialistischen Gesellschaft, der eine höchst verantwortliche Aufgabe hat.

Sie werden darum verstehen, welche Freude und Genugtuung es ist, ein Politökonom in der sozialistischen Gesellschaft zu sein.

Wissenschaft und Kunst

Ich möchte abschließend noch auf ein mir wichtig erscheinendes Problem eingehen, das viele kluge Menschen seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts – von Goethe über Marx und Engels bis in die Gegenwart – beschäftigt hat: das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. Das ist deshalb ein so bedeutsames Problem, da ja stets Wissenschaft und Kunst ein Ziel gemein hatten: die Wirklichkeit zu erkennen, ihr Wesen zu erfassen und so wiederzugeben, daß auch andere sie so sahen und verstanden wie der Wissenschaftler und Künstler.

Die Kunst ist nun viel älter als die Wissenschaft und war in der Erfassung der gesellschaftlichen Wirklichkeit bis zu Marx und Engels auch stets erfolgreicher als die Gesellschaftswissenschaften. Welches gesellschaftswissenschaftliche Werk könnten wir in der Erfassung der Probleme der griechischen Polis neben die Tragödien von Aischylos, Sophokles und Euripides stellen? welches gesellschaftswissenschaftliche Werk spiegelt den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus so wider wie die Dramen Shakespeares? welches das junge Bürgertum, auch mit all den Problemen, die es für den Künstler bringt, wie das Werk Rembrandts, welches die heranreifende bürgerliche Gesellschaft Frankreichs wie die Romane Balzacs, welches das Rußland zu Beginn des 19. Jahrhunderts wie Tolstois „Krieg und Frieden“? Kein gesellschaftswissenschaftliches Werk kann an ihre Seite gesetzt werden.

Mit dem Werk von Marx und Engels ziehen die Gesellschaftswissenschaften zum ersten Male in der ganzen Tiefe der Erfassung der gesellschaftlichen Realität mit den Künsten gleich.

Aber nicht zu jeder Zeit und auf allen Gebieten. Ich meine, daß noch kein Historiker Scholchows „Stillen Don“ in der Tiefe der Erfassung des Bürgerkrieges in Sowjetrußland erreicht hat, während umgekehrt zahlreiche Historiker der letzten dreißig Jahre tief in die Geschichte der Antike eingedrungen sind, unsere Künstler aber, einschließlich der Romanschriftsteller, sich kaum mit ihr beschäftigt haben.

In der Deutschen Demokratischen Republik sind, so meine ich, die Schriftsteller den Gesellschaftswissenschaftlern voraus, weil sie unsere gegenwärtige Gesellschaft – bewußt oder unbewußt Hegel und Marx folgend, das heißt sich der dialektischen Methode bedienend – viel klarer als Einheit von Widersprüchen sehen, weil die Handlung in ihren Romanen viel stärker durch Konflikte und Widersprüche bewegt und diese einer konstruktiven Lösung entgegengeführt werden, so wie es der sozialistischen Realität entspricht.

Ein Wettbewerb zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Perzeption um die [144] besten Leistungen in der Erfassung der sozialistischen Realität, mit dem Ziel, sie zum Wohle der Menschen immer besser zu gestalten, ist ein Ideal, dem wir zustreben. Das aber erfordert, daß der Wissenschaftler auch zur künstlerischen Perzeption, der Künstler zur wissenschaftlichen Perzeption erzogen wird. So weitet sich auch unser Streben zur Ausbildung von interdisziplinär gebildeten Gesellschaftswissenschaftlern zu dem des Gesellschaftswissenschaftlers, den auch

seine Fähigkeit zur künstlerischen Perzeption bei der allseitigen und tiefen Aneignung der sozialistischen Realität unterstützt – ein Ideal, dem wir noch recht fern sind, dem wir uns aber in der letzten Zeit doch schon um einige gewichtige Schritte genähert haben.

Wir sind uns sehr wohl bewußt der Tatsache, daß das „Kommunistische Manifest“ wirkt nicht nur durch seine bezwingende wissenschaftliche Analyse, nicht nur durch die Großartigkeit seiner Sprache, sondern auch durch seine künstlerische Schau – etwa bei der Gegenüberstellung des schön und edel und rührend verschleierte Feudalismus mit dem nackten und häßlichen Kapitalismus. Auch sollten wir uns daran erinnern, daß der so große Mathematiker und Physiker Dirac gemeint hat, keine Formel sei wirklich richtig, die nicht auch schön sei. Und ist es nicht auch von Bedeutung, daß die Griechen unter den neun Musen eine hatten, Clio, die sich ganz einer Gesellschaftswissenschaft, nämlich der Geschichte, widmete, während für die Naturwissenschaften höchstens eine halbe Muse da war, da Urania ihren Namen mit Aphrodite, der Göttin der Liebe, teilte und das weidlich ausgenutzt haben soll.

Mit dieser letzten Überlegung, die uns wieder in die ersten Anfänge der Gesellschaftswissenschaften zurückgeführt hat, möchte ich meine Ausführungen schließen. [145]

2. Der Wissenschaftler in seiner gesellschaftlichen Verantwortung*

Einleitende Überlegungen

Die Position des Wissenschaftlers ist in jeder Gesellschaft objektiv und subjektiv bestimmt: objektiv durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen der Wissenschaftler wirkt; subjektiv durch seine eigene Stellungnahme zu den gesellschaftlichen Verhältnissen.

Der Wissenschaftler ist verantwortlich für seine eigene Stellungnahme und muß sich als Bürger mitverantwortlich für die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sein Wirken bestimmen, fühlen.

Der Wissenschaftler kann sich selbstverständlich jeder Verantwortung entziehen, aber was ihm unmöglich ist, das ist, gesellschaftlich unwirksam zu sein. Denn jede wissenschaftliche Leistung hat ihre gesellschaftliche Wirkung, genau wie jede gesellschaftliche Bewegung letztlich ihre Wirkung auf die Wissenschaft hat.

Die Wissenschaft hat stets als eine doppelte Kraft in der Gesellschaft gewirkt:

Einmal als Produktivkraft, als Kraft zur Stärkung der materiellen Produktion, und sodann als Herrschaftskraft, als Kraft zur Ordnung der Gesellschaft. Das heißt, die Wissenschaft hat stets große Aufgaben sowohl hinsichtlich der Basis wie auch des Überbaus gehabt.

Überblicken wir die Entwicklung der Gesellschaft der letzten 20.000 Jahre, dann kann man folgendes feststellen:

Zunächst wirkte vor allem die Erfahrung als Produktivkraft in Landwirtschaft und Handwerk, während vor allem Religion und später Kunst als Kraft zur Ordnung der Gesellschaft dienten.

Das änderte sich, als die Mehrprodukt-Produktion auszureichen begann, um eine staatliche Gemeinschaft mit weit verbreitetem privaten Eigentum an Produktionsmitteln zu bilden, und eine herrschende Klasse, befreit von der Handarbeit, Zeit und Muße fand, Wissenschaft zu entwickeln.

Dabei wurde zunächst die Gesellschaftswissenschaft ausgestaltet. Allein schon die Eigentums-sicherung, die Sicherung des Rechtes auf privates Eigentum an Produktionsmitteln erforderte die Ausbildung eines oft bereits in frühen Zeiten komplizierten Rechtssystems, aus dem sich dann eine entsprechende Wissenschaft entwickelte.

Die Herausbildung großer Reiche erforderte die Ausgestaltung einer praktisch effektiven Verwaltungs- und Abgabewissenschaft.

[146] Die Sicherung der Tradition und des Personenkults sowie die Durchsetzung einer Klassenpolitik erforderten auch die Anfänge einer Geschichtswissenschaft.

All das bereits vor den Leistungen des griechischen Volkes, die für uns einen Markstein darstellen und die von Marx und Engels als so einzig in aller Geschichte der Menschheit betrachtet werden, weil ein so kleines Volk auf allen Gebieten des Überbaus so Besonderes leistete.

Wenn wir den Stand der Entwicklung der Wissenschaft in der frühen Geschichte der Menschheit an ihrer Qualität in Griechenland messen, dann können wir feststellen, daß sich zwar die Kunst auf einem einzig hohen Niveau befand – Marx las jährlich eben Äschylos und nicht Thukydides oder Demokrit. Gleichzeitig können wir aber bemerken, daß auch die Gesellschaftswissenschaften ein sehr hohes Niveau erreicht hatten. Es paßte durchaus in die Verhältnisse, wenn Plato meinte, daß die Philosophen die Gesellschaft leiten sollten. Wie genau diese Idee der damaligen Zeit entsprach, dafür gibt es zwei Beweise: einmal die Tatsache, daß nicht wenige Staatsmänner sich als Philosophen ausgaben, und sodann die Tatsache, daß gleichzeitig zahlreiche Philosophen als Staatsfeinde, gewissermaßen als gefährliche Konkurrenten der

* Vortrag in der Sektion „Journalistik“ der Karl-Marx-Universität, 13.7.1976.

Staatsmänner, verfolgt wurden. Man soll schließlich nicht vergessen, daß Sokrates der Giftbecher gereicht wurde, daß Plato in die Sklaverei verkauft worden war und Aristoteles im Alter aus Athen fliehen mußte, während etwa Alcibiades sich als Schüler des Sokrates bekannte und Alexander der Große ein Schüler von Aristoteles war und sich lange auch als ein solcher fühlte.

Die Naturwissenschaften aber blieben im Gegensatz zu den Gesellschaftswissenschaften etwas zurück. In Griechenland ersetzten sie die Erfahrung vor allem auf den Gebieten des Schiffsverkehrs und der Landvermessung mit Hilfe der Mathematik. In der Produktion aber wirkten sie noch kaum als Kraft. Hier kam der entscheidende Vorstoß in der Renaissance und noch einmal in der Industriellen Revolution.

Das heißt, die Frage der Verantwortung des Wissenschaftlers steht für die Gesellschaftswissenschaftler, etwa auf dem Rechtsgebiet, seit annähernd 5000 Jahren, für die Naturwissenschaftler – mit relativ wenigen Ausnahmen – erst seit etwa 500 Jahren. Welchen Charakter aber hat diese Verantwortung?

Eine zu leichte Lösung

Wir hatten gesagt, daß die Wissenschaft durch die Erkenntnis der Realität zwei Hauptzwecken dient: einmal die Produktivkraft der Menschheit zu heben und sodann die gesellschaftlichen Verhältnisse bestens zu ordnen – „bestens“ entweder von einem bestimmten Klassenstandpunkt oder von einem in aller Menschengeschichte letztlich gleichem Wunsch, daß alle glücklich sind, wie im Paradies oder im Himmel oder heute, als Vorschau, wie im vollendeten Kommunismus. Dabei ist ein bestimmter, und zwar recht hoher Grad der Verwirklichung des ersten Hauptzweckes natürlich die Voraussetzung für die Erfüllung des zweiten.

Die Verantwortung des Wissenschaftlers wird nun von manchen darin gesehen, daß die Wissenschaftler nur Arbeiten durchführen dürfen und sollen, die direkt oder in-[147]direkt dem allgemeinen Wohl dienen. Der Wissenschaftler soll eine Art Hippokratischen Eid leisten, daß er nur wissenschaftliche Arbeiten unternimmt, deren Resultate der Menschheit zur Hebung der Produktivität ihrer Arbeit oder zur Besserung ihrer gesellschaftlichen Ordnung dienen – bzw., als Minimum, diesem Dienst in keiner Weise schaden.

Das klingt sehr einfach und schön. Aber selbstverständlich kann kein erfahrener Wissenschaftler solch eine Verantwortung übernehmen.

Man bedenke folgendes:

Der englische Biologe A. W. Galston nannte seine Untersuchungen der Pflanzenhormone „eine recht harmlose Art, die Zeit zu verbringen“.⁶ Er ahnte nicht, daß er „Grundlagenforschung“ für den amerikanischen Krieg gegen Wälder und Felder zur Aushungerung der Bevölkerung in Vietnam betrieb.

Leitenberg macht darauf aufmerksam, welch ganz große Bedeutung ozeanographische Studien heute für den Unterseekrieg gewonnen haben.⁷

In den zwanziger Jahren bemerkten Corson und Stoughton bei ihren Untersuchungen von Orthochlorobenzyliden-malonitril, daß dieses Tränen hervorrufe. In den fünfziger Jahren entwickelten englische Forscher im Auftrage des Kriegsministeriums unter Benutzung dieser Entdeckung das berüchtigte Tränengas CS, das dann von den Amerikanern so brutal in Vietnam benutzt wurde.⁸

Stephen und Hilary Rose lehnen es mit Recht ab, Corson und Stoughton für die Benutzung des Tränengases CS in Vietnam verantwortlich zu machen. Und wer von uns würde Galston für die

⁶ H. and St. Rose, Science and society, Harmondsworth 1971, S. 217.

⁷ M. Leitenberg, The classical scientific ethic and strategic-weapons development, in: „Impact of science on society“, Vol. XXI, No. 2, April-June 1971, UNESCO Paris, S. 130.

⁸ Vgl. dazu St. and H. Rose, The myth of the neutrality of science, ebendort, S. 144 f.

Zerstörung der Natur in Vietnam verantwortlich machen? Wir müßten dann nicht nur Rutherford und Einstein für die Atombombe, sondern, wie die Roses schreiben, „praktisch alle Chemiker, Physiker, Mathematiker und Biologen, die in diesem Jahrhundert Forschungsergebnisse veröffentlicht haben, zur Verantwortung ziehen.“⁹

Ist es dann aber richtig, wenn viele fortschrittliche Wissenschaftler die Auffassung vertreten: Kein Wissenschaftler kann der Verantwortung für sein Werk und für den Gebrauch, den man von ihm macht, entgehen?

Ich halte diese Auffassung für grundfalsch. Denn kein Wissenschaftler kann die Nutzung seiner wissenschaftlichen Forschungsergebnisse und erst recht nicht all die künftigen wissenschaftlichen Erkenntnisse, zu denen seine Forschung Anregung gibt, übersehen.

Das heißt, es gibt zwei Gründe, warum der Wissenschaftler keinen Hippokratischen Eid leisten kann: Der eine Grund liegt in der Begrenztheit seines Wissens um die Bedeutung, um die Auswirkungen seiner neuen Erkenntnisse auf die Weiterentwicklung der Wissenschaft; das ist ein objektiver Grund, der in der Schwäche der menschlichen Denkfähigkeiten seine Ursache hat. Der andere Grund liegt darin, daß kein [148] Wissenschaftler voraussehen kann, welchen Gebrauch oder Nichtgebrauch die Gesellschaft von seinen Erkenntnissen macht; das ist ebenfalls ein objektiver Grund, der in dem Widerspruch zwischen den Interessen oder den Absichten des einzelnen Wissenschaftlers und der Gesellschaft seine Ursache hat.

Der einzige Hippokratische Eid, den meiner Ansicht nach der Wissenschaftler schwören könnte, lautet darum: Ich werde keine wissenschaftlichen Arbeiten unternehmen, von denen ich übersehen kann, daß sie der Menschheit nur schaden. Ein solcher Eid wäre aber kaum mehr als eine freundliche Geste.

Der Klassenstandpunkt

Insbesondere weil „der Menschheit schaden“ natürlich ein klassenmäßig bedingtes Urteil voraussetzt.

Wer wird bestreiten wollen, daß zum Beispiel zahlreiche Wissenschaftler, die für das Militär der NATO arbeiten, sich einbilden, der Menschheit nützliche Arbeit zu leisten.

Und was heißt überhaupt, der Menschheit schaden? Seit wann ist der Fortschritt der Menschheit, ihrer Gesellschaft, nicht mit unerhörten Opfern, ja man muß sagen, auf Kosten der Werktätigen geschehen?

Erst seit ganz kurzem beginnen wir den Aufbau einer Gesellschaftsordnung, der sozialistischen, der zwar auch noch große Opfer von den Werktätigen erfordert, da der Kapitalismus noch stark und verbreitet ist, der aber allen Menschen in dieser Gesellschaftsordnung eine schöne Zukunft sichert, deren Schein schon über dem Heute leuchtet und deren Aufbau so vielen das Glücksgefühl eines wahrhaft nützlichen Lebens gibt.

Wenn aber kaum weniger als die Hälfte aller Naturwissenschaftler und Technologen in der Welt des Sozialismus – genau wie in der des Kapitalismus – mit der Herstellung von Zerstörungsmitteln, mit Militärwissenschaft im weitesten Sinn des Wortes beschäftigt sind, mit der Suche nach Erkenntnissen, die geeignet sind, einen Großteil der Menschheit zu vernichten, was für einen Hippokratischen Eid soll der Wissenschaftler selbst im Sozialismus leisten?

Man mag sagen: Der Eid soll lauten: Wir wollen unsere Wissenschaft dem Aufbau des Sozialismus und der Sicherung dieses Aufbaus widmen.

Ein schöner, ein fortschrittlicher Eid.

⁹ Ebendort, S. 145.

Aber ist dieser Eid verschieden von dem des Soldaten, des Polizisten, des Richters? Ja, ist er verschieden von dem irgendeines anderen fortschrittlichen Menschen in der sozialistischen Gesellschaft?

Auf der Wahlberichtsversammlung des Bezirks Berlin der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands behandelte der Genosse Hermann Kant, meiner Ansicht mit Recht, mit freundlicher Ironie eine Passage im Programmentwurf für den IX. Parteitag, in dem davon gesprochen wird, daß man die Künstler mit einfühlendem Verständnis behandeln müßte. Er meinte, daß die Schriftsteller nicht verschieden seien von anderen Menschen, und daß man alle Menschen mit einfühlendem Verständnis behandeln müßte.

[149] Genau so möchte ich sagen: Warum sollen gerade die Wissenschaftler einen Hippokratischen Eid leisten? Kann ein solcher Eid anders lauten als der jedes anderen fortschrittlichen Menschen im Kapitalismus, wo er sich gegen die Herrschaft der Monopole richten muß? kann er anders lauten, als der jedes anderen sozialistischen Menschen in unserer Gesellschaftsordnung, in der er sich auf den Aufbau des Sozialismus richten muß?

Die Verantwortung für das Thema

Das heißt jedoch nicht, daß nicht jeder gesellschaftlich tätige Mensch seine besonderen Verantwortungen hat, die mit seinem Beruf zusammenhängen. Der Feuerwehrmann hat die Verantwortung, stets bereit zu sein, um Feuer zu löschen, und zu sehen, daß die Feuerlöschwerkzeuge jeder Zeit effektiv einsatzfähig sind. Der Gärtner trägt die Verantwortung dafür, daß gesellschaftlich verlangte Pflanzen sorgsam gepflegt aufwachsen.

Die Verantwortung des forschenden Wissenschaftlers beginnt mit der Wahl eines Themas, das gesellschaftlich nützlich erscheint, dessen Forschungsergebnisse ihm für die Gesellschaft früher oder später nutzbringend zu sein scheinen.

Man glaube nicht, daß im Sozialismus ihn die Planung, soweit er nicht selbst an ihr beteiligt ist, einer solchen Verantwortung enthebt. Denn einmal läßt die Planung ihm heute einen großen Spielraum in der Wahl des spezifischen Themas, und sodann kann auch in die Planung sich ein Fehler einschleichen, und dann trägt er die Verantwortung, wenn er diesen Fehler gedanken- und widerspruchslos mitmacht.

Die Wahl des Forschungsthemas ist eine zutiefst parteiliche, eine Klassenfrage – auch wenn der Forscher gelegentlich einer Sache nachgeht, von der er sich keinen großen Nutzen für die Gesellschaft versprechen kann, die er aus reiner Liebhaberei betreibt ... dann macht er gewissermaßen zeitweise Ferien von der Gesellschaft, was ebenso erlaubt ist, wie Ferien von der Arbeit, um zu ruhen, zu träumen, Schönheit zu genießen – wenn er sich klar darüber ist, daß es sich eben um Ferien handelt.

Entscheidend ist immer, daß der Wissenschaftler stets um die gesellschaftliche Verantwortung für die von ihm erforschte Thematik weiß.

Die Verantwortung bei der Bearbeitung des Themas

Hat der Wissenschaftler sein Thema festgelegt und geht er an die Analyse der Tatsachen, dann hat er nur eine einzige Verantwortung: die Wahrheit zu suchen. Er hat die Bedürfnisse der Gesellschaft und sich selbst zu vergessen. Er hat nur ein Ziel, sich die Realität anzueignen, das heißt, die Wahrheit zu finden.

Wir lehnen heute die einst von nicht wenigen Marxisten vertretene Ansicht einer sozialistischen Physik oder Biologie ab. Aber viele Marxisten glauben noch an eine sozialistische Politische Ökonomie (nicht zu verwechseln mit einer Politischen Ökonomie des Sozialismus!, die es natürlich genau wie eine Politische Ökonomie des [150] Kapitalismus, des Feudalismus etc. gibt), glauben noch an eine sozialistische Geschichtsschreibung usw. Genauso, wie es nur eine Physik

als Wissenschaft gibt, kann es nur eine Politische Ökonomie, eine Philosophie, eine Geschichtsschreibung als Wissenschaft geben. Daß die Sozialisten Marx, Engels, Lenin die Grundlagen der Gesellschaftswissenschaften vollendeten, ist historisch-ideologisch bedingt, und wir dürfen von den echten, wirklich die Gesetze der gesellschaftlichen Bewegung erkennenden Gesellschaftswissenschaften auch als von marxistischen oder marxistisch-leninistischen Wissenschaften sprechen. Aber sie werden dadurch ebensowenig sozialistische Wissenschaften, wie die euklidische Geometrie eine Sklavenhalter-Geometrie ist. Die Wissenschaft ist neutral insofern, als $2 + 2$ in allen Gesellschaftsordnungen 4 ist oder das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate zwar von Sozialisten entdeckt wurde, aber lange vor seiner Entdeckung wirkte und als Entdeckung ein fester Bestandteil der (nicht irgendeiner) Politischen Ökonomie wurde. Die Wissenschaft im beschränkten Sinne als System von Erkenntnissen, betreffend Tatsachen, Beziehungen, Gesetze, ist als Wahrheit, als korrekte Widerspiegelung der Realität neutral – was nichts damit zu tun hat, daß zahlreiche Entdeckungen von Zusammenhängen und Gesetzen nur in ganz bestimmten gesellschaftlichen Zusammenhängen möglich waren und sind und daß zahlreiche Erkenntnisse nur unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen oder von bestimmten Klassen praktisch angewandt werden können.

Wenn Wissenschaftler seit Jahrtausenden bis in die Gegenwart und bis in alle Zukunft davon sprechen, daß sie bei ihrer Arbeit der edle Trieb zur Wahrheitsuche beseelt, sie völlig und ausschließlich gefangen nimmt, dann bezieht sich das genau auf diesen Prozeß der Analyse der Realität, auf dieses Ringen um die Aneignung der Realität.

Wissenschaft an sich, für sich, sowie an und für sich

Niemand, der den ersten Band des „Kapital“ gelesen hat, wird die großartige Charakterisierung der Maschinerie vergessen haben: „Da also die Maschinerie an sich betrachtet die Arbeitszeit verkürzt, während sie kapitalistisch angewandt den Arbeitstag verlängert, an sich die Arbeit erleichtert, kapitalistisch angewandt ihre Intensität steigert, an sich ein Sieg des Menschen über die Naturkraft ist, kapitalistisch angewandt den Menschen durch die Naturkraft unterjocht, an sich den Reichtum des Produzenten vermehrt, kapitalistisch angewandt ihn verpaupert usw. ...“¹⁰

Marx spricht von der Maschinerie „an sich“, die es natürlich niemals in der Realität gibt, denn in der Realität ist die Maschine stets an einen durch die Gesellschaftsformation bestimmten („für sich“) Gebrauch gebunden. Und doch ist dieser Begriff des „an sich“ wichtig, denn er ermöglicht uns, uns klar darüber zu werden, wie verschieden der Gegenstand „an sich“ gebraucht werden kann, welche Möglichkeiten er enthält.

Und so ist es auch richtig, von der wissenschaftlichen Erkenntnis „an sich“ zu sprechen. Als Analyse von Tatsachen, Bewegungen, Zusammenhängen und Gesetzen [151] ist die Wissenschaft den verschiedensten, zum Teil antagonistischen, Zwecken („für sich“) dienstbar.

Aber natürlich gibt es in der Realität ebensowenig eine wissenschaftliche Erkenntnis „an sich“ wie eine Maschine „an sich“. Beide werden unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen („für sich“) entwickelt und unter ganz konkreten Produktionsverhältnissen angewandt.

Jedoch unterliegt auch das „an sich“ einer wissenschaftlichen Erkenntnis einer historisch-gesellschaftlichen Wertung insofern, als es sich zwar in ein sehr verschiedenes „für sich“ kleidet, um „Realität“ zu werden, als aber im Grunde nur *ein* „für sich“ zu ihm paßt, nämlich das Fortschritt bringende. Darum verwandelt der Sozialismus jedes durch ein „für sich“ „Realität“ gewordenes „an sich“ in ein, wie Hegel und Marx sagen würden, „an und für sich“.

Die Erkenntnis der Kernspaltung ist an sich ein völlig neutrales Resultat wissenschaftlicher Forschung, das die Bändigung der Atomenergie erlaubt. Sie kann zur Herstellung von Atombomben ebenso wie zur Herstellung von Atomkraftwerken dienen.

¹⁰ K. Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 465.

Zum Unglück der Menschheit wurde sie zu einer Zeit entdeckt, als noch der Imperialismus die Welt, mit Ausnahme des Gebietes der Sowjetunion, beherrschte. Zum Unglück der Menschheit folgte der Entdeckung ein Weltkrieg, und so wurde sie zur Herstellung der Atombombe verwandt.

Die wissenschaftliche Erkenntnis und technologische Leistung der Atombombe, die ein „für sich“ des Monopolkapitals wurde, wurde jedoch in den Händen der Sowjetunion in ein „an und für sich“ insofern verwandelt, als, wenn sie, einmal geschaffen, überhaupt einen fortschrittlichen Sinn haben sollte, sie ihn in den Händen der Sowjetunion zur Verteidigung des Sozialismus erhielt. Aber sie erhält diesen Sinn weder durch ihren wissenschaftlichen Inhalt noch durch die Wissenschaftler, sondern allein durch die Gesellschaftsordnung, die sich ihrer bemächtigte, und an dieser Gesellschaftsordnung bauen heute die Wissenschaftler ebenso wie die Schlosser oder die Verkäuferin in einer Konditorei.

Mißtrauen gegen die Wissenschaft

Der Mißbrauch der Resultate gesellschaftsordnungsneutraler Forschung hat zu falschen Auffassungen gerade auch bei zahlreichen fortschrittlichen bürgerlichen Wissenschaftlern hinsichtlich des Charakters der Wissenschaft geführt: So lehnt etwa der englische Wissenschaftler und Verfasser guter Wissenschaftler-Romane C. P. Snow die „Lehre von der ethischen Neutralität der Wissenschaft“ schärfstens ab. „Ich kann sie auch nicht für einen Moment akzeptieren“ erklärt er.¹¹

Überhaupt macht sich eine Welle ethischer Wertung und, von dort fortschreitend, des Mißtrauens in die Wissenschaft in der westlichen Welt breit.

Vorbei sind die Zeiten, an deren Anfang Bacon stand, der so sicher war, daß [152] Wissenschaft gewissermaßen automatisch Fortschritt bringen müsse und dem Menschen wohltue. Mit Recht bemerkte Frédéric Joliot-Curie:

„Vor einigen Generationen zweifelte man nur selten ernstlich daran, daß die Wissenschaft, eine Offenbarung der höchsten Eigenschaften des menschlichen Geistes, die ergiebigste Quelle materiellen und geistigen Segens wäre. Sicher fand die Popularisierung der wissenschaftlichen Kenntnisse immer mächtige Feinde in den Verfechtern mystischer Imperative und in denjenigen, deren Profite und Privilegien verlangten, daß sie die Wesen, die sie beherrschten, in ängstlicher Unwissenheit hielten. Trotz der ernststen Schwierigkeiten und Ungerechtigkeiten, die auf den Mißbrauch des wissenschaftlichen Fortschritts zurückzuführen sind, nahm das Vertrauen des Volkes zur Wissenschaft unaufhörlich zu.

Die Geschichte der letzten fünfzig Jahre hat gesehen, wie sich diese allgemeine Einstellung zur Wissenschaft zusehends änderte. Immer häufiger kommen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts angesichts gewisser verhängnisvoller Folgen der Wissenschaft Unruhe und Besorgnis zum Ausdruck. Die jüngsten Ereignisse im Zusammenhang mit der Atombombe haben die allgemeine Bestürzung im Hinblick auf die Wissenschaft noch vermehrt und diese Bestürzung sogar auf die Gelehrten selbst übertragen.“¹²

Eine neue Verantwortung des Wissenschaftlers

In dieser Situation hat der Wissenschaftler heute eine neue Verantwortung – neu in dem Sinne, als er zwar in frühen Zeiten die gleiche Aufgabe im Kampf gegen Religion und Aberglauben hatte, ihrer aber doch in hohem Maße während der letzten 100 Jahre enthoben war: Er muß wieder die gesellschaftliche Rolle der Wissenschaft verteidigen, indem er sie erklärt.

Selbstverständlich sind alle Wissenschaften, ganz gleich ob es sich um Natur- oder Gesellschaftswissenschaften handelt, politisch und somit parteilich, sobald Fragen der Philosophie,

¹¹ . P. Snow, Public affairs, London 1971, S. 189.

¹² F. Joliot-Curie, Wissenschaft und Verantwortung, Berlin 1962, S. 161.

wie Lenin es einmal nennt, sobald Fragen von gesellschaftlicher Bedeutung nach der Analyse in die Schlußfolgerungen einfließen. Und jeder Wissenschaftler ist voll verantwortlich für die Schlußfolgerungen, die er zieht.

Weiter: so wenig verantwortlich der einzelne Wissenschaftler als solcher für die Nutzung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse durch die Gesellschaft ist – niemand wird Otto Hahn und Lise Meitner für die Atombombe verantwortlich machen –, so groß ist seine Verantwortung für die Aufklärung über die Nutzungsmöglichkeiten seiner Erkenntnisse, soweit er sie übersehen kann.

Aber hier ist schon fraglich, ob er diese Aufklärungsarbeit als Wissenschaftler leistet. Zuerst wohl als Wissenschaftler, auf Grund seiner Fachkenntnisse, aber schnell kann sie auch von anderen aufgenommen werden, und der Wissenschaftler reiht sich einfach als gesellschaftlich bewußter Mensch wie jeder andere in die große Schar der Aufklärer ein.

[153] Und schließlich muß der Wissenschaftler in einer solchen Situation des Mißtrauens in die Wissenschaft als Apologet im guten alten positiven Sinne des Wortes für die Wissenschaft auftreten. Das heißt, er muß erklären, was der Nutzen der Wissenschaft ist, und von diesem Nutzen scharf abgrenzen den Mißbrauch der Wissenschaft.

Unendlich vieles verdankt die Menschheit der Wissenschaft, und man muß ihre Entwicklung fördern und pflegen, damit die Menschheit voranschreiten kann.

Gleichzeitig und gerade deswegen muß der Wissenschaftler sich aber auch vor unberechtigten Ansprüchen an sie schützen.

Wie oft hat man die marxistischen Politökonomen des Kapitalismus lächerlich gemacht, weil sie zyklische Überproduktionskrisen im Kapitalismus zu früh oder zu spät angezeigt haben, wie oft wirft man den Wissenschaftlern unter unseren Außenhändlern und diesen selbst vor, daß sie Absatz im Export und Preise auf dem Weltmarkt für das nächste Planjahr falsch vorausgesagt haben.

Eine Tragik des Wissenschaftlers?

Selbstverständlich verlangt unsere Partei- und Staatsführung von den Gesellschaftswissenschaftlern, insbesondere den Politökonomen, auch Leistungen, die sie als Wissenschaftler nicht vollbringen können. Sie verlangt zum Beispiel von ihnen relativ kurzfristige Prognosen hinsichtlich der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft, die unmöglich sind, da die kapitalistische Wirtschaft anarchisch ist.

Wie vergeblich hat sich schon Marx bemüht, den Ausbruch von Wirtschaftskrisen vorauszusagen! aber entbindet diese Tatsache der Unmöglichkeit solcher Voraussage der Pflicht, der Parteiführung, ja der Öffentlichkeit mitzuteilen, sobald wir auf Grund der wissenschaftlichen Beobachtung der kapitalistischen Wirtschaft die Ahnung, das Gefühl haben, daß eine Krise ausbrechen wird? Natürlich nicht! nur müssen wir das mit der notwendigen Vorsicht tun, als wissenschaftliche Ahner, eine Funktion, die voll tiefster Widersprüche ist.

Wenn marxistische Politökonomen das auf Grund der Erfahrungen der Vergangenheit nicht tun, dann werden sie zweifellos viel seltener Unrecht haben als die gewissenhaften Warner vor einer Krise, sie werden seltener wissenschaftlich geirrt haben, ihr Ruf wird ein besserer sein.

Eine Tragik des Politökonomen als Wissenschaftler? Vielleicht. Aber keine Tragik des Politökonomen als Sozialisten, als Kämpfers für den Fortschritt in der sozialistischen Gesellschaft.

Viel ernster noch ist die Situation für unsere Außenhandelsplaner, die zum Beispiel so vielfach in ihren Voraussagen für 1975 sowohl hinsichtlich der Preise auf dem Weltmarkt wie auch der Ausfuhrmöglichkeiten „versagt“ haben. Man möchte versagt so gerne in dreifache Anführungsstriche setzen – denn sie hatten eine unlösbare Aufgabe vor sich, während die Partei- und Staatsführung natürlich völlig recht hatte, von ihnen, sogar recht präzise, Voraussagen zu verlangen.

Denn wie soll man einen Plan aufstellen ohne Planung des Außenhandels mit der Welt des Kapitalismus?

Ich bin dieser Problematik schon vor fast einem halben Jahrhundert begegnet, als [154] ich ein kleiner Wirtschaftsberater der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin war, und man von uns erwartete, daß wir Voraussagen über Preise, Zinsen usw. in der nächsten Zeit machen.

Ich schlug damals folgendes Vorgehen vor: Erstens: Was den Außenhandel und die Kreditmöglichkeiten betrifft, so ist dies das einzige Gebiet, auf dem jeder gesunde Optimismus vom Standpunkt der Sowjetunion ungerechtfertigt ist, denn eine Überschätzung der Möglichkeiten kann viel mehr Schaden anrichten als eine Unterschätzung. Zweitens: Eine Formulierung wie „die wahrscheinlichste Entwicklung ist die folgende“ hat keine Basis in der Lehre des Marxismus-Leninismus. Meine Formulierung damals war: „Wir müssen unter den Möglichkeiten, die wir für relativ wahrscheinlich halten, diejenige aussuchen, deren Nichteintreffen den geringsten Schaden anrichtet“.

Meiner Ansicht nach ist das auch heute noch ein richtiges Vorgehen für diese Art von Problemen. Es setzt eine Kenntnis der Grenzen der Wissenschaft voraus, den Mut, diese Grenzen zu überschreiten, und eine genaue wissenschaftliche Studie der Richtung und der Weite des Weges, in der der Wissenschaftler die Grenzen der Wissenschaft überschreiten darf. Eine höchst verantwortliche wissenschaftliche Haltung jenseits der Grenzen der Wissenschaft!

Mut

Immer muß der Wissenschaftler Mut haben, wenn er seiner Aufgabe, die Wissenschaft zum Nutzen der Menschheit zu entwickeln, nachkommen will. Mut im Sinne von Charakter und Konsequenz. Der Mut kann mit Vorsicht wie bei Descartes oder mit Schlauheit wie bei Brechts Galilei gepaart sein.

Mut gehört dazu, neue Wege in der Wissenschaft zu gehen. Doppelter Mut: Einmal der Mut, wohlvertraute Wege und als gesichert angesehene Erkenntnisse aufzugeben. Und sodann der Mut, die neuen Erkenntnisse gegenüber den alten vor den anderen Wissenschaftlern, allgemein vor dem gesellschaftlichen Establishment, zu vertreten.

Mut gehört aber auch dazu, alte Erkenntnisse, die man für gesichert hält, gegen eine viele überzeugende sogenannte neue Erkenntnis zu verteidigen.

Solch Mut ist in allen Gesellschaftsordnungen notwendig.

Dazu kommt in der letzten Phase von Ausbeutergesellschaften der Mut, neue Erkenntnisse gegen die Interessen der zum Untergang verurteilten herrschenden Klasse bekanntzugeben und sie zu verteidigen und durchzusetzen.

Und dann gibt es noch einen Mut, einen tragischen Mut, der selten in der Geschichte ist: Der Mut, gegen die jugendfrische oder zumindest noch fortschrittliche herrschende Klasse mit den Ideen der Nachfolgeklasse aufzutreten. Engels nennt das: in der Geschichte „vorprellen“. Gedanken, Erfindungen vorzutragen bzw. vorzuzeigen, die nicht in die Zeit passen, die historisch vorausseilen und zum Scheintod verurteilt sind, bis eine weit spätere Zeit sie wieder aufnimmt.

Jede dieser Arten von Mut ist ein Teil der Verantwortung, die der Wissenschaftler [155] gegenüber der Wissenschaft und der Gesellschaft, gegenüber dem Fortschritt haben muß.

Nicht jeder Wissenschaftler verfügt über Kühnheit. Kühnheit ist eine Gabe. Mut aber ist eine Charaktereigenschaft, die anerzogen werden kann und muß.

Verantwortung für sich persönlich

Zuletzt sei noch eine wichtige Verantwortung des Wissenschaftlers genannt: Die Verantwortung für sich persönlich, für seine Fitneß, für seine stets höchste Fähigkeit zur Arbeit.

Dabei muß man zwei Hauptgebiete dieser Bemühung unterscheiden.

Einmal das, was ich die physische, die materielle Seite nennen möchte: Die Notwendigkeit, ein Leben im Alltag zu führen, das die geistigen Fähigkeiten nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern sie, wenn möglich, steigert. Man kann all das zusammenfassen in die Forderung an den Wissenschaftler, ein gesundes, diszipliniertes Leben zu führen, etwa in der Richtung, wenn auch nicht so streng, wie die Sportler.

Sodann das, was ich die realitätswache Seite des Lebens nennen möchte: Der Wissenschaftler muß, je nach seinem Arbeitsgebiet, bei sich für eine ganz enge Verbindung mit der Realität des Lebens sorgen. Wenn ich zum Beispiel daran denke, welche Rolle die Widersprüche der gesellschaftlichen Entwicklung in unseren Romanen spielen und wie die Widersprüche durch Kontinuität, Harmonie, Glattheit, das heißt Fernhaltung der Realität in so manchen unserer gesellschaftswissenschaftlichen Arbeiten verdrängt werden – wenn ich daran denke, wie wenig sich so manche Naturwissenschaftler darum kümmern, daß ihre trefflichen Experimente im Laboratorium in der rauen Praxis der Produktion versagen ... dann muß man doch erschrecken über die geringe Verbindung, die so gar nicht wenige Wissenschaftler zur Realität haben.

Jeder Wissenschaftler ist dafür verantwortlich, daß er jeden Tag körperlich frisch an die Arbeit gehen kann und daß eine enge Kommunikation zwischen der Realität des Lebens und seinem Schreibtisch besteht, eine Kommunikation, für die er persönlich genau so verantwortlich ist wie dafür, daß er genügend Schlaf hat.

Wenn es überhaupt eine ganz spezifische Verantwortung für den Wissenschaftler als Berufstätigen der Gesellschaft gegenüber gibt, die die Verantwortung in seinem scharf von der in so vielen anderen Berufen unterscheidet, dann ist es die gar nicht so einfache, täglich zu hohen geistigen Leistungen fähig zu sein.

Schlußbemerkung

Wir haben gesehen, daß die Verantwortung des Wissenschaftlers kein einfaches Problem ist. Manche Verantwortung, die man uns geben will, können wir nicht übernehmen, und eine Art Hippokratischen Eid werden wir uns weigern abzulegen.

Auf der anderen Seite müssen wir manche Verantwortung tragen, die auf den ersten Blick vielen gar nicht so selbstverständlich erscheint.

[156] Und einiges müssen wir auch verantworten, selbst wenn wir es nicht können. So sehen wir, der Wissenschaftler hat eine große und schöne und sehr ernste Aufgabe in der Gesellschaft, die nicht nur Begabung, sondern auch Charakter erfordert.

Und wir sehen ferner, daß, wenn auch der Sozialismus das Wirken des Wissenschaftlers in mannigfacher Weise – sachlich, persönlich, moralisch – erleichtert, dieses Wirken eher noch mehr Verantwortung erfordert als in vergangenen Zeiten.

Doch nie darf man vergessen, wie reich das Leben des Wissenschaftlers an Entdeckerabenteuer, Freude an neuen Wahrheiten, Genugtuung über diese oder jene, oft nur kleine nützliche Tat ist. Es ist wahrlich ein schönes Leben. [159]

Teil II

Merkwürdiges Schicksal und ungelöste Grundfragen einer Wissenschaft: Die Soziologie

Kapitel I

Gibt es eine „Allgemeine Soziologie“?

Die „Encyclopaedia oft the Social Sciences“ beginnt ihren Artikel „Sociology“ so: „Die Geschichte der Soziologie kann auf einen Zeitraum von einem oder zwei Jahrhunderten beschränkt werden, oder sie kann den ganzen Bereich menschlicher Überlegungen zu Fragen der Gesellschaft seit der fernsten Vergangenheit umfassen – je nach der Bedeutung, die man dem Grad der ihr innewohnenden Wissenschaftlichkeit beimißt.“¹

Im gleichen Sinne hatte ein Vierteljahrhundert zuvor das „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ unter Soziologie ganz einfach vermerkt: „Soziologie s. Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft“.² Der historische Teil des letztgenannten Artikels beginnt dann auch: „Der Ursprung des Gesellschaftsbegriffes liegt unzweifelhaft in Aristoteles’ Politik, nachdem das Gesellschaftsproblem in Verbindung mit der Frage nach dem Wesen des Staates und des Rechtes schon von den Sophisten und von Platon behandelt worden war.“ Und dann lesen wir weiter, daß mit der französischen Revolution von 1789 „die Zeit für eine Wissenschaft der gesellschaftlichen Zustände gekommen“ und daß der Schöpfer dieser neuen Wissenschaft, der Soziologie, A. Comte gewesen sei.³

Über Comte als „Schöpfer einer neuen Wissenschaft“ schreibt Tönnies richtig:

„Der Erfinder des Namens ‚Soziologie‘, der oft auch als Begründer dieser Wissenschaft, nicht selten als ihr ‚Vater‘ hingestellt wird, meinte selber nicht, etwas schlechthin Neues ins Leben zu rufen. Ja, man kann sagen: Die Vorstellung, daß diese ‚fundamentale‘ Disziplin ihr Dasein erst beginne, steht im Widerspruch mit dem Grundgedanken der Comteschen ‚Hierarchie der positiven Wissenschaften‘. Welcher Grundgedanke nämlich sagt, daß diese Wissenschaften mit der menschlichen Natur selber gegeben sind, weil zu jeder Zeit das Bedürfnis irgendwelcher ‚Theorie‘ zur Verbindung der Tatsachen bestehe. Nur der Stand ihrer Entwicklung sei verschieden und durch den allgemeinen Zustand des menschlichen Geistes bedingt, der von den theologischen Begriffen seiner Kindheit zu den metaphysischen des Jünglingsalters und von diesen zu den positiven und natürlichen des Mannesalters fortschreite. Also gab es auch von jeher eine ‚soziale Physik‘ – diesen Ausdruck wendet Comte im ‚Discours préliminaire‘ seines ‚Cours‘ noch ausschließlich auf jene letzte Fundamentalwissen-[160]schaft an, – aber dem Entwicklungsgesetze gemäß, das er entdeckt haben will, sei diese Lehre, deren Gegenstände die besonderen, kompliziertesten, konkretesten und am direktesten für den Menschen interessanten seien, am längsten im (sagen wir kurz) vorpositiven Zustande geblieben und stecke noch darin, zumal da sie noch speziellere Hemmungen zu überwinden gehabt habe und fortwährend habe. ‚Hier also ist die große, aber offenbar die einzige Lücke, die man noch auszufüllen hat, um die Konstitution der positiven Philosophie zu vollenden‘ (‚Cours de philos. positive‘, I, 21). Nun meinte freilich Comte, daß er selber berufen sei, diese Lehre als Wissenschaft – in dem besonderen und höheren Sinne, den das Wort bei ihm gewinnt – zu begründen, zu schaffen oder zu konstituieren. Denn er fährt fort (a. a. O.): ‚Jetzt, da der menschliche Geist die Physik des Himmels, die Physik der Erde, mechanische sowohl als chemische, die anorganische Physik, sei es der Pflanzen oder der Tiere, begründet hat, bleibt ihm noch vorbehalten, das System der Wissenschaften abzuschließen durch Begründung der sozialen Physik.‘ ...

¹ „Encyclopaedia of the Social Sciences“, Bd. 14, New York 1934, S. 232.

² „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“, 3. Aufl., Bd. 7, Jena 1911, S. 627.

³ Ebendort, Bd. 4, Jena 1909, S. 684 und 691.

„In diesem Sinne ist die soziale Physik, d. h. das Studium der Kollektiventwicklung der menschlichen Gattung, in Wirklichkeit ein Zweig der Physiologie, d. h. des Studiums des Menschen, wenn es in seiner ganzen Ausdehnung begriffen wird. Anders ausgedrückt: die Geschichte der Zivilisation ist nichts anderes als die unerläßliche Fortsetzung und Ergänzung der Naturgeschichte des Menschen.“

Damit ist der Grundsatz ausgesprochen, der die ganze zweite Hälfte (die drei letzten Bände) des ‚Cours‘, d. i. die Darstellung der Soziologie darin, beherrscht. Der erste dieser drei Bände (in der ganzen Reihe der vierte) ist noch ausdrücklich als ‚soziale Physik‘ (‚oder dogmatische Partie der sozialen Philosophie‘) bezeichnet, und erst in seinem Zusammenhange begegnet zuerst der Terminus ‚Soziologie‘, den Comte durch folgende Anmerkung rechtfertigt (IV, 185 n.): „Ich glaube von jetzt an diesen neuen Terminus wagen zu sollen, der völlig gleichwertig ist mit meinem schon eingeführten Ausdruck ‚soziale Physik‘, um mit einem einzigen Worte diese ergänzende Partie der natürlichen Philosophie bezeichnen zu können, welche auf das positive Studium der Gesamtheit der fundamentalen Gesetze, die den sozialen Phänomenen eigentümlich sind, sich bezieht. Die Notwendigkeit einer solchen Benennung, um der besonderen Bestimmung dieses Bandes zu entsprechen, wird, so hoffe ich, hier die letzte Ausübung eines legitimen Rechtes entschuldigen, das ich immer mit aller schicklichen Umsicht gebraucht zu haben glaube, und ohne aufzuhören, einen tiefen Widerwillen gegen jede Gewohnheit eines systematischen Neologismus zu empfinden.“⁴

Und Tönnies selbst schreibt über die Soziologie: „Die Soziologie ist in erster Reihe eine philosophische Disziplin; sie ist als solche viel älter als ihr Name. Die Lehren vom menschlichen Zusammenleben, von menschlichen Verbindungen, vom Staat und von der Kirche haben immer eine große Denkarbeit in Anspruch genommen und oft eine entscheidende Bedeutung in Meinungs- und Interessenkämpfen gewonnen.“⁵

Die Rolle von Comte und das Verhältnis der vorcomteschen Gesellschaftswissenschaften zur Comteschen Soziologie schätzt auch der sowjetische Wissenschaftler [161] I. S. Kon nicht anders als Comte selbst oder Tönnies ein, wenn er schreibt: „Zum Unterschied von der Geschichte der Sozialphilosophie oder der sozialen Lehren deren Ursprung bis auf das tiefste Altertum zurückgeht, läßt man die Geschichte der Soziologie im eigentlichen Sinne dieses Wortes gewöhnlich mit Auguste Comte beginnen, der auch als erster den entsprechenden Terminus eingeführt hat. Es ist jedoch sehr schwierig, hier scharfe Grenzen ziehen zu wollen, da die Comtesche Soziologie sowohl mit der Geschichtsphilosophie der Aufklärung als auch mit den sozialen Konzeptionen der französischen Romantik wie schließlich auch mit vielen sozialreformerischen Programmen verknüpft war.“⁶

Soziologie und Gesellschaftswissenschaft gleichsetzend, verlangten auch die ersten preußischen Kultusminister nach der Novemberrevolution, daß an allen Universitäten Lehrstühle für Soziologie eingerichtet werden sollten. So Adolf Hoffmann, so Konrad Hänisch und so auch C. H. Becker.⁷ Ihre Idee war nicht zum wenigsten, dadurch auch einen theoretisch fundierten, politisch mehr oder weniger fortschrittlichen Unterricht in „Gegenwartskunde“ an den Universitäten sicherzustellen. Das spürte natürlich auch die Reaktion. Georg von Below schrieb in ihrem Interesse:

„Die Revolution hat einer Menge von Wörtern, die früher nicht unbekannt waren, aber seltener gebraucht wurden, mit einem Male einen sehr starken Gebrauch verschafft. Dazu gehört auch das Wort Soziologie. In der wissenschaftlichen und noch mehr in einer gewissen pseudowissenschaftlichen Literatur konnte man wohl eingehende Erörterungen über die Wissenschaft der

⁴ F. Tönnies, Soziologische Studien und Kritiken. Zweite Sammlung. Jena 1926, S. 116 f.

⁵ Ebendort, S. 144.

⁶ Kon, Der Positivismus in der Soziologie. Berlin 1968, S. 1.

⁷ C. H. Becker, Gedanken zur Hochschulreform. Leipzig 1919.

Soziologie finden. Darüber hinaus aber wurde kaum über sie gesprochen. Anders wurde es mit der Revolution. Eine der ersten Taten des sozialdemokratischen Abg. Ad. Hoffmann, den die Revolution zum preußischen Kultusminister beförderte, war die Erklärung, es müßten an den Universitäten Professuren für Soziologie geschaffen, Professoren der Soziologie angestellt werden. Man wird ihm nicht unrecht tun, wenn man annimmt, daß er mit dem Wort keine klare Vorstellung verband. Es gefiel ihm wohl, weil es an ‚sozial‘ und ‚sozialistisch‘ anklingt. Daß ihn bei seinen Forderungen wesentlich politische Motive leiteten, darf man daraus schließen, daß er gleichzeitig die Beförderung von Personen sozialistischen Bekenntnisses zu Professoren verlangte. ...

Der Nachfolger von Ad. Hoffmann, Hänisch, hat die Forderung von soziologischen Universitätsprofessuren aufrecht gehalten. Und der frühere Referent für die Universitäten im preußischen Kultusministerium, der jetzige Unterstaatssekretär C. H. Becker, hat einen Kommentar zu den Gedanken der Minister zunächst in Aufsätzen der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘, dann, diese zusammenfassend, in einem Buch ‚Gedanken zur Hochschulreform‘ veröffentlicht, in dem im Zusammenhang mit beweglichen Klagen über den betrübenden Stand des deutschen Universitätsunterrichts die soziologische Professur als Mittel für die Besserung dieser traurigen Zustände, die überdies als Quelle einer allgemeinen deutschen Rückständigkeit geschildert werden, sogar als vornehmstes Mittel empfohlen wird.“⁸ –

[162] Unter Soziologie im allgemeinen Sinne wird also von den genannten Gesellschaftslehre verstanden. Dieses ziemlich allgemeine Einverständnis bedeutet natürlich nicht, daß nicht von den verschiedensten Forschern präzisere Definitionen versucht wurden:

Eines schönen Sommertages, einige Jahre nach dem Tode von Max Weber, besuchte ich wieder einen der so anregenden Jours* von Marianne Weber, und es kam die Rede auf eine gute Definition von Soziologie. Karl Mannheim meinte, die beste stamme von Max Weber. Sie hätte nur eine Schwäche seiner Ansicht nach: „Eine Definition in einem einzigen Satz von 789 Wörtern, in dem man immer noch nicht das Verb des Hauptsatzes gefunden hat!“, seufzte er. Arnold Bergsträsser fügte hinzu: „Und im 23. Nebensatz fehlt das Substantiv!“ Ich aber behauptete, sie ganz leicht verstanden zu haben, weil in meinem Band zwei Seiten zusammengeklebt seien und sie so wesentlich verkürzt erschiene.

Kon hat auf Grund amerikanischer Forschungen folgendes festgestellt:

„Der amerikanische katholische Soziologe P. Furfey** analysierte 81 Definitionen der Soziologie, die in den Werken bekannter Soziologen, Spezialwörterbüchern usw. enthalten sind. Es wurden Arbeiten aus den verschiedenen Perioden (3 aus der Zeit bis 1900, 13 von 1900 bis 1919, 42 von 1920 bis 1939, 20 nach 1940) und aus verschiedenen Ländern (10 französische und belgische, 12 deutsche und österreichische, 39 amerikanische, 11 lateinamerikanische usw.) erfaßt. Diese Definitionen unterteilte Furfey in die materielle Seite, d. h. in die Definition dessen, was die Soziologie erforscht, und in die formale Seite, d. h. in die Definition der logischen und methodologischen Spezifik der Soziologie und ihrer Unterschiede zu den anderen Gesellschaftswissenschaften. Daraus ergab sich folgendes Bild: 23 Autoren, die den materiellen Gegenstand der Soziologie, d. h. den Gegenstand der Forschung im eigentlichen Sinne, bestimmen, nennen die Gesellschaft eine soziale Gruppe oder eine andere organisierte Einheit. Die katholischen Soziologen L. Robinson und W. Christof geben beispielsweise folgende Definition: ‚Die Soziologie ist die Wissenschaft, die Gruppen, Gruppenprozesse und menschliche Wesen als Mitglieder von Gruppen erforscht, um den Wohlstand der Gruppe zu mehren.‘ 17 Soziologen legen das Schwergewicht nicht auf die Untersuchung der Gruppe selbst, sondern auf die Wechselwirkung ihrer Mitglieder, auf ihre Verhaltensweise in einer bestimmten gemeinsamen Lage usw. Hierfür

⁸ G. v. Below, Soziologie als Lehrfach. München und Leipzig 1920, S. 9 f.

* regelmäßig [an einem bestimmten Wochentag] stattfindendes Treffen eines bestimmten Personenkreises

** P. H. Furfey, The Scope and Method of Sociology. New York 1953, S. 131-138.

ist die Definition L. Bernards typisch: ‚Die allgemeine Soziologie ist bemüht, alles vorhandene Wissen von der menschlichen Verhaltensweise in den sozialen Situationen zu sammeln und es auf allgemeine Prinzipien zurückzuführen.‘¹² Wissenschaftler halten die ‚sozialen Verhältnisse‘ und die ‚Assoziation‘ für den Gegenstand der Soziologie. 11 Autoren definieren die Soziologie einfach als eine Wissenschaft von den ‚sozialen Erscheinungen‘ und 4 sind wie Durkheim der Ansicht, daß die Soziologie die Wissenschaft der ‚sozialen Fakten‘ sei. Sieben Definitionen sind noch unbestimmter. Schließlich weisen 9 Autoren überhaupt nicht auf den materiellen Gegenstand der Soziologie hin. Neurath definiert beispielsweise: ‚Soziologie ist nun die Wissenschaft der Staatsmänner und Organisatoren, das ist der Gesellschaftstechniker.‘

Ein solches Durcheinander herrscht auch bei der Bestimmung des formalen Gegen-[163]standes der Soziologie. 47 von 81 Autoren umgehen diese Seite der Angelegenheit völlig und beschränken sich auf den Hinweis, daß die Soziologie die Wissenschaft von der Gesellschaft ist. Es gibt aber viele Gesellschaftswissenschaften was unterscheidet sie nun von der Soziologie? 34 Autoren sehen diese Spezifik darin, daß die Soziologie zum Unterschied von den Teilwissenschaften die allgemeinen Merkmale und Gesetze der menschlichen Tätigkeit untersucht. Wie P. Sorokin schreibt, ist die Soziologie ‚eine Wissenschaft von den allgemeinsten Zügen, die allen Klassen der gesellschaftlichen Erscheinungen und den Korrelationen, die zwischen diesen Klassen bestehen, eigen sind‘.

Furfey, der versucht, dieses ganze bunte Bild zu einer Synthese zu bringen, schlägt folgende allgemeine Definition vor: ‚Die Soziologie ist die Wissenschaft, die nach möglichst breiten Verallgemeinerungen strebt, welche auf die Gesellschaft in ihren strukturellen und funktionellen Aspekten anwendbar sind.‘^{*} Diese Definition drückt in der Tat eine bestimmte allgemeine Entwicklungstendenz der bürgerlichen Soziologie aus, in deren Mittelpunkt immer mehr das Problem der strukturellen Einheit der Gesellschaft steht. ...

Die völlige Willkür bei der Definition und der Verwendung der Begriffe macht das gegenseitige Verstehen der bürgerlichen Soziologen oftmals unmöglich. Bereits zu Beginn der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts stellte der amerikanische Soziologe E. Eubank^{**} eine Tabelle der 146 wichtigsten Begriffe zusammen, die von den 10 führenden Soziologen der USA verwandt wurden und in 8 verbreiteten Lehrbüchern zu finden sind. Es gab keinen Begriff, der von allen Autoren gemeinsam verwandt wurde, 83, d. h. 55% aller wichtigen Begriffe erwiesen sich als völlig ‚individuell‘, d. h., sie wurden nur von ihrem Schöpfer angewandt.⁹

Was speziell die Entwicklung der Soziologie in Deutschland betrifft, so nimmt sie eine in mannigfacher Weise eigentümliche Entwicklung.

Als allgemeine Gesellschaftslehre spaltet sie sich in den achtziger Jahren formell in Werke, die in altbekannter Weise benannt sind – so das Buch von Wilhelm Dilthey ‚Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte‘ (1883), das in der Tradition der deutschen idealistischen Philosophie liegt – und in solche, die sich soziologisch nennen – so ‚Gemeinschaft und Gesellschaft‘ von Ferdinand Tönnies (1887), das in mannigfacher Beziehung auch auf Marx aufbaut. Das soziologische, jedoch nicht so benannte Werk Diltheys gewann schnell Einfluß. Das als soziologisch bezeichnete Werk von Tönnies blieb relativ lange von nur geringem Einfluß, erlebte dann aber seit 1912 innerhalb eines Jahrzehnts (trotz der Kriegsjahre!) ein halbes Dutzend neuer Auflagen.

Man kann sagen, daß der Name Soziologie für Lehre von der Gesellschaft im Laufe des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts in Deutschland völlig heimisch wurde und deutsche Soziologen

* P. H. Furfey, a. a. O., S. 139.

** E. E. Eubank, The Concepts of Sociology. New York 1932, S. 46.

⁹ I. S. Kon, Zur Frage des Gegenstandes der Soziologie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 9. Jg., Berlin 1961, H. 1, S. 51 ff.

wie Tönnies, Max Weber und Georg Simmel großes Ansehen [164] nicht nur in der deutschen Intelligenz hatten, sondern auch Weltruf erlangten. Abel hebt hervor, und er hat damit, glaube ich, recht, daß das besondere Charakteristikum der Soziologie in Deutschland während des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts die Bemühungen sind, die Soziologie „als eine unabhängige Wissenschaft zu etablieren. Er meint, dieses Streben hänge damit zusammen, daß es solche Schwierigkeiten in Deutschland gemacht hätte, der Soziologie als „akademischer Wissenschaft“ zur Anerkennung zu verhelfen.¹⁰ Diese Erklärung erscheint mir ungenügend; man muß weiter gehen und anknüpfen an solche Phänomene: in Frankreich war die Soziologie seit Auguste Comte (1798-1857), in England seit Herbert Spencer (1820-1903) als Gesellschaftslehre heimisch, in den USA seit Lester F. Ward (1841-1913) zu einer höchst praktischen Wissenschaft geworden – für Ward wurde die Soziologie zu einer Wissenschaft der „Leitung von Gruppen“. In Deutschland fehlte teils die Tradition des Namens, teils die schnelle Verwandlung der Soziologie in eine überaus konkret-praktische Wissenschaft, so daß sie sich als Soziologie, ganz gleich ob akademisch oder nicht, mit viel größeren Schwierigkeiten durchsetzen mußte.

Das heißt jedoch natürlich nicht, daß in Deutschland nicht auch im 19. Jahrhundert stets allgemeine Soziologie als Lehre von der Gesellschaft ohne den spezifischen Namen „Soziologie“ getrieben wurde, noch auch, daß nicht eine beachtliche Anzahl faktisch soziologischer Spezialstudien veröffentlicht wurden.

In der neuesten Zeit hat sich die Situation insofern geändert, als eine gewisse Abneigung gegen die Idee einer Allgemeinen Soziologie im Sinne von Gesellschaftslehre in der Bundesrepublik auftritt. Der bekannteste Soziologe Westdeutschlands, René König, bemerkte zum Beispiel in dem Mitte der sechziger Jahre von ihm herausgegebenen Band „Soziologie“ in „Das Fischer Lexikon“:

„In diesem Buche wird der Begriff der Soziologie im Sinne einer empirischen Einzelwissenschaft verstanden. Das bedeutet gegenüber den landläufigen Auffassungen teils eine Einschränkung, teils einen Anspruch. Beides ruft nach einer Erklärung, die wir in dieser Einleitung geben wollen.

Eine Einschränkung ist insofern in der obigen Aussage enthalten, als mit ihr eine ganze Reihe von Ausklammerungen verbunden ist. Viele Disziplinen, Denksysteme und Doktrinen, die häufig ziemlich wahllos in engster Verbindung mit der Soziologie auftreten, werden sorgsam von ihr getrennt. Das gilt in mehreren Beziehungen, die jedoch alle dahingehend zusammenwirken, daß am Schluß eine Soziologie sichtbar wird, die nichts als Soziologie ist, nämlich die wissenschaftlich-systematische Behandlung der allgemeinen Ordnungen des Gesellschaftslebens, ihrer Bewegungs- und Entwicklungsgesetze, ihrer Beziehungen zur natürlichen Umwelt, zur Kultur im allgemeinen und zu den Einzelgebieten des Lebens und schließlich zur sozial-kulturellen Person des Menschen. Eine solche allgemeinste Abgrenzung wäre dann zu erweitern durch die spezifischen systematischen Probleme der allgemeinen Soziologie diese bearbeitet sowohl die soziologischen Grundbegriffe und Grundprozesse, die den verschiedenen Teildisziplinen gemeinsam sind, wie auch die Fragen der Integration [165] einzelner Wirklichkeitsgebiete in das Totalphänomen des Lebenszusammenhanges gesellschaftlicher Erscheinungen. ...

Aus der in diesem Sinne verstandenen Soziologie werden nun zunächst alle philosophisch ausgerichteten Betrachtungsweisen ausgemerzt, insbesondere die Geschichts- und Sozialphilosophie. Diese Tendenz hat sich nunmehr seit rund 70 Jahren definitiv durchgesetzt. Dabei ist zu beachten, daß die Ausklammerung keineswegs in einem dogmatischen Sinne erfolgt; denn es könnte sehr wohl sein, und es stellt sich sogar im konkreten Forschungsprozeß immer wieder ein, daß die Diskussion in einem gegebenen Falle einzig durch philosophische Überlegungen weitergebracht werden kann. ...

¹⁰ Th. Abel, *Systematic Sociology in Germany*. New York 1965, S. 6 f. Vgl. auch R. Aron, *La sociologie allemande contemporaine*. Paris 1966.

Man kann das vorliegende Problem nicht besser charakterisieren, als indem man zwischen einer soziologischen Theorie einerseits und einer Theorie der Gesellschaft andererseits unterscheidet. Während sich die soziologische Theorie in einzelnen, deutlich gegeneinander abgrenzbaren Problemen bewegt, die auf bestehender Erkenntnis weiterbauen oder diese auch widerlegen, bemüht sich die Theorie der Gesellschaft um die Deutung der Totalität des sozialen Daseins. Dabei werden gewiß einzelne Bestandteile der soziologischen Theorien verarbeitet, aber nicht in einem eigentlich theoretischen Zusammenhang, sondern einzig um der Deutung willen.“¹¹

Das heißt, König meint ebenfalls, daß es eine Allgemeine Soziologie gibt, möchte sie aber nicht so umfassend verstehen wie eine Allgemeine Gesellschaftslehre – da er die allgemeine geschichts- und sozialphilosophische Problematik aus ihr ausgeklammert sehen möchte und damit natürlich, wie er ganz richtig betont, auf die „Deutung der Totalität des sozialen Seins“ durch die Soziologie verzichtet.

Bemerkenswert scheint mir auch, daß König meint, die Entwicklung der Beziehungen zwischen „theoretischer“, Allgemeiner und „empirischer“ Soziologie hätten sich im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts völlig umgekehrt: „Obwohl ein erfreuliches Ansteigen des allgemeinen Interesses an der Soziologie festzustellen ist, muß doch hervorgehoben werden, daß die weitreichende Zerstörung, die der Nationalsozialismus wie auf anderen so auch auf diesem Gebiet angerichtet hat, in ihrem wirklichen Ausmaß heute erst vollständig sichtbar wird. Dies erweist sich nicht nur in einem fast völligen Fehlen einer mittleren Generation von Soziologen, sondern vor allem in den noch immer nicht überwundenen Widerständen gegen eine Rezeption der in der übrigen Welt heute bereits erreichten Systematik. Damit widersprechen wir einem vielfach zu hörenden Vorurteil, nach dem die deutsche Soziologie durch ihren theoretischen Charakter ausgezeichnet sein soll, während die französische, die englische und insbesondere die amerikanische Soziologie ‚bloß empirisch‘ ausgerichtet seien. Eine kurze Betrachtung der wahren Lage in Deutschland zeigt dagegen schnell, daß sich die deutsche Soziologie heute teilweise in einem völlig hilflosen Empirismus bewegt, dem auf der anderen Seite ein totaler Mangel an Theorie gegenübersteht.“¹²

Man kann sagen, daß dieses Urteil von 1965 im großen und ganzen auch heute noch zutrifft. Es ist bemerkenswert, daß Friedrich Jonas in seiner 1972 in der dritten [166] Auflage erschienenen Geschichte der Soziologie zwar auf S. 239 des ersten Bandes, also am Ende erst, auf 4 Seiten einen Artikel aus dem „Historischen Wörterbuch der Philosophie“¹³ unter dem Titel „Was ist Soziologie?“ vorabdruckt, in dem ein kurzer Abriß der Geschichte der Auslegung des Begriffs angedeutet, aber auf eine eigene Definition verzichtet wird. Oder meint Jonas, es sei eine Definition, wenn er bemerkt: „Nach dem hier zugrunde gelegten Wissenschaftsbegriff ist die Soziologie ein empirisch begründetes theoretisches System sozialer Interaktionszusammenhänge. Dieser Begriff ist aber – wie bei den Gründern der positivistischen Soziologie, Auguste Comte und Emile Durkheim – ein Ideal, keine Realität. ‚We have many concepts, but few confirmed theories; many points of view, but few theorems; many <approaches>, but few arrivals.‘“¹⁴ Vielleicht kann man auch die ersten Sätze der historischen Darstellung als „Definition“ ansehen; sie lauten: „Die Geschichte der Soziologie beginnt mit der Trennung von Gesellschaft und Staat. Schon seit dem Altertum kennen wir eine Staatslehre oder Staatsphilosophie, aber erst in der Neuzeit erscheint die Gesellschaft als ein Gegenstand, der einer eigenen Gesetzlichkeit unterliegt und dem daher auch eine eigene Wissenschaft zugeordnet werden kann.“¹⁵ Offenbar versteht Jonas unter Soziologie allgemeine Gesellschaftslehre.

¹¹ R. König, Soziologie. Das Fischer Lexikon. Frankfurt a. M. 1965, S. 7-10.

¹² R. König, a. a. O., S. 12 f.

¹³ J. Ritter (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie – der betreffende Band ist bisher noch nicht erschienen.

* R. K. Merton, Social Theory and Social Structure (1965), 9. – Wir haben viele Konzepte, aber kaum bestätigte Theorien; viele Ansichten, aber kaum Lehrsätze; viele Annäherungsversuche, aber kaum Treffer.

¹⁴ Fr. Jonas, Geschichte der Soziologie, Bd. I, Reinbek bei Hamburg, 1972, S. 242.

¹⁵ Ebendort, S. 11.

Ebenso charakteristisch für die theoretische Hilflosigkeit der bürgerlichen Soziologie gegenüber der Theorie sind die einleitenden Bemerkungen in einer westdeutschen „Einführung in die Gesellschaftstheorie“ aus dem Jahre 1976. Dort heißt es: „Ein problemloser Zugang zur Soziologie im Sinne einer Vorverständigung über ihren Gegenstand und ihre Verfahrensweise in Abgrenzung von anderen Wissenschaften ist schwerlich denkbar. Da es so gut wie keinen Konsensus darüber gibt, was Soziologie ist, läßt sich dieser Zugang nur erschließen durch eine Problematisierung verschiedener Ansätze. ...

Unter Soziologie wird auch im wissenschaftlichen Sprachgebrauch Verschiedenes verstanden. Naheliegend ist die Übersetzung des – halb lateinisch, halb griechisch zusammengesetzten – Kunstwortes: Wissenschaft von der Gesellschaft. Eine derartige Bestimmung dessen, was Soziologie sein soll, setzt sich bereits Einwänden aus. Was soll ‚Gesellschaft‘ im strengen Sinne heißen? Der Begriff erscheint vielen Soziologen selbst zu umfassend, zu wenig präzisierbar. Man versucht, ihn zu ersetzen: Soziologie handelt von den Formen der Vergesellschaftung, oder: Soziologie ist die Wissenschaft vom sozialen Handeln, oder: Soziologie ist Theorie sozialer Systeme usw. Mit diesen verschiedenen Bestimmungen der Soziologie wird ausgedrückt, daß Soziologen z. T. mit sehr unterschiedlichen Fragestellungen an ihren Stoff, die gesellschaftliche Wirklichkeit im weitesten Sinne, herangehen. Das ist nicht nur so zu verstehen, daß es in der Wissenschaft Soziologie Spezialgebiete gibt (die ‚Bindestrich‘-Soziologien: Familien-, Gemeinde-, Kultur-, Staats-Soziologie usw.), die in gewisser [167] Selbständigkeit nebeneinander existieren, sondern auch in dem Sinne, daß es unterschiedliche Auffassungen darüber gibt, was Soziologie im allgemeinen ist, welchen Gegenstand sie hat und welche Behandlungsweise diesem Gegenstand angemessen ist.

Diese Divergenzen können die Ansicht begründen, daß es eine gewisse Willkür gibt: je nach Lust, Laune, Neigung und mit mehr oder weniger ausführlicher Begründung setzen der einzelne Soziologe oder eine soziologische ‚Schule‘ fest, was Soziologie, ihr Gegenstand und ihre spezifische Verfahrensweise sein soll. (Nach dem Spruch: ‚Soziologie ist, was die Soziologen machen‘). Da diese Festsetzung willkürlich ist, hätten wir ein zusammenhangloses Nebeneinander von Theorien vor uns, zwischen denen es keine Überschneidungen zu geben braucht, die also keinen gemeinsamen Bezug mehr hätten. Ohne einen solchen gemeinsamen Bezug steht aber der Charakter der Soziologie als eigenständige Wissenschaft in Frage. Wenn es die wesentliche Funktion von Wissenschaft ist, allgemeine, intersubjektiv gültige Aussagen über bestimmte Gegenstände zu ermöglichen, so setzt dies nicht nur voraus, daß die getroffenen Aussagen mittels eines als verbindlich anerkannten Verfahrens gewonnen werden, sondern auch, daß sie sich auf abgrenzbare Gegenstände beziehen, über deren Bestimmung sich erst eine Wissenschaft als besondere ‚konstituiert‘.

Über die Bestimmung des Gegenstands der Soziologie herrscht also keine Einigkeit. Die Redeweise ‚Wissenschaft von der Gesellschaft‘ erscheint nicht nur vielen Soziologen zu vage. Auch die Wissenschaften von der Ökonomie, der Geschichte, der Politik usw. befassen sich mit gesellschaftlichen Phänomenen, so daß die Soziologie eine Universalwissenschaft wäre, beschränkte man sich zur Bestimmung ihres Gegenstands auf diese Redeweise (Universalwissenschaft in dem Sinne, daß sie alle Sozialwissenschaften als ‚Spezialgebiete‘ mit umfassen würde). Umgekehrt führt aber der Versuch, den Gegenstand der Soziologie präziser zu bestimmen, etwa gemäß den bereits angeführten Definitionen: soziale Systeme, Formen der Vergesellschaftung, soziales Handeln, offenbar nicht zu einer Einigung, sondern zu einer Divergenz der Auffassungen über das, was Soziologie sein soll. Einzelne soziologische ‚Schulen‘ heben einen bestimmten ‚Aspekt‘ der gesellschaftlichen Wirklichkeit, der ihnen wesentlich erscheint (und der von den ‚Nachbar‘-Disziplinen noch nicht abgedeckt ist), hervor und betrachten ihn als den ‚eigentlichen‘ Gegenstand der Soziologie.¹⁶

¹⁶ M. Bader, J. Berger, H. Ganßman und J. v. Knesebeck, Einführung in die Gesellschaftstheorie 1, Frankfurt/New York 1976, S. 19 f.

Eine treffliche Schilderung des gegenwärtigen Zustandes.

Lenin gebraucht öfter das Wort Soziologie. Später nur in Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Soziologie; als marxistischen Begriff nur in den Frühschriften – zum letzten Male 1899 in einer Rezension eines Buches von Kautsky. Als Lenin 1914 noch einmal von der Soziologie von Marx spricht, setzt er das Wort in Anführungsstriche.¹⁷ In den Jugendschriften erscheint die Soziologie identisch mit dem Historischen Materialismus. Etwa, wenn Lenin in „Was sind die ‚Volksfreunde‘“ schreibt:

[168] „Wie Darwin der Vorstellung ein Ende bereitet hat, Tier- und Pflanzenarten seien durch nichts miteinander verbunden, zufällig entstanden, ‚von Gott erschaffen‘ und unveränderlich, wie er als erster die Biologie auf eine völlig wissenschaftliche Grundlage gestellt hat, indem er die Veränderlichkeit der Arten und die Kontinuität zwischen ihnen feststellte – so hat Marx seinerseits der Vorstellung ein Ende bereitet, die Gesellschaft sei ein mechanisches Aggregat von Individuen, an dem gemäß dem Willen der Obrigkeit (oder, was dasselbe ist, der Gesellschaft und der Regierung) beliebige Veränderungen vorgenommen werden können, das zufällig entsteht und sich wandelt, hat er als erster die Soziologie auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt, indem er den Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation als Gesamtheit der jeweiligen Produktionsverhältnisse festlegte und feststellte, daß die Entwicklung solcher Formationen ein naturgeschichtlicher Prozeß ist.

Heute – seit dem Erscheinen des ‚Kapitals‘ – ist die materialistische Geschichtsauffassung schon keine Hypothese mehr, sondern eine wissenschaftlich bewiesene These, und solange kein anderer Versuch vorliegt, das Funktionieren und die Entwicklung einer Gesellschaftsformation – wohlgemerkt: einer Gesellschaftsformation, nicht aber der Lebensformen eines Landes oder eines Volkes oder selbst einer Klasse u. dgl. m. – wissenschaftlich zu erklären, ein anderer Versuch, der geeignet wäre, genauso, wie es der Materialismus getan hat, in die ‚entsprechenden Tatsachen‘ Ordnung hineinzutragen und ein lebendiges Bild der bestimmten Formation zu entwerfen und sie dabei streng wissenschaftlich zu erklären – solange bleibt die materialistische Geschichtsauffassung das Synonym für Gesellschaftswissenschaft.“¹⁸

In diesem Sinne nennt auch später N. Bucharin sein Buch „Theorie des Historischen Materialismus“ im Untertitel „Gemeinverständliches Lehrbuch der Marxistischen Soziologie“.¹⁹

Für Bucharin gibt es eine Arbeitsteilung zwischen den „zwei Wissenschaften“ Geschichte und Soziologie folgender Art:

„Die Geschichte verfolgt und beschreibt, wie der Strom des gesellschaftlichen Lebens zu der und der Zeit an dem und dem Orte verlief. ... Die Soziologie dagegen wirft allgemeine Fragen auf: was ist die Gesellschaft, wovon hängt ihre Fortentwicklung oder ihr Untergang ab, in welchem Wechselverhältnis stehen die verschiedenen gesellschaftlichen Erscheinungen (Wirtschaft, Recht, Wissenschaft usw.)? Wodurch ist ihre Entwicklung zu erklären? Welches sind die historischen Formen der Gesellschaft? Wodurch erklärt sich ihr Wechsel? usw. usw. Die Soziologie ist die allgemeinste (abstrakteste) unter den Gesellschaftswissenschaften. Oft wird sie unter anderen Namen, wie ‚Philosophie der Geschichte‘, ‚Theorie des historischen Prozesses‘ usw. dargeboten.

Daraus wird ersichtlich, in welchem Verhältnis Geschichte und Soziologie zueinander stehen. Da die Soziologie die allgemeinen Gesetze der menschlichen Entwicklung auffindet, so dient sie als Methode für die Geschichte. Wenn z. B. die Soziologie [169] den allgemeinen Satz

¹⁷ Lenin verwendet noch im Manuskript einer nicht vollendeten Broschüre das Wort Soziologie für die Überschrift („Statistik und Soziologie“), ohne jedoch dazu gekommen zu sein, darüber zu schreiben.

¹⁸ 18 W. I. Lenin, Werke, Bd. 1, Berlin 1961, S. 133.

¹⁹ N. Bucharin, Theorie des Historischen Materialismus. Gemeinverständliches Lehrbuch der Marxistischen Soziologie. Hamburg 1922.

aufstellt, daß die Staatsformen von den Wirtschaftsformen abhängen, so muß der Historiker in jeder beliebigen Epoche, namentlich diesen Zusammenhang suchen und finden, und hat zu zeigen, wie er konkret (d. h. im gegebenen Fall) seinen Ausdruck findet. Die Geschichte liefert das Material für die soziologischen Schlußfolgerungen und Verallgemeinerungen, denn diese Schlußfolgerungen werden nicht aus dem Finger gesogen, sondern aus wirklichen historischen Tatsachen. Die Soziologie weist ihrerseits einen bestimmten Standpunkt auf, die Forschungsart oder, wie man sagt, die Methode der Geschichte.“

Diese Auffassung von der Rolle der Geschichte und der allgemeinen Soziologie bei der Erfassung der gesellschaftlichen Wirklichkeit wird auch heute noch vielfach vertreten. Ich halte sie für falsch, da sie aus der Geschichte eine Wissenschaft macht, die keine ihr eigentümlichen Gesetze hat, sondern die von der Soziologie ausborgt. Eine Wissenschaft aber, die nicht die Aufgabe hat, Gesetze in der Wirklichkeit zu entdecken, sondern nur das Wirken von Gesetzen, die eine andere Wissenschaft entdeckt, im einzelnen zu untersuchen, ist meiner Ansicht nach keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne.

Wenn man unter Geschichte nur den Entwicklungsprozeß im allgemeinsten Sinne versteht, also keine konkrete Geschichte – wie etwa die Geschichte Deutschlands im 18. Jahrhundert als Universalgeschichte eines Landes, oder die Wirtschaftsgeschichte Englands, oder die Kunstgeschichte der Renaissance –, dann ist der Historische Materialismus natürlich die Theorie der Geschichte und die Geschichte die Praxis, auf der der Historische Materialismus aufbaut. Dann bilden auch die Erforschung des konkreten Entwicklungsprozesses der menschlichen Gesellschaft in ihren größten Zügen und die Entwicklung der Theorie des Historischen Materialismus als Wissenschaft eine Einheit, dann aber bilden auch Soziologie und Geschichte nur als Einheit, niemals getrennt, eine Wissenschaft.

Was aber die Einzelwissenschaften von der Gesellschaft betrifft, sei es die Wirtschaftswissenschaft oder die Musikwissenschaft, so verwenden sie selbstverständlich die Theorie des Historischen Materialismus als allgemeine Methode, bedürfen aber einer spezifischen Theorie und Methodik zur Erforschung der ihnen als Einzelwissenschaft zugehörenden Gesetzmäßigkeiten, wie die Wirtschaftsgeschichte der Politischen Ökonomie bedarf, mit der zusammen sie die Wissenschaft der Wirtschaft, die Wirtschaftswissenschaft bildet.

Doch zurück zur Soziologie.

Ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen des Werkes von Bucharin, in den dreißiger Jahren, begann der Ausdruck „Soziologie“ überhaupt aus der marxistischen Literatur zu verschwinden. Die Soziologie wurde als eine „bourgeoise Pseudowissenschaft“ bestimmt.

Heute wird wieder der Ausdruck Allgemeine Soziologie im Sinne von Historischer Materialismus gebraucht. Der Soziologe Bollhagen überschrieb zum Beispiel eines seiner Kapitel: „Der Historische Materialismus als allgemeine marxistische Soziologie“.²⁰ Und in einer „Einführung in die soziologische Forschung“ heißt es ebenfalls, [170] gewissermaßen ganz selbstverständlich: „... die allgemeine soziologische Theorie (den historischen Materialismus)“.²¹

Man wird daher verblüfft sein, in einer ein Jahr (1965) früher erschienenen Arbeit „Soziologie und Praxis“ zu lesen:

„... Die Frage, ob die Soziologie eigentlich für dieses Thema zuständig ist, führt uns zu den gegenwärtig unter Marxisten viel diskutierten Überlegungen über Wesen, Gegenstand und Aufgaben der marxistischen Soziologie.

²⁰ R. Bollhagen, Soziologie und Geschichte, Berlin 1966.

²¹ Einführung in die soziologische Forschung. Hg. v. H. Jetzschmann, H. Kallabis, R. Schulz, H. Taubert, Berlin 1966, S. 35.

Gehen wir zunächst vom allgemeinen Begriff aus, so haben wir es hier mit der Lehre oder der Wissenschaft von der Gesellschaft zu tun. Dazu zählt unbestreitbar der historische Materialismus als die Wissenschaft, die philosophische Grundfragen der Gesellschaft beantwortet und deren allgemeine Gesetzmäßigkeiten sowie Kategorien zum Gegenstand hat. Einzelne Bereiche der Gesellschaft – sowohl gesellschaftliche Zustände als auch menschliches Verhalten (als Einheit von gesellschaftlichem Sein, Denken und Tun) – werden jeweils von bestimmten Gesellschaftswissenschaften erforscht. Sie könnten, im weiten Sinne des Wortes, ebenfalls als Soziologie, als Lehre von der Gesellschaft bezeichnet werden.

Wenn jedoch heute von den meisten Marxisten diese weite Fassung des Begriffs Soziologie abgelehnt wird und auch die Charakterisierung des historischen Materialismus als ‚die marxistische Soziologie‘ immer weniger Anhänger findet, so geschieht das aus folgenden Gründen ...“²²

Ein Blick in die marxistische Literatur der Gegenwart zeigt das Gegenteil. Darum schreibt auch Erich Hahn genau das Gegenteil von Schulz: „Allerdings wird auch eine weitere Präzisierung kaum etwas an dem Tatbestand ändern, daß der historische Materialismus die allgemeine marxistische Soziologie oder die allgemeine soziologische Theorie des Marxismus darstellt. Gegen die Anerkennung dieser These werden im allgemeinen weder von marxistischen Soziologen noch von marxistischen Philosophen Einwände erhoben.“²³

Seine Auffassung wird auch von vielen sowjetischen Gesellschaftswissenschaftlern voll bestätigt. So schrieben zum Beispiel Tschagin und Fedotow in einem Rückblick auf die sowjetische Soziologie im letzten Halbjahrhundert: „Insgesamt gesehen erfuhr der historische Materialismus in der Literatur der fünfziger und sechziger Jahre eine beträchtliche Weiterentwicklung, es wurden neue Fragen aufgeworfen und schöpferisch untersucht. Doch hat dieser Prozeß auch Schattenseiten. Die Vielzahl der Meinungen zu Fragen des historischen Materialismus (Gegenstand und Struktur des historischen Materialismus, sein Verhältnis zu den konkreten soziologischen Untersuchungen, Inhalt der Kategorien ‚gesellschaftliches Sein‘, ‚gesellschaftliches Bewußtsein‘, ‚subjektiver Faktor‘, ‚Produktivkräfte‘, ‚Produktionsverhältnisse‘ usw.) erschwert ganz erheblich [171] die Arbeit der Lehrkräfte für historischen Materialismus, erschwert die Vermittlung einer ganzheitlichen und konsequenten soziologischen Denkweise. Diese Vielzahl von Standpunkten ist Ausdruck eines Mangels an überzeugenden Argumenten für die einzelnen Standpunkte. In den Grundfragen des soziologischen Wissens sollte daher eine einheitliche Meinung angestrebt werden.“²⁴

Hier werden ebenfalls Soziologie und Historischer Materialismus gleichgesetzt – und zugleich wird geklagt über den theoretischen Wirrwarr der Meinungen, Definitionen usw. des Historischen Materialismus ... ich meine mit Unrecht. Denn in den Grundfragen ist man sich einig, und wenn man daran geht, an den von Marx und Engels aufgeworfenen Grundfragen des Historischen Materialismus weiter zu arbeiten, muß es natürlich – nur zum Glück für die Weiterentwicklung der Wissenschaften – Meinungsverschiedenheiten und ständigen Meinungsstreit geben.

Darum finde ich es auch wissenschaftlich ganz prächtig korrekt und für die Entwicklung der Wissenschaft der Soziologie nur überaus nützlich, daß Erich Hahn, der auch heute noch allgemeine Soziologie und Historischen Materialismus gleichsetzt²⁵, 1971 einen Artikel des sowjetischen Soziologen G. W. Ossipow veröffentlichte, der die Meinung vertritt, daß die Soziologie eine Einzelwissenschaft sei. Ossipow schreibt:

²² R. Schult, Zur soziologischen Erforschung des gesellschaftlichen Bewußtseins. In: Soziologie und Praxis. Beiträge zur Entwicklung der marxistischen Soziologie. Hg. v. G. Bohring u. K. Braunreuther, Berlin 1965, S. 58.

²³ E. Hahn, Historischer Materialismus und marxistische Soziologie. Berlin 1968, S. 8.

²⁴ B. A. Tschagin, W. P. Fedotow, Ergebnisse der Entwicklung der sowjetischen Soziologie in 50 Jahren, in: „Sowjetwissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge“, Heft 12, Berlin 1973, S. 1294.

²⁵ Vgl. Grundlagen des Historischen Materialismus, Berlin 1976, S. 43 f., Erich Hahn fungierte als Leiter der wissenschaftlichen Redaktion.

„Die menschliche Gesellschaft ist ein komplizierter sozialer Organismus, der aus einer Vielzahl von Strukturen, Formen und Ebenen besteht, die von der ökonomischen Grundlage des Lebens abhängen und zugleich eine bestimmte selbständige Bedeutung besitzen.

Dieser Organismus wird von einem ganzen Komplex von Gesellschaftswissenschaften untersucht. Sie alle basieren auf der Grundlage des historischen Materialismus, in dem die allgemeinsten Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung insgesamt formuliert sind. Zugleich hat jede Gesellschaftswissenschaft ihren eigenen Erkenntnisgegenstand, der diese oder jene Seite oder Sphäre der Gesellschaft umfaßt. So erforschen z. B. die ökonomischen Wissenschaften die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die politischen Wissenschaften die politische Struktur usw.

Die Soziologie erforscht das System der sozialen Verhältnisse der Menschen (der Klassen-, Gruppen-, Familien-, nationalen Verhältnisse usw.) und verschiedene gesellschaftliche Formen, die die Entwicklung und das Funktionieren dieser Verhältnisse gewährleisten. ...

Die marxistischen soziologischen Forschungen sind ein Teil der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaft und folgen in ihrem Wesen den Prinzipien dieser Wissenschaft, gehen von den methodologischen Grundlagen des historischen Materialismus aus.“²⁶

Ich teile die Ansicht von Ossipow, daß die Soziologie eine von mehreren Gesell-[172]schaftswissenschaften mit einem spezifischen Gegenstand, genau wie etwa die Wirtschaftswissenschaft, ist.

Daraus ergibt sich aber eine Frage an die Anderen:

Sollten sie, die Allgemeine Soziologie und Historischen Materialismus identifizieren, nicht auf den Begriff einer Allgemeinen Soziologie verzichten? Nicht, daß ich den Ausdruck an sich für falsch halte. Wenn bürgerliche Forscher das Wort Soziologie dem Wort Gesellschaftslehre vorziehen, habe ich volles Verständnis dafür, zumal Fremdwörter im allgemeinen präziser sind – so bestellte ich einmal ein Buch über Gesellschaftslehre antiquarisch und erhielt eine Anweisung darüber, wie ich mich in „guter Gesellschaft“ zu benehmen hätte. Aber wir Marxisten haben schon das Fremdwort Historischer Materialismus, so daß wir nicht ein zweites brauchen. Das scheint mir auch ein Hauptgrund dafür, daß Lenin sehr bald den Gebrauch des Wortes Soziologie im allgemeinen Sinne aufgab.

Auch sehe ich nicht ein, warum wir den uns so vertrauten Ausdruck Historischer Materialismus durch Soziologie ersetzen sollen.

Natürlich bin auch ich der Ansicht, daß es eine Allgemeine Soziologie gibt. Aber sie ist für mich nicht identisch mit Historischer Materialismus. Sie bedient sich wie jede Wissenschaft, die bestimmte Gebiete oder Prozesse des gesellschaftlichen Lebens untersucht, der Methode des Historischen Materialismus, aber sie ist nicht identisch mit ihm.

Ansonsten entsteht auch folgende Schwierigkeit: Im Philosophischen Wörterbuch schreibt Wolfgang Peter Eichhorn: „Unter der Bezeichnung ‚Soziologie‘ werden gegenwärtig im Marxismus-Leninismus gesellschaftswissenschaftliche Untersuchungen zusammengefaßt, welche die Gesellschaft als Gesamtsystem oder einzelne Teilbereiche (z. B. Industriebetrieb, Gemeinschaftsarbeit, Familie) der Gesellschaft unter dem Aspekt komplexer Zusammenhänge (zwischen Basis und Überbau, zwischen Ökonomie, Politik und Kultur, zwischen Individuum und Gesellschaft) erforschen. Es ist also einerseits festzustellen, daß diejenigen Bereiche der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung, die unter die Bezeichnung ‚Soziologie‘ fallen, sehr wesentliche Gemeinsamkeiten besitzen, miteinander verbunden und aufeinander angewiesen sind und insofern tatsächlich eine Einheit bilden. Andererseits jedoch ist zu sehen, daß sich diese Bereiche hinsichtlich ihres Allgemeinheitsgrads, hinsichtlich der Art ihrer Theorienbildung und hinsichtlich ihrer spezifischen Untersuchungsmethoden zum Teil außerordentlich stark voneinander

²⁶ Soziologie in der Sowjetunion. Ausgewählte Beiträge. Berlin 1971, S. 7 f., 27.

unterscheiden. Der Begriff der marxistisch-leninistischen Soziologie umfaßt also Forschungsbereiche verschiedener Art, verschiedenen Charakters und Niveaus, die von philosophisch-theoretischen Untersuchungen über spezielle Theorien und empirisch-theoretische Untersuchungen zu sozialen Grundprozessen und gesellschaftlichen Teilbereichen bis zu kurzfristigen Untersuchungen aktueller Probleme der sozialen Wirklichkeit reichen. Daher muß man neben der Einheit der soziologischen Disziplinen zugleich auch sehen, was sie unterscheidet.“²⁷

Folgt man dieser Definition, dann sind Industriebetriebssoziologie, Kunstsoziologie, Familiensoziologie Teildisziplinen der Wissenschaft des Historischen Materialismus – [173] aber mit eigener Theorienbildung und spezifischen Untersuchungsmethoden! Sie stehen ihm zugleich viel näher als etwa die Wirtschaftswissenschaft, die eine selbständige Wissenschaft ist, während jene ja direkte Branchen von ihm sind.

An einer anderen Stelle seines Artikels sagt Eichhorn (meine Unterstreichung): „Von diesen theoretischen und methodologischen Grundsätzen des historischen Materialismus – wie auch von den Erkenntnissen der anderen marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften – ausgehend, hat sich nun die Soziologie mit den für die gesellschaftliche Entwicklung und die praktische Gestaltung des entwickelten Sozialismus entscheidenden Teilbereichen (Industrie, Betrieb, Stadt, staatliche Organe usw.) und sozialen Gruppen und Klassen (Struktur der Arbeiterklasse, Jugend usw.) zu befassen, *und zwar unter dem genannten Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Komplexität*. Die Tatsache, daß *diese Komplexität* in jedem Teilbereich und bei jeder sozialen Gruppe in ganz spezifischer Weise auftritt und daß diesem Umstand beim praktischen Aufbau des Sozialismus und bei der Leitung der Gesellschaft wachsende Bedeutung zukommt, bringt es mit sich, daß sich diese soziologische Beschäftigung als *relativ selbständige einzelwissenschaftliche Disziplin mit selbständiger institutioneller Verankerung entwickelt*. Ihr Anliegen kann wie folgt bestimmt werden: *Aufdeckung komplexer Zusammenhänge und Prozesse* derartiger Teilbereiche und ihre komplexe Erklärung und Prognose (einschließlich Vorschlägen für praktische Tätigkeit und Leitung).“²⁸

Meiner Ansicht nach widerspricht sich Eichhorn hier in der glücklichsten Weise. Jetzt beginnt sich bei ihm die Soziologie in eine relativ selbständige einzelwissenschaftliche (!) Disziplin zu verwandeln mit dem spezifischen Gegenstand der gesellschaftlichen Komplexität, das heißt, den Prozessen, die sich *zwischen* Ebenen, Gebieten, Sphären usw. abspielen. Es ist das die Idee, mit der ich den ersten grundsätzlichen Artikel zur Wissenschaft der Soziologie (nach der langen Pause von der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre bis in die zweite Hälfte der fünfziger Jahre, in der die Soziologie dem Namen nach verschwunden war) 1957 schrieb.

Ich glaube, wenn wir in dieser, damals von mir angedeuteten und heute in den von Eichhorn (im Widerspruch zu seinen zuerst zitierten Ausführungen stehenden) gemachten Bemerkungen gegebenen Richtung weiterdenken, werden wir zu einem beschränkteren Begriff der Allgemeinen Soziologie kommen, der auch von der Praxis des wissenschaftlichen Forschungsbetriebes verlangt wird, die ja trotz aller Definitionen aus der Soziologie eine „selbständige einzelwissenschaftliche Disziplin“ gemacht hat. Zu einem beschränkteren Begriff der Allgemeinen Soziologie, der nicht mehr identisch ist mit dem des Historischen Materialismus! Wie notwendig das auch vom institutionellen Standpunkt aus ist, wird sofort klar, wenn wir bedenken, daß es wohl niemanden gibt, der die soziologischen Institute an den Akademien der Wissenschaften in den sozialistischen Ländern in Institute für Historischen Materialismus (einschl. Zweigdisziplinen) umbenennen möchte. – Ein etwas primitives, aber doch wohl schlagendes Argument. [174]

²⁷ Philosophisches Wörterbuch, 10. Aufl., Bd. 2, Berlin 1974, S. 1154.

²⁸ Ebendort, S. 1155.

Kapitel II

1. Die schwere Geburt der gegenwärtigen marxistischen Soziologie

In dem 1931 erschienenen „Handwörterbuch der Soziologie“ behandelt H. L. Stoltenberg die Geschichte der Soziologie. Der Abschnitt über Rußland und die Sowjetunion folgt dem über die Vereinigten Staaten von Amerika und beginnt so: „Entschieden reicher als die überwiegend auf das mächtige und seelische Zusammenleben der Einzelmenschen von heute eingestellte nordamerikanische Soziologie ist die russische.“¹

Wäre es doch auch erstaunlich gewesen, wenn der glänzende Aufschwung der Gesellschaftswissenschaften in den ersten anderthalb Jahrzehnten nach der Oktoberrevolution nicht auch die soziologische Forschung ergriffen hätte.

So großartig, so berauschend, alle Wissenschaftler, alle Kulturschaffenden ergreifend war dieser Aufschwung, daß auch nicht-marxistische Wissenschaftler in der Sowjetunion damals ihr Bestes leisteten, so Gutes, daß wir in der Deutschen Demokratischen Republik noch 1954 die Allgemeine Wirtschaftsgeschichte Kulischers neu herausbrachten und Sorokins frühe Arbeiten noch heute mit Interesse von uns studiert werden können. Marx sagte einmal, daß die Russen so großartig kolonisatorische Fähigkeiten hätten, daß auch die Juden in Moskau mongolische Backenknochen bekommen hätten*. Im gleichen Sinne kann man sagen, daß die marxistischen Gesellschaftswissenschaften nach der Oktoberrevolution eine so großartige Entwicklung nahmen, daß auch die nicht-marxistischen Wissenschaftler davon berührt werden mußten.

Unter den Wissenschaften, die einen so großartigen Aufschwung nahmen, war auch die Soziologie. Ausgehend von den Grundsätzen des Marxismus und ihrer Anwendung auf den Imperialismus durch Lenin wurden eine Fülle von ausgezeichneten soziologischen Arbeiten zur Klassenanalyse, überhaupt zur Struktur der kapitalistischen Gesellschaft von Politikern, Historikern und Ökonomen veröffentlicht. Ausgehend von den genialen soziologischen Analysen von Marx, großgeworden in der Schule von Plechanow, dem bedeutendsten marxistischen Kultursoziologen, eifrig Mehring lesend, entstand unter der Führung von Lunatscharski eine Schule von Soziologen, die Glanzvolles auf den Gebieten der Kunst- und Literatursoziologie leisteten. In keiner Zeit seit ihrem Bestehen hat sich die Soziologie so breit und schön entfaltet wie in den der Oktoberrevolution folgenden Jahren in der Sowjetunion.

Tschagin und Fedotow (a. a. O. S. 1294) geben eine ausführliche Schilderung jener [175] Zeit, aus der zitiert sei: „Vieldiskutierte Probleme waren zu jener Zeit der Gegenstand der marxistischen Soziologie sowie das Verhältnis der Soziologie zur Philosophie und zu den konkreten Wissenschaften. Unter den Soziologen gab es unterschiedliche Auffassungen vom Inhalt und von den Funktionen des historischen Materialismus. Die einen betrachteten ihn als Teil des dialektischen Materialismus, andere als marxistische Soziologie, die auch eine philosophische Funktion erfüllt. I. P. Rasumowski und S. A. Oranski polemisierten gegen jene Wissenschaftler, die die Existenz einer marxistischen Soziologie verneinten. Sie verstanden unter der Soziologie das ‚was gemeinhin als materialistische Geschichtsauffassung bezeichnet wird‘**. Als Gegenstand der Soziologie bezeichnete Rasumowski die Analyse der allgemeinen Gesetze und deren konkrete Äußerung in dieser oder jener gesellschaftlichen Formation. In der Frage des Verhältnisses des historischen Materialismus zu den Einzelwissenschaften kam I. F. Kurasow der richtigen Lösung sehr nahe, indem er von der Leninschen These über die dialektische Wechselbeziehung zwischen Allgemeinem, Besonderem und Einzelem ausging.*** Oranski analysierte

¹ H. L. Stoltenberg, in: Handwörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1931, S. 588.

* Diese Formulierung stammt *nicht* von Marx, sondern von Engels: „Wie Rußland Deutsche und Juden zu russifizieren versteht, davon ist jeder Deutschrusse aus zweiter Generation ein sprechendes Exempel. Selbst die Juden bekommen dort slawische Backenknochen.“ [MEW Bd. 27, S. 267: Engels' Brief an Marx, 23. Mai 1851]

** „Pod snamenem marxisma“, 1926, Heft 12, S. 69.

*** Vgl. I. F. Kurasow, Istoritscheski materialism, Moskau-Leningrad 1929.

die Eigenständigkeit der marxistischen Soziologie, ihre Wechselwirkung mit dem dialektischen Materialismus, das Verhältnis von Methode und Theorie in der marxistischen Soziologie sowie ihre Beziehung zur konkreten soziologischen Forschung.*“

Auch außerhalb der Sowjetunion begann die marxistische Soziologie eine Blüte zu erleben; doch ist es offenbar, daß der tägliche Kampf und die Unmöglichkeit für Marxisten, an Universitäten und anderen Lehr- und Forschungsstätten wirken zu können, ihre Entwicklung in den kapitalistischen Ländern hemmen mußte.

Die Zeit, die in den späteren dreißiger Jahren für die Soziologie begann, sei rückblickend in den Worten marxistischer Soziologen charakterisiert. In der schon zitierten von Bohring und Braunreuther herausgegebenen Schrift „Soziologie und Praxis“ schrieb W. Markiewicz, Leiter des Lehrstuhls für Soziologie und Vizedirektor des Westinstituts der Universität Poznań: „Polnische Soziologen begannen im Jahre 1956 mit systematischen empirischen Untersuchungen auf dem Gebiet der Betriebs- und Industriesoziologie. Im Anfangsstadium der Arbeit hatten die industriesoziologischen Untersuchungen vorwiegend berichterstattenden Charakter. Sie beurteilten, und zwar meist kritisch, die methodologischen Grundlagen der ‚Human-Relations‘-Richtung und überlegten, ob es möglich sei, die durch westliche Soziologen erprobten Begriffssysteme, Untersuchungstechniken und Vorgehen für empirische Forschungen innerhalb der polnischen sozialistischen Industrie anzuwenden. Die Diskussionen darüber währten lange Zeit und waren teilweise sehr heftig, wie zum Beispiel die von Professor Adam Schaff in der Wochenschrift ‚Polityka‘ begonnene Diskussion über die Fragebogenmethode, beziehungsweise über die Anwendbarkeit statistisch-mathematischer Methoden in der Soziologie. Im Ergebnis dieser Diskussionen kamen unsere Soziologen allgemein zu der Erkenntnis, daß für die polnischen Verhältnisse ein gesonder-[176]tes, von fremden Einflüssen unabhängiges Modell der soziologischen Forschungsweise zu schaffen sei, damit die spezifischen sozialen Tatsachen in adäquaten Begriffskategorien erfaßt werden könnten.“²

1956 erst begann man sich also ernsthaft mit Fragen der empirischen soziologischen Untersuchung zu beschäftigen – und fing gewissermaßen ganz von vorne an.

Der damalige Präsident der Soziologischen Gesellschaft der ČSSR berichtet über sein Land:

„In der ČSSR hat der Dogmatismus ebenfalls die Entwicklung der Soziologie gehemmt. Ganz im Widerspruch zum Geist der Methode der Marxschen ökonomischen und historischen Entdeckungen sowie der theoretischen Schriften Lenins, war die Soziologie mit einer bürgerlichen Pseudowissenschaft identifiziert worden. Das Studium der konkreten gesellschaftlichen Erscheinungen wurde oft durch eine Deduktion der allgemeinen Grundsätze der materialistischen Geschichtsauffassung auf neue gesellschaftliche Verhältnisse ersetzt, und die Fakten dienten eher als Illustration dieser Thesen und wurden nicht als Grundlage genommen, neue Erscheinungen der sozialistischen Gesellschaft zu verallgemeinern.

Diese Etappe ist vorbei. Der XX. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion hatte für die Bestimmung der wichtigen Rolle der marxistischen Soziologie in der gesellschaftlichen Theorie und Praxis eine grundsätzliche Bedeutung. Die Diskussionen konzentrierten sich zuerst auf rein theoretische Fragen, und zwar vor allem auf die Fragen der gegenseitigen Beziehung des historischen Materialismus und der Soziologie, auf die des Gegenstandes der marxistischen Soziologie, ihrer Methoden, der Beziehungen zwischen Theorie und Empirie usw. Diese Diskussionen werden zweifellos auch in Zukunft weitergeführt werden. Trotz verschiedener Ansichten in Einzelheiten sind wir uns im Grundsätzlichen einig: die Soziologie und die Sozialforschung sind ein wichtiges Instrument für die wissenschaftliche Erforschung unserer Gesellschaft.

* Vgl. S. A. Oranski, *Osnownyje woprossy marxistskoi soziologii*, Leningrad 1929.

² W. Markiewicz, In: *Soziologie und Praxis*. A. a. O., S. 200.

Es ist nicht notwendig, den Inhalt dieser Diskussionen hier zu wiederholen; es genügt, zu konstatieren, daß sie einen sehr ähnlichen Verlauf in allen sozialistischen Ländern haben.

Es ist wichtiger, daß neben diesen rein theoretischen Diskussionen auch die praktische Sozialforschung begonnen hat. Einem kurzen Überblick über die praktischen Maßnahmen zur Entwicklung der Soziologie und der Sozialforschung in der ČSSR soll eine Bemerkung zu solchen grundsätzlichen Problemen, die mit dem kräftigen Aufschwung der Soziologie wohl in allen sozialistischen Ländern verbunden sind, vorangehen.

Die Anziehungskraft der Soziologie und das Interesse für diese Wissenschaft sind zweifellos sehr groß. Die Tschechoslowakische Soziologische Gesellschaft, die erst vor einem halben Jahr gegründet wurde, zählt heute beispielsweise schon fast 1000 Mitglieder. Das ist gewiß eine positive Tatsache. Aber ein solches Zu-schnell-Mode-Werden birgt in sich die Gefahr, daß man von der Soziologie mehr erwarten könnte, als sie besonders im Anfang überhaupt zu leisten vermag, und das müßte dann zu Enttäuschungen führen. Es ist durchaus möglich, daß in der Soziologie ein Heilmittel [177] gesehen wird, das alle brennenden Probleme erklären soll, mehr noch, die fertige Rezepte zur augenblicklichen Lösung parat hat. Hierzu ist mit allem Nachdruck festzustellen, daß die Soziologie eine Wissenschaft ist, die nicht durch eine naiv-empirische Erkenntnis ausgeschöpft wird, sondern die hohe Ansprüche an die Beherrschung der theoretischen Voraussetzungen sowie der wissenschaftlichen Methoden des Studiums, der Erkenntnis und der Bearbeitung von Fakten stellt. Wenn die Soziologie für jemanden nur ein Sammeln von Fakten, verschiedenen Fragebogen, Antworten auf zufällige Fragen und ihre laienhafte Bearbeitung bedeutet, so macht er sich und anderen gefährliche Illusionen über diese Wissenschaft, so erlebt er nicht nur selbst Enttäuschung, sondern er diskreditiert die Soziologie überhaupt. Wenn die Soziologie und ihre Methoden beherrscht werden sollen, muß sie nicht weniger studiert werden als die Naturwissenschaft. Setzt die Kenntnis der Atomstruktur ein schwieriges und jahrelanges Studium voraus, so müßte doch verständlich sein, daß die Erkenntnis einer so komplizierten Struktur wie die der Gesellschaft nicht mühelos errungen werden kann.

In der gegenwärtigen Entwicklungsetappe müssen vor allem die wissenschaftlichen Vorbereitungen betont werden, neue Kader in die soziologische Wissenschaft eingeführt und die marxistische Methodik der Soziologie sowie der empirischen Forschung wissenschaftlich durchgearbeitet werden. Die konkreten Forschungen sollten sich zunächst auf engere Fragestellungen konzentrieren. Hier wäre auch eine bessere Zusammenarbeit zwischen Soziologen der sozialistischen Länder nötig.“³

Wir haben etwas ausführlicher zitiert, da dieser Bericht ein lebendiges Bild von dem Aufblühen der Soziologie nach 1956 gibt und gleichzeitig andeutet, wie schwierig es ist, eine „verlorene“ Wissenschaft wieder zu entwickeln; ein lebendiges Bild, insbesondere auch auf Grund der Bescheidenheit und nüchternen Einsicht, mit der hier die Situation geschildert wird.

Zahari Staikov von der Abteilung für soziologische Forschung beim Zentralrat der Gewerkschaften Bulgariens berichtete für sein Land:

„In den Jahren der Herrschaft des Personenkults sind in Bulgarien keine soziologischen Untersuchungen durchgeführt worden. Erst nach dem Aprilplenum des Zentralkomitees der Bulgarischen Kommunistischen Partei 1956 wurde eine günstige Atmosphäre für die Entwicklung der Soziologie geschaffen. Einzelne wissenschaftliche Mitarbeiter und Institute begannen verschiedene Erhebungen durchzuführen, zum Beispiel über das Zeitbudget, über die Lebensweise der Landbevölkerung und anderes. Die zentrale statistische Verwaltung begann, einzelne soziologische Beobachtungen über die Familien, über die Zeiteinteilung und anderes durchzuführen. Das Institut für Philosophie der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, Abteilung Historischer Materialismus, hat mit der Bulgarischen Soziologischen Gesellschaft im September

³ Soziologie und Praxis, a. a. O., S. 228 ff.

1961 eine Beratung über die Methodologie, die Methodik und die Organisation der soziologischen Forschungen durchgeführt. Bald danach wurde die erste große soziologische Forschung in Jugendbrigaden der kommunistischen Arbeit im ganzen Land durchgeführt. Es besteht deshalb die Meinung, daß 1961 das Geburts-[178]jahr der soziologischen Forschung in Bulgarien ist, der Anfang einer neuen Etappe in der Entwicklung des soziologischen Denkens.

Bisher existiert in Bulgarien kein spezielles Institut für soziologische Forschung. Soziologische Untersuchungen und Beobachtungen werden von Instituten, Hochschulen und von verschiedenen wissenschaftlichen Gruppen und Mitarbeitern durchgeführt.“⁴

Weniger präzise über den Beginn der soziologischen Forschung äußert sich Horst Berger vom Institut für Politische Ökonomie an der Humboldt-Universität zu Berlin für die Deutsche Demokratische Republik:

„Die Notwendigkeit soziologischer Untersuchungen, besonders in der Industrie, wird gegenwärtig immer stärker betont. Die Zeit der allgemeinen Diskussion um die Soziologie ist vorüber. Diese Diskussionen haben nicht nur die Standpunkte geklärt und Meinungsverschiedenheiten sichtbar werden lassen, sie haben darüber hinaus einem größeren Kreis von Parteiarbeitern, Gesellschaftswissenschaftlern und Wirtschaftskadern deutlich gemacht, daß viele soziale Probleme innerhalb und außerhalb der Produktionssphäre einer Lösung bedürfen.

Während sich in der DDR noch vor einigen Jahren ein relativ kleines Häuflein von Gesellschaftswissenschaftlern um die soziologische Forschung bemühte, ist gegenwärtig ein beunruhigender Zustand eingetreten. Allorts werden Befragungen durchgeführt, von denen man annimmt, sie könnten entstehende soziale oder soziologische Probleme lösen. Die soziale Struktur eines gesellschaftlichen Lebensbereiches ist aber zu kompliziert, als daß sie durch Befragungen analysiert werden könnten. Es sei deshalb ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Befragungen von einzelnen und Gruppen nicht in jedem Falle mit soziologischen Erhebungen gleichzusetzen sind. Gründliche soziologische Untersuchungen setzen neben theoretischen Problemstellungen und begrifflicher Klarheit ein ausgefeiltes methodisches Instrumentarium voraus. Die Ausarbeitung einer Methodik industriesoziologischer Untersuchungen ist daher heute noch dringlicher als vor zwei Jahren, dem Beginn umfassenderer soziologischer Untersuchungen.“⁵

Doch auch dies ein Bericht über eine sehr kurzfristige, aber recht lebhaft und gerade über die ersten Anfangsschwierigkeiten hinaus kommende Entwicklung.

Bevor wir uns konkreter mit der Renaissance der marxistischen Soziologie, von der in den hier zitierten Äußerungen die Rede ist und von der das gleiche vor allem für die Sowjetunion und auch für Ungarn gilt, die oben nicht genannt sind, beschäftigen, ist es notwendig, einige Einschränkungen zu dem oben Zitierten zu machen.

Denn wenn man auch von einem Darniederliegen der marxistischen Soziologie in den 1956/57 vorangehenden zwanzig Jahren sprechen muß, haben wissenschaftlich gebildete Marxisten in dieser Zeit selbstverständlich stets soziologische Forschungen betrieben und Bedeutendes geleistet. Nur drei Namen seien genannt, um das unter Beweis zu stellen:

Eugen Varga mit seinen Arbeiten auf dem Gebiet der Wirtschaftssoziologie;

[179] Georg Lukács mit seinen Arbeiten auf dem Gebiet der Literatursoziologie;

W. P. Wolgin mit seinen Arbeiten auf den Gebieten der politischen und Kultursoziologie.

Rein persönlich möchte ich berichten, daß ich „ganz natürlich“ ebenfalls meine soziologischen Arbeiten auf dem Gebiete der Wirtschaftssoziologie fortsetzte und sie im Laufe der vierziger Jahre auf das Gebiet der Literatursoziologie auszudehnen begann. Wenn ich, wie auch Varga, Lukács und Wolgin, dabei auf das Wort Soziologie oder soziologisch verzichtete, so schien mir

⁴ Z. Staikov, in: Soziologie und Praxis. A. a. O., S. 236.

⁵ H. Berger, in: Soziologie und Praxis. A. a. O., S. 64 f.

das nur richtig, da mir mein Verfahren einfach als eine Anwendung der Grundlehren des Historischen Materialismus erschien. Ich hatte nicht den Eindruck, im mindesten in meiner Arbeit beschränkt zu sein.

Und doch hatte ich selbstverständlich mit diesem fehlenden Eindruck unrecht. Das, was uns, insbesondere nach 1945, fehlte, war die praktische soziologische Untersuchung sozialer Phänomene, die soziologischer Untersuchung dringend bedurften. Kein erfahrener Soziologe wird bestreiten, daß es, abgesehen von den letzten Worten, Unsinn ist, wenn es in der „Einführung in die soziologische Forschung“ heißt: „Soziologische Forschung hat es mit aktuellen, gegenwärtigen Erscheinungen und Prozessen zu tun. Sie erstreckt sich weder auf Vergangenes noch ergeht sie sich in willkürlichen, subjektivistischen Spekulationen über die Zukunft.“⁶ Andererseits wäre es ebenfalls Unsinn, die praktische soziologische Forschung der Gegenwart durch Fragebogen usw. etwa nur als Hilfswissenschaft der Soziologie zu betrachten.

Der Fortfall praktischer soziologischer Gegenwartserforschung war nicht nur schädlich, da er den Aufbau des Sozialismus behinderte, wie jeder Mangel wissenschaftlicher Durchdringung der gesellschaftlichen Realität. Er ist auch schwer zu verstehen angesichts der marxistischen Tradition auf diesem Gebiet – man denke nur etwa an den von Marx entworfenen Fragebogen für eine Enquête ouvrière der „Revue Socialiste“.⁷

Der Fortfall der praktischen soziologischen Gegenwartsforschung führte weiter dazu, daß in den sozialistischen Ländern die Weiterbildung des entsprechenden technischen Forschungsinstrumentariums praktisch unterblieb, während gleichzeitig in den kapitalistischen Ländern bedeutende Fortschritte in dieser Richtung gemacht wurden. Mit Recht heißt es in einem „Zur Technik und Methodologie einiger quantifizierender Methoden der soziologischen Forschung“ betitelten Werke:

„Obgleich die sozialen Ursachen für das Entstehen und die Ausnutzung der konkreten soziologischen Forschung in der bürgerlichen Gesellschaft den sozialen Ursachen für die Entwicklung der Sozialforschung in den sozialistischen Ländern direkt entgegengesetzt sind, so galt es, erkenntnistheoretisch sowohl in der bürgerlichen als auch in der marxistischen Sozialforschung viele in formeller Hinsicht analoge Aufgaben zu lösen. Das betrifft hauptsächlich die Technik der spezifischen Forschung, wo das Objekt der Erkenntnis die Meinung, das Verhalten des Menschen und die verschiedenen sozialen Bindungen zwischen den Menschen sind. Es betrifft weiter die mathematischen Methoden, die angewandt werden, um Informationen über die [180] sozialen Prozesse zu erhalten, das Schlußfolgern aus diesen Informationen sowie das Problem der Repräsentation und der Zuverlässigkeit der Ergebnisse der soziologischen Forschung usw.

Da die bürgerliche konkrete Sozialforschung bereits auf eine mehr als 40jährige Geschichte zurückblicken kann, ist sie bei der Ausarbeitung der genannten Probleme sehr weit fortgeschritten. Es wäre falsch, die Ergebnisse, die von der bürgerlichen empirischen Soziologie in dieser Richtung bereits erreicht wurden, zu ignorieren. Die erkenntnistheoretischen Mittel zum Studium der sozialen Prozesse sind in gewissen Grenzen indifferent gegenüber dem Inhalt der erkenntnistheoretischen Aufgaben. Wollen wir so schnell wie möglich die vor uns stehenden Aufgaben bei der Entwicklung der marxistischen soziologischen Forschung lösen, müssen wir unter einem kritischen Gesichtswinkel die Technik und den mathematischen Apparat ausnutzen, die beide für die Erforschung der sozialen Prozesse in der sozialistischen Gesellschaft anwendbar sind.“⁸

Falsch ist in dem Zitierten nur das folgende: Die bürgerliche konkrete Sozialforschung kann faktisch auf eine mehr als hundertjährige Erfahrung zurückblicken, und die Erfahrungen von Gewerkschaften der verschiedensten Länder sind auch nicht viel kürzer.

⁶ Einführung in die soziologische Forschung. A. a. O., S. 37.

⁷ Abgedruckt in: La Revue socialiste, Paris, 20. April 1880. [MEW Bd. 19, S. 230-237; Anmerkungen S. 569/570]

⁸ Zur Technik und Methodologie einiger quantifizierender Methoden der soziologischen Forschung. Berlin 1966, S. 33.

Und die soziologische Betrachtung und Analyse sind natürlich noch viel älter. Im Anhang zu diesem Kapitel geben wir eine Studie über La Bruyères, die den hohen Grad soziologischer Betrachtung am Ende des 17. Jahrhunderts andeutet.

Neben dem praktischen Fortfall der „angewandten“ Soziologie ist aber auch von großer Bedeutung, daß die Bearbeitung theoretischer Probleme der Soziologie in erschreckendem Maße vernachlässigt wurde, ein Vorwurf, der jeden Marxisten ganz besonders hart treffen muß.

Von einem solchen Ausgangspunkt nahm dann die marxistische Soziologie seit 1956/57 einen neuen Aufschwung.

Im folgenden möchte ich zunächst auf einen Aufsatz von mir eingehen, der vielfach als Beginn der Auseinandersetzungen in der modernen marxistischen Soziologie über entscheidende theoretische Fragen angesehen wird.

So klagt Hansgünther Meyer 1965 in einem Aufsatz „Zum Gegenstand der marxistischen Soziologie und zum Verhältnis von Soziologie und Philosophie“: „Das Mißtrauen gegen leeres Gerede über Theorie ist auch insofern verständlich, als sich die Diskussion in der DDR an der von J. Kuczynski vertretenen Auffassung entzündete, daß man das traditionelle System des historischen Materialismus (welches, genauer gesagt, seit den 30er Jahren gebräuchlich ist) in eine philosophische und eine soziologische Disziplin unterteilen und unter diesem Aspekt neu klassifizieren müsse.“⁹

[181] Ähnlich bemerkt der westdeutsche Ludz:

„In einer kurz informierenden Übersicht über die Entwicklung soziologischen Problembewußtseins in der DDR kann der Zeitraum von 1954 bis 1965 in vier Abschnitte eingeteilt werden. Die Zeitspanne von 1945 bis 1954 fällt kaum ins Gewicht, obwohl vereinzelte soziologisch relevante Arbeiten schon vor 1954 erschienen sind.

Die erste Etappe (1954 bis 1957) sei durch verschiedene Publikationen umschrieben: Einmal hat der Wirtschaftshistoriker Jürgen Kuczynski bereits relativ frühzeitig Gedanken entwickelt, den Histomat aus seiner Formalisierung zu lösen. Dabei kam ihm die kurze Periode des ‚Tautwetters‘ auch in der DDR (1956/57) zugute. Kuczynski hat die heute von Braunreuther wieder aufgenommene Konzeption ‚spezieller‘, soziologisch-historischer Gesetze, die von den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des Histomat zu unterscheiden seien, schon 1951^{*}, in erweiterter Form 1956^{**} und schließlich in einer Reihe von Arbeiten im Jahre 1957^{***}, †, †† vertreten.“¹⁰

Gábor Kiss meint: „Im Mai 1957 erschien in russischer Sprache von dem Ostberliner Philosophieprofessor Jürgen Kuczynski ein Aufsatz über ‚Soziologische Gesetze‘, der zum Auslöser einer noch heute nicht ganz überwundenen wissenschaftlichen Diskussion in den sozialistischen Ländern wurde. Entgegen der bis dahin geltenden Auffassung marxistischer Gesellschaftswissenschaftler hatte Kuczynski den soziologischen Gesetzen der gesellschaftlichen Wirklichkeit eine vom historischen Materialismus unabhängige Eigenständigkeit zuerkannt.“¹¹

⁹ H. Meyer, Zum Gegenstand der marxistischen Soziologie und zum Verhältnis von Soziologie und Philosophie. In: „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“, 13. Jg., Berlin 1965, H. 6, S. 739.

^{*} J. Kuczynski, Fortschrittliche Wissenschaft. Zweite, erw. Aufl., Berlin 1951, S. 54 f.

^{**} J. Kuczynski, Über einige Probleme des Historischen Materialismus, dargestellt vornehmlich an Beispielen aus der deutschen Geschichte. Berlin 1956, S. 10 f.

^{***} J. Kuczynski, Soziologische Gesetze (russ.) In: Voprosy Filosofii, Jg. 1957, H. 5, S. 95 ff.

[†] J. Kuczynski, Der Mensch, der Geschichte macht. In: „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, S. Jg., Berlin 1957, H. 1, S. 1 ff.

^{††} J. Kuczynski, Parteilichkeit und Objektivität in Geschichte und Geschichtsschreibung. In: „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, 4. Jg., Berlin 1956, H. 5, S. 873 ff.

¹⁰ P. Chr. Ludz. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 8: Studien und Materialien zur Soziologie der DDR, hg. v. P. Chr. Ludz, Köln und Opladen 1964, S. 352.

¹¹ G. Kiss, Gibt es eine „marxistische“ Soziologie? Köln und Opladen 1966, S. 14.

Da dieser Aufsatz ebenso wie die Diskussion um ihn kennzeichnend für den Stand der marxistischen Soziologie damals waren und da der Aufsatz einiges enthält, das noch heute Bedeutung hat, obgleich wir viel weiter als damals sind, und da er weder in seiner ursprünglich eingesandten noch in seiner später gedruckten Form auf deutsch veröffentlicht worden ist, bringe ich ihn (als wissenschaftshistorische Erinnerung) im Anhang in seiner ursprünglich eingereichten Form.

Der Artikel wurde auf Vorschlag der sowjetischen Zeitschrift „Fragen der Philosophie“ für ihre Festnummer zur 40. Wiederkehr des Tages der Oktoberrevolution 1957 geschrieben.

Worum es mir in erster Linie ging, war, die Soziologie als eigene Wissenschaft etablieren zu helfen. Eine Wissenschaft hat nun nur eine Existenzberechtigung, wenn sie sich mit der Entdeckung und Erklärung von Gesetzen beschäftigt.

[182] Es schien mir deshalb notwendig zu überlegen, welche Art von Gesetzen eine soziologische Wissenschaft entdecken und erklären mußte. Da mir eine Wissenschaft der Soziologie, die nur ein anderer Name für Historischer Materialismus wäre, überflüssig erschien, kam es mir also darauf an, ein Forschungsgebiet für die Soziologie abzustecken, das die Entdeckung von Gesetzen einer spezifischen Art erlauben würde.

Gleichzeitig schien mir klar, daß es sich bei soziologischen Gesetzen um „Quer“-Gesetze handelt, um Gesetze, die die Beziehungen zwischen verschiedenen Sphären, Ebenen, Gebieten des gesellschaftlichen Lebens bestimmen.

Das heißt, die Soziologie hat es meiner damaligen Ansicht nach mit Gesetzen zu tun, die einmal nicht die Gesellschaft als Ganze betreffen und sodann auch nicht, wie andere „Gebiets“-Wissenschaften nur ein „einfaches“ einzelnes Gebiet. Bei soziologischen Gesetzen handelt es sich vielmehr um Gesetze, die die Beziehungen zwischen verschiedenen „Gebieten“ regeln.

Dann jedoch machte ich meiner späteren Ansicht nach einen Fehler. Ich sprach von den drei „Sphären des Universums“, der Natur, der Gesellschaft und dem Denken, und sagte: Soziologische Gesetze seien solche, die die „Beziehungen zwischen der gesellschaftlichen Sphäre und einer der beiden anderen oder innerhalb verschiedener Teile der gesellschaftlichen Sphäre“ betreffen und nenne dann als soziologische eine Reihe von Gesetzen wie

das Gesetz der notwendigen Übereinstimmung der Produktionsverhältnisse mit dem Charakter der Produktivkräfte, oder

das von mir so formulierte Gesetz: Im Laufe der Zeit wandeln sich die Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft so, daß der überwältigende Einfluß der Natur auf die Gesellschaft am Anfang der Geschichte der Menschheit sich in einen überwältigenden Einfluß der Gesellschaft auf die Natur wandelt.

Dabei aber handelt es sich um Gesetze, die ganz eindeutig in das Gebiet des Historischen Materialismus gehören, also in die allgemeine Gesellschaftslehre.

Wenn man aber unter Soziologie eine Wissenschaft von den Beziehungen zwischen verschiedenen Sphären der Gesellschaft „unterhalb“ der allgemeinen Gesetze des Historischen Materialismus verstehen will, wie ich es damals wollte, dann muß man andere Beispiele wählen:

Zum Beispiel die Gesetze, die die Beziehungen zwischen Ökonomie und Schöner Literatur im speziellen regeln – also zum Beispiel nicht das Gesetz, daß das „gesellschaftliche Sein“ letztlich das Bewußtsein regelt, sondern das Gesetz, das dazu führt, daß die spezifische Ökonomie des Kapitalismus einen der Kunst feindlichen Charakter hat (das ich in dem Artikel auch erwähne).

Die Reaktion auf den Artikel war im allgemeinen außerordentlich scharf und ging trotz berechtigter Einwände bedauerlich daneben.

Zunächst wurde vielfach die Behauptung aufgestellt, ich sei ein Revisionist, der den Historischen Materialismus abschaffen und durch die „bürgerliche Wissenschaft“ der Soziologie ersetzen

wolle. Beide Teile der Behauptung sind falsch. Mein Bestreben war vielmehr gerade umgekehrt, die Soziologie als „eigenberechtigte“ Wissenschaft im Gesamtrahmen des Historischen Materialismus zu etablieren, das heißt als eine Wissenschaft, die, genau wie die Philosophie und Politische Ökonomie ausgehend [183] von den Grundgesetzen des Historischen Materialismus, die Aufgabe hat, spezifische soziologische Gesetze zu untersuchen. Daß aber die Soziologie keine „bürgerliche Wissenschaft“ ist, hat man inzwischen allgemein begriffen.

Es gibt im Grunde überhaupt keine bürgerlichen Wissenschaften. Es gibt nur Wissenschaften, die auf Grund ideologischer Schranken oder gesellschaftlicher Erfordernisse mehr oder weniger vollendet sind. So stellen die Gesellschaftswissenschaften in dem unter der Herrschaft der Bourgeoisie geschaffenen Stadium der Entwicklung einen außerordentlichen Fortschritt gegenüber ihrem Niveau unter dem Feudalismus dar, und zwar genau deswegen, weil sie den Interessen der Bourgeoisie dienen, weil sie die Realität vom Gesichtspunkt der Bourgeoisie, die eine im Niveau weit über den Feudalherren stehende Klasse ist, untersuchen. Und die Gesellschaftswissenschaften, wie sie sich im Interesse der Arbeiterklasse (Marx, Engels, Lenin) und unter der Herrschaft der Arbeiterklasse (Lenin und später) weiter entwickeln, stellen wieder ein höheres Niveau der Erkenntnis dar, da die Gestaltung der Gesellschaft im Interesse der Arbeiterklasse (sozialistische Gesellschaft) ein weiterer Fortschritt in der Geschichte der Menschheit ist. Die sozialistische Gesellschaft kann nur auf Grund besserer Beherrschung von Natur und Gesellschaft funktionieren, erfordert also eine tiefere und umfassendere Erkenntnis der Realität. Jede Gesellschaft hat das Niveau der Gesellschaftswissenschaften (und auch Naturwissenschaften), das ihrer Erkenntnismöglichkeit als Klassenorganisation und ihrer gesellschaftlichen Erkenntnisnotwendigkeit zur Sicherung ihres Bestandes entspricht – bis eine neue Ordnung unter Führung einer anderen Klasse von den Produktivkräften verlangt wird bis sich schließlich eine klassenlose Gesellschaft herausbildet.

Da aber die sozialistische Gesellschaft diejenige ist, in der alle Schranken auch der wissenschaftlichen Entwicklung im Laufe der Zeit fallen, können die Gesellschaftswissenschaften in der sozialistischen Gesellschaft nicht nur ein höheres Niveau als in der vorangehenden Gesellschaft, sondern das überhaupt höchstmögliche Niveau erreichen. Ja mehr, schon in der alten, der kapitalistischen Gesellschaft können die wissenschaftlichen Vertreter der Klasse, die die neue Gesellschaft schaffen wird, die wissenschaftlichen Vertreter der Arbeiterklasse, alle Schranken der Gesellschaftsordnung, in der sie leben, überspringen. So erklären sich die wissenschaftlichen Leistungen von Marx, Engels und Lenin, von Plechanow, Mehring und Luxemburg.

Doch nun zurück zur Entwicklung der soziologischen Diskussion auf Grund meines Artikels. Der erste wichtige Gegenartikel, von W. W. Kolbanowski, erschien in der sowjetischen Zeitschrift „Fragen der Philosophie“.

Richtig sieht Kolbanowski: „In dem Bestreben, die Soziologie zur selbständigen Wissenschaft mit eigenem Gegenstand und eigenen Gesetzen zu erheben, grenzte Kuczynski die Gesetze des historischen Materialismus von den soziologischen Gesetzen ab“, ¹² falsch ist es, wenn er fortfährt: „und stellte sie einander gegenüber“. ¹³ Man stellt nicht unter- und übergeordnete Gesetze „gegenüber“.

[184] Richtig bemerkt er auch: „Die Trennung der soziologischen Gesetze von den Gesetzen des historischen Materialismus führt zu einer engeren und beschränkteren Auffassung vom soziologischen Gesetz selbst.“ ¹⁴ Gegen diesen Standpunkt bemerkt er ¹⁵: „Man kann die Gesetze des historischen Materialismus und die soziologischen Gesetze nicht gegeneinander stellen und

¹² W. W. Kolbanowski, zitiert nach der deutschen Übersetzung in: „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“, 8. Jg., Berlin 1960, H. 1/2, S. 108/115.

¹³ Ebendort.

¹⁴ Ebendort.

¹⁵ Ebendort.

voneinander trennen. Man braucht in Wirklichkeit nicht zwei Worte, zwei Begriffe, denn beide sind identisch.“ Aber wozu dann überhaupt. von Soziologie sprechen?

Dann stellt Kolbanowski fest: „Man muß die allgemeinsten soziologischen Gesetze, die für die gesellschaftliche Bewegung im ganzen charakteristisch sind, und die spezifischen soziologischen Gesetze unterscheiden, die für eine oder mehrere sozialökonomische Formationen charakteristisch sind.“

Da aber ergibt sich folgende Frage: Wenn Historischer Materialismus und Soziologie identisch sind, gibt es also wie eine Politische Ökonomie bzw. Wirtschaftswissenschaft des Kapitalismus auch einen Historischen Materialismus des Kapitalismus? des Feudalismus usw.

Kolbanowski fährt fort:

„Besondere Bedeutung hat die detaillierte und systematische Untersuchung der einzelnen Seiten und Erscheinungen des Lebens der Gesellschaft. Man kann folgende Probleme nennen, die von großem Interesse für die Soziologie sind: die Rolle und der Platz der Technik in der gesellschaftlichen Entwicklung; der Einfluß der Technik in der gesellschaftlichen Entwicklung; der Einfluß des Krieges auf die gesellschaftliche Entwicklung; die Volksmassen, die Nation und die Familie in der gesellschaftlichen Entwicklung. Allgemein anerkannt ist die Rückwirkung des Überbaus auf das materielle Leben der Gesellschaft, jedoch der Einfluß solcher Formen des gesellschaftlichen Bewußtseins wie der Moral, der Philosophie, der Wissenschaft und der Kunst ist durchaus noch nicht genügend geklärt.

Aber die zentrale Aufgabe für die marxistische Soziologie war und bleibt die Frage der Gesellschaftsklassen und des Klassenkampfes. Nur die Untersuchung dieser Frage gibt den Schlüssel zum Verständnis der Triebkräfte des Fortschritts in unserer Epoche, der Ursachen der verschiedenen gesellschaftlichen Erscheinungen und ihrer ideologischen Widerspiegelungen. In erster Linie ist eine systematische Erforschung der Hauptklassen der heutigen kapitalistischen Gesellschaft – der Bourgeoisie und des Proletariats – notwendig. Die Soziologie muß ein genaues und konkretes Bild des Verhältnisses von Monopolbourgeoisie, Mittel- und Kleinbourgeoisie, bürgerlicher Intelligenz, Proletariat und Bauernschaft in jedem bedeutenden kapitalistischen Lande geben. Die Soziologie muß den Prozeß der Polarisierung der bürgerlichen Gesellschaft, der Entwicklung der Finanzoligarchie, der Fortschritte und Veränderungen in der Arbeiterklasse verfolgen. Solche Forschungen sollen die kommunistischen Parteien in ihrem Kampfe gegen die rechtssozialistischen und revisionistischen Theorien ausrüsten.“

Ist die Entwicklung der Finanzoligarchie wirklich eine Teildisziplin des Historischen Materialismus (gleich Soziologie)? oder verwendet man nicht vielmehr nur auf die Untersuchung der Entwicklung der Finanzoligarchie wie auf jede gesellschaftliche Untersuchung, ganz gleich zu welcher Gesellschaftswissenschaft sie gehört, die Methode des Historischen Materialismus?

Ähnlich argumentierte I. I. Gofman, der zwei Jahre nach meinem Artikel speziell für die „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“ gegen mich schrieb¹⁶ (die Zeitschrift fand meinen Artikel offenbar so erschreckend falsch, daß sie zwar Artikel gegen mich brachte, den deutschen Leser jedoch nicht mit meinem nur auf russisch erschienenen Artikel bekannt machte).

Gofman meint zunächst:

„Der Artikel ‚Soziologische Gesetze‘ von J. Kuczynski, der in der Zeitschrift ‚Woprossy filosofii‘, Nr. 5/1957 als Diskussionsbeitrag veröffentlicht wurde, erfordert sorgfältige Beachtung, da er eine Reihe prinzipieller Fragen der marxistischen Gesellschaftswissenschaft aufwirft.

J. Kuczynski stellt richtig fest, daß unsere Gesellschaftswissenschaft hinsichtlich der Ausarbeitung einer Reihe wichtiger sowohl mit der Praxis des sozialistischen Aufbaus als auch mit der

¹⁶ I. I. Gofman, ebendort, H. 3, S. 327/338.

Praxis des revolutionären Kampfes der Arbeiterklasse gegen den Kapitalismus verbundener konkreter Probleme zurückgeblieben ist. Als Beispiel für das Zurückbleiben der Gesellschaftswissenschaft weist er auf das Fehlen marxistischer Untersuchungen zu solchen Fragen, wie zur Beziehung zwischen Ökonomie und Ästhetik, zur Rolle der Intelligenz in der Epoche des Imperialismus und in der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus, zur Zusammensetzung der Arbeiterklasse in den europäischen Ländern der Volksdemokratie, zum Einfluß der Produktionsverhältnisse auf das soziale, politische und geistige Leben, zum Beispiel der Bauernschaft, unter den Bedingungen des Aufbaus des Sozialismus usw. hin.

Was schlägt nun J. Kuczynski vor, um dieses Zurückbleiben zu beseitigen? Er schlägt vor, die marxistische Soziologie als selbständige Wissenschaft neben dem historischen Materialismus zu entwickeln.

Damit werden von J. Kuczynski die alten Fragen nach dem Gegenstand des historischen Materialismus, danach, was unsere marxistische Soziologie darstellt, nach der Wechselbeziehung zwischen den allgemeinen, während der gesamten Geschichte der menschlichen Gesellschaft wirkenden soziologischen Gesetzen und den nur in einer bestimmten oder in einigen Gesellschaftsformationen bestehenden und wirkenden spezifischen ökonomischen Gesetzen erneut aufgeworfen.

Die Antworten, die J. Kuczynski auf diese Fragen gibt, sind unserer Meinung nach fehlerhaft.“

Im weiteren Verlauf stellt Gofman fest:

„Der historische Materialismus ist auch die marxistische Soziologie, denn gerade er untersucht die allgemeinsten Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung. Überall dort, wo W. I. Lenin der bürgerlichen die marxistische, die einzige wissenschaftliche Soziologie gegenüberstellt, spricht er vom historischen Materialismus. ...

Die marxistische Soziologie ist also der historische Materialismus und es besteht [186] keine Notwendigkeit, irgendeine besondere, vom historischen Materialismus verschiedene Soziologie zu schaffen. ...

J. Kuczynski, der für die Schaffung einer besonderen, dem historischen Materialismus parallelen Wissenschaft, der Soziologie, eintritt ...“

Gofman identifiziert ebenfalls Allgemeine Soziologie und Historischer Materialismus, aber einmal sieht er nicht, daß ich gar nicht daran dachte, die Soziologie als „parallele“ Wissenschaft zum Historischen Materialismus zu betrachten, sondern sie nur als ihm untergeordnete Wissenschaft etablieren wollte, und zweitens hat er ebensowenig wie Kolbanowski eine Ahnung von der Größe des Aufgabengebietes der Soziologie im einzelnen.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht ohne Interesse, daß ich in dem ursprünglich eingereichten Artikel (siehe Anhang) im Stadium der Korrekturen Ergänzungen in Richtung einer Illustrierung dessen, was ich unter Soziologie verstehe, durch Nennung von „engeren“ Problemen machte, wie etwa: „Ein wichtiges Problem der soziologischen Forschung ist die Frage nach dem Doppelcharakter der Produktivkräfte, die einerseits gesellschaftlich neutral sind (es gibt keine sozialistischen Lokomotiven) und andererseits die Struktur der Gesellschaft bestimmen. Marx sagt zum Beispiel, daß die Handmühle eine feudalistische und die Dampfmaschine eine kapitalistische Gesellschaft* ergibt.“

Statt mir vorzuwerfen, daß ich die „speziellen Soziologien“ ungenügend herausarbeite, gehen die Vorwürfe in die entgegengesetzte Richtung, und Gofman bemerkt:

* „Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmaschine eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten.“ (MEW Bd. 4, S. 130)

„Aus dem Gesagten folgt, daß der Versuch J. Kuczynskis, die Soziologie als gegenüber dem historischen Materialismus selbständige Wissenschaft abzusondern, einerseits zur Liquidierung des historischen Materialismus, andererseits zur Verwirrung in einer Reihe von Grundfragen der Gesellschaftswissenschaft führt.

Der Weg zur Beseitigung des Zurückbleibens in verschiedenen Fragen unserer Gesellschaftswissenschaft ist nicht in der Schaffung einer besonderen, dem historischen Materialismus parallelen Soziologie zu suchen, sondern in der Beseitigung der Isoliertheit, einer gewissen Abgeschlossenheit, der übermäßigen Spezialisierung der Gesellschaftswissenschaften, einer gewissen Loslösung des Studiums des historischen Materialismus vom Studium der speziellen Gesellschaftswissenschaften und umgekehrt in einem gewissen Empirismus beim Studium der einzelnen Gesellschaftswissenschaften. Es gilt, die Anstrengungen zu vereinigen, die die Vertreter der verschiedenen Gesellschaftswissenschaften unternehmen, um die aktuellen Probleme zu untersuchen, die mit der Praxis des sozialistischen Aufbaus und mit der Praxis des Kampfes der Arbeiterklasse in den kapitalistischen Ländern zusammenhängen.“

Natürlich ist es Unsinn, daß ich den Historischen Materialismus liquidieren wollte. Was ich wollte, war, die Soziologie als eine dem Historischen Materialismus untergeordnete Wissenschaft zu etablieren – untergeordnet und zugleich selbständig, d. h. vor allem mit dem Auftrag, spezifische Gesetze zu finden und zu untersuchen, wie es die Wirtschaftswissenschaft oder die Kunstwissenschaft tut.

Man kann wohl sagen, daß dieser Versuch bisher in gewisser Weise gescheitert ist. Die Auffassungen von Kolbanowski und Gofman beherrschen weiter die Haltung der Gesellschaftswissenschaftler in der Sowjetunion. Im Juli 1960 druckte „Sowjet-[187]wissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge“¹⁷ einen in Heft 3 der „Fragen der Philosophie“ 1960 erschienenen Aufsatz von G. I. Gleserman „Zum Gegenstand des historischen Materialismus“ ab, in dem es heißt: „Es besteht zum Beispiel die Meinung, daß neben dem historischen Materialismus die Soziologie als besondere Wissenschaft bestehen müsse, als eine Wissenschaft, die ihre eigenen, von den Gesetzen des historischen Materialismus zu unterscheidenden Gesetze habe. Einige Wissenschaftler machen einen Unterschied zwischen dem historischen Materialismus als einem Bestandteil der marxistischen Philosophie und der Soziologie, die ihrer Meinung nach eine nichtphilosophische Wissenschaft ist, welche die Struktur der Gesellschaft untersucht.“

In einer Fußnote zum ersten Satz schreibt Gleserman: „Diese Ansicht äußerte zum Beispiel der bekannte deutsche Wissenschaftler Jürgen Kuczynski in dem Artikel ‚Soziologische Gesetze‘, der in der Zeitschrift ‚Fragen der Philosophie‘ (Nr. 5/1957) veröffentlicht wurde. J. Kuczynski teilt die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung in Gesetze des historischen Materialismus und in Gesetze der Soziologie ein. Die Gesetze des historischen Materialismus bringen nach seiner Ansicht die Beziehungen zwischen der Gesellschaft als Ganzes und der Natur oder dem Denken zum Ausdruck; die soziologischen Gesetze hingegen sind ein Ausdruck der Beziehungen zwischen den Bestandteilen innerhalb der gesellschaftlichen Sphäre. Im Zusammenhang hiermit betrachtet J. Kuczynski die Soziologie als eine besondere Wissenschaft, die vom historischen Materialismus zu unterscheiden ist. Dies führt ihn zu einer Reihe unrichtiger Schlussfolgerungen. So zum Beispiel ist er der Meinung, daß die Gesetze des historischen Materialismus Gesetze der Beziehungen zwischen Gesellschaft und Denken, zwischen Gesellschaft und Natur sind. Was dagegen die Gesetze der Übereinstimmung der Produktionsverhältnisse mit dem Charakter der Produktivkräfte, von Basis und Überbau angeht, so zählt J. Kuczynski sie zu den soziologischen Gesetzen. Auf diese Weise werden überaus wichtige Leitsätze (zum Beispiel die Lehre von Basis und Überbau) aus dem historischen Materialismus ausgeschlossen.“

¹⁷ G. I. Gleserman, Zum Gegenstand des historischen Materialismus. In: Sowjetwissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, Berlin 1960, H. 7, S. 727/746.

Die Diskussion über den Gegenstand der Soziologie machte – ganz im Gegensatz zu den schnell an Zahl und Bedeutung und Reife wachsenden soziologischen Untersuchungen von Einzelproblemen – in den folgenden Jahren keine großen Fortschritte.

Noch um die Mitte des Jahres 1965 stellt H. Mayer in seinem schon zitierten Artikel fest:

„Es erscheint mir nicht nötig, alle strittigen Fragen des Artikels von J. Kuczynski wieder aufzuwerfen. Wesentliches ist dazu von Gleserman, Heyden, Gofman u. a. gesagt worden. Manches an dieser Polemik ist antiquiert. Dennoch halte ich es für zweckmäßig, etwas gegen die alternative Fragestellung zu sagen, die sowohl bei Kuczynski wie auch bei seinen Kritikern, wenn auch mit jeweils umgekehrten Vorzeichen, auftritt und die bis heute in der Diskussion eine Rolle spielt*, nämlich die [188] im Grunde einseitige Fragestellung, daß bestimmte Bereiche der Gesellschaft entweder Gegenstand der Philosophie oder aber Gegenstand der Soziologie seien. In Wirklichkeit handelt es sich doch darum, die Spezifik zu untersuchen, die der philosophischen Analyse einerseits und der soziologischen Analyse andererseits an ein und demselben sozialen Sachverhalt zukommt. Dieses Problem konnte in der Diskussion nicht geklärt werden, ja mehr noch, es wurde nicht einmal explizit aufgeworfen. Obgleich man vom heutigen Standpunkt der Diskussion noch weitere Mängel nachsagen könnte – ein Verfahren, das einfach erscheinen mag, aber nicht ganz unproduktiv wäre –, muß man doch im allgemeinen der Feststellung Kallabis' zustimmen, der schreibt: „Diese Diskussionen sind nicht, wie vielleicht mancher glaubte oder noch glaubt, scholastischer Natur, von der Praxis losgelöst und für diese sinnlos. Im Gegenteil, sie erwachsen aus den praktischen Bedürfnissen, die in der Entwicklung der Wissenschaft und in der wissenschaftlichen Tätigkeit widergespiegelt werden.“**

Es ist sicher nicht ganz unerheblich, wenn im ‚Philosophischen Wörterbuch‘, in allen wesentlichen Stichworten zum Problem der Soziologie die bisherige Diskussion unter marxistischen Theoretikern nicht berücksichtigt wurde, wobei der gesamte Problemkreis als synonym mit der Theorie und Praxis der bürgerlichen Soziologie erscheint.*** So wird in einem kollektiven Werk marxistischer Philosophen das, was wir oben als falsche alternative Fragestellung im Verhältnis Philosophie–Soziologie herausstellten, in extremer Form praktiziert, wobei implizit die marxistischen Soziologen, die heute in der DDR eine sehr wichtige theoretische und praktische Arbeit leisten, in einem Maße ideologisch verdächtigt werden, wie es den Verfassern dieser Kapitel sicher nicht bewußt ist.“¹⁸

In dem 1967 erschienenen 2. Bd. des „Ökonomischen Lexikons“ definiert H. Taubert die Allgemeine Soziologie so: „Soziologie – marxistisch-leninistische Lehre von der Gesellschaft, die den Zusammenhang der gesellschaftlichen Erscheinungen, die Gesamtheit und das System der sozialen Beziehungen der Menschen untersucht. Der historische Materialismus als die Wissenschaft von den allg. Gesetzen der Struktur und Entwicklung der Gesellschaft als Ganzes bildet theoretisch und methodologisch die allg. S. des Marxismus. Gegenstand der Forschung der allg. S. sind die allg. Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft, die Bedingungen ihres Wirkens und das System der gesellschaftlichen Beziehungen, bezogen auf die gesellschaftliche Entwicklung insges. und auf die einzelnen Gesellschaftsordnungen.“¹⁹ Auch hier werden ganz offenbar Historischer Materialismus und Allgemeine Soziologie identifiziert.

* Vgl. z. B. F. Konstantinov und V. Kelle, Der historische Materialismus – die marxistische Soziologie. In: Kommunist, H. 1/1965 (russ.).

** H. Kallabis, Zu Gegenstand und Verhältnis von Philosophie, Soziologie und wissenschaftlichem Kommunismus. In: „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“, 12. Jg., Berlin 1964, H. 4, S. 428.

*** Philosophisches Wörterbuch. Hg. v. G. Klaus und M. Buhr. Leipzig 1964. Stichwort: Soziologie, Betriebssoziologie und Familiensoziologie.

¹⁸ H. Meyer, a. a. O.

¹⁹ H. Taubert, Allgemeine Soziologie. In: Ökonomisches Lexikon. Bd. 2, Berlin 1967, S. 672.

In dem ebenfalls 1967 erschienenen „Wörterbuch der Ökonomie. Sozialismus“ aber heißt es: „Soziologie: gesellschaftswissenschaftliche Disziplin, die soziale Strukturen, ihre Vielfalt in den verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, ihre Zu-[189]sammenhänge und Wechselwirkungen im Gesamtsystem untersucht. Damit erarbeitet sie Grundlagen und konkrete Hinweise für die wissenschaftliche Führung allgemeiner und spezieller Prozesse. Sie erforscht deren Gesetzmäßigkeiten. Methodologische und theoretische Grundlagen der S. sind der historische Materialismus und die politische Ökonomie. Sie umfaßt alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens.“²⁰ Hier liefern Historischer Materialismus und Politische Ökonomie gemeinsam die „methodologischen und theoretischen Grundlagen der Soziologie“. Hier wird die Soziologie ganz offenbar, so wie es mir richtig erscheint, als eine Einzelwissenschaft aufgefaßt.

Und auch folgendes ist anzumerken. 1969 erschien bei uns ein „Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie“, herausgegeben von führenden Soziologen der DDR, u. a. Wolfgang Eichhorn und Erich Hahn. Als wichtige Stichworte des Wörterbuches werden auf dem Umschlag u. a. genannt: Dokumentenanalyse, Interview, Wettbewerb. Es scheint mir einfach grotesk, solche Stichworte in einem Wörterbuch des Historischen Materialismus (gleich Soziologie) anzuführen und sie gar noch für so wichtig im Rahmen der Lehre des Historischen Materialismus (gleich Soziologie) zu halten, daß man sie auf den Umschlag des Wörterbuches setzt.

Sobald konkreter über die Soziologie gesprochen wird, entdeckt man, wie es auch Eichhorn in seinem Artikel über Soziologie im Philosophischen Wörterbuch geschah, daß die Soziologie eine „relativ selbständige einzelwissenschaftliche Disziplin“ ist.

Warnend heißt es so richtig in der Vorbemerkung zu einem Büchlein über „Theoretische und methodologische Probleme der marxistischen Industriesoziologie“:

„Die Zahl industriesoziologischer Forschungen hat in den vergangenen Jahren bedeutend zugenommen. Nicht in gleichem Maße ist die Ausarbeitung einer Theorie der marxistischen Industriesoziologie vorangekommen. Diese Tatsache beginnt sich heute bereits negativ auf Anlage und Ergebnisse industriesoziologischer Forschungen auszuwirken, wodurch ihr Beitrag und Nutzen für die wissenschaftliche Leitung sozialer Prozesse in diesem lebenswichtigen Bereich unserer sozialistischen Gesellschaft und für die Entwicklung einer engen Gemeinschaftsarbeit mit anderen Wissenschaftsdisziplinen nicht genügend zum Tragen kommt.

Ausgehend von den Erfordernissen der Beschlüsse des VII. Parteitages der SED halten wir es deshalb für an der Zeit, die Anstrengungen zur Erarbeitung einer Theorie der marxistischen Industriesoziologie zu vergrößern.“²¹

Und diese Warnung scheint mir für die Soziologie als Ganze zutreffend. Ich meine, wir müssen zu einer Theorie der Soziologie, zu einer Bestimmung ihres Arbeitsgebietes kommen, die sie als „relativ selbständige einzelwissenschaftliche Disziplin“ etabliert. [190]

²⁰ Soziologie. In: Wörterbuch der Ökonomie. Sozialismus. Berlin 1967, S. 426.

²¹ Vorbemerkung. In: Theoretische und methodologische Probleme der marxistischen Industriesoziologie. Berlin 1967, S. 5.

2. Briefwechsel zwischen Wolfgang Eichhorn und Jürgen Kuczynski

Brief von W. Eichhorn an J. Kuczynski

25.4.77

Lieber Jürgen!

Deine Ausführungen über Schicksale und Grundfragen der Soziologie werfen eine Reihe wichtiger Fragen auf. Aber für die meisten dieser Fragen gibt es viele, die ein sehr viel berufeneres Urteil abgeben können, als mir das möglich ist. Du wirst sicher mit mir einverstanden sein, wenn ich mich in meinen Bemerkungen auf den Fragenkomplex beschränke, in dem Du gegen mich polemiserst und der sich mit der „allgemeinen Soziologie“ oder allgemeinen soziologischen Theorie verbindet. Und da ich auch heute noch, nach der Lektüre Deiner Kritik, zu der Meinung stehe, die ich im „Wörterbuch der Philosophie“ niedergelegt habe und die auch in den von Dir gebrachten Zitaten zum Ausdruck kommen, werde ich um eine Antwort auf Deine Einwände bemüht sein.

Ich beginne gleich mit dem Widerspruch, den Du in meinem Text (Wörterbuch der Philosophie) glaubst gefunden zu haben. Offenbar liegt hier ein Mißverständnis vor. Ich gehöre zu denjenigen, die der Meinung sind, daß die „allgemeine Soziologie“ oder die allgemeine soziologische Theorie mit dem historischen Materialismus identisch ist. Das stimmt. Aber ich bin weit davon entfernt, „Soziologie“ auf allgemeine soziologische Theorie, auf „allgemeine Soziologie“ reduzieren zu wollen. Das entspricht nicht meiner Meinung, und meine Erläuterungen zum Begriff „Soziologie“ – Du zitierst sie – beginnen ja auch ganz anders. Ich gebe da eine Bestimmung von „Soziologie“, bei der ich einfach von dem ausgehe, was sich in der Realität des Wissenschaftsbetriebes entwickelt hat oder entwickelt und stelle – wobei ich mit einiger theoretischer Vorsicht vorgehe – lediglich fest, daß unter dieser Bezeichnung gegenwärtig bei uns außerordentlich unterschiedliche Untersuchungen „zusammengefaßt“ werden (von philosophischen Untersuchungen über gesellschaftliche Zusammenhänge bis hin zu Einzelerhebungen) und daß diese Untersuchungen nur „insofern tatsächlich eine Einheit bilden“, als sie die Gesellschaft oder einzelne Teilbereiche derselben unter dem Aspekt komplexer Zusammenhänge studieren. Hier verfolge ich also nicht die Absicht, die „allgemeine Soziologie“ oder die allgemeine soziologische Theorie zu bestimmen, sondern ich versuche nur das, was sich auf dem Gebiet der Soziologie entwickelt – unter Einschluß bestimmter Untersuchungen philosophischer Art, unter Einschluß auch dessen, was man unter „allgemeiner soziologischer Theorie“ verstehen kann –, auf einen allgemeinen Nenner zu bringen. Daher kann ich nicht verstehen, [191] wie Du zur Meinung kommst, daß, wenn man meinen Ausführungen folgt, Industriebetriebssoziologie, Kunstsoziologie, Familiensoziologie zu „Teildisziplinen der Wissenschaft des Historischen Materialismus“ werden. Auf die „allgemeine Soziologie“ und ihr Zusammenfallen mit dem Historischen Materialismus komme ich erst nach dieser anfänglichen Erörterung des Begriffs „Soziologie“ zu sprechen. Natürlich verwende ich darauf besonderes Augenmerk (was in einem philosophischen Wörterbuch selbstverständlich ist). Und dann wende ich mich soziologischen Untersuchungen zu, die sich mit entscheidenden Teilbereichen und sozialen Gruppen und Klassen unter dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Komplexität beschäftigen (Du zitierst auch dies in wesentlichen Teilen und stimmst zu), wobei ich ihre relativ selbständige Bedeutung betone. Hier spreche ich also nicht mehr von der „allgemeinen soziologischen Theorie“. Ich vermag hier wirklich keinen Widerspruch zu finden. Ein Widerspruch kann da nur entstehen, wenn unterstellt wird, daß sich für mich die Soziologie auf die allgemeine soziologische Theorie reduziert. Aber das ist, wie gesagt, nicht meine Meinung.

Nun zur „allgemeinen Soziologie“ oder „allgemeinen soziologischen Theorie“. Ich kann mir unter diesen Termini nach wie vor nichts anderes vorstellen als *die Theorie der Gesellschaft* (als Ganzes gesehen). Das ist wohl auch die allgemeine Bedeutung des Wortes „Soziologie“. Es geht mir dabei nicht um einen Streit über Wortexegesen. Ich verbinde damit die Behauptung

– die ich aus der Geschichte der Soziologie und aus theoretischen und methodologischen Erwägungen heraus beliebig umfassend beweisen kann –, daß es keinerlei soziologische Beschäftigung gibt, die nicht auf einer umgreifenden Theorie von der Gesellschaft als Ganzem beruht, von ihr ausgeht, sie weiter ausführt, sie umsetzt, in sie einmündet usw.

Es bleibt nur die Frage, ob und in welchem Sinne die Gesellschaft als Ganzes Gegenstand einer wissenschaftlichen Disziplin sein kann. Vom Positivismus wird diese Frage verneinend beantwortet, als unwissenschaftlich oder wissenschaftlich sinnlos, als metaphysisch denunziert. Aber natürlich ist die positivistische Stellungnahme hierzu auch nur der schlecht verhüllte Ausdruck einer idealistischen und damit von ihrer ganzen Grundlage her unwissenschaftlichen Theorie über die Gesellschaft als Ganzes, zudem noch eine in der Regel äußerst primitive idealistische Theorie. Einen wissenschaftlichen Zugang zu dieser Fragestellung erhält man nur, indem man den Materialismus konsequent durchführt, indem das gesellschaftliche Bewußtsein aus dem gesellschaftlichen Sein erklärt wird, indem die ideologischen Verhältnisse auf die materiellen Gesellschaftsverhältnisse zurückgeführt werden, die sich ihrerseits aus einer gewissen Entwicklungsstufe der materiellen Produktivkräfte ergeben. Kurz, zu einer wissenschaftlichen Lehre der Gesellschaft als Ganzes kann man nur durch die Entwicklung und den Ausbau der materialistischen Geschichtsauffassung, der materialistischen Gesellschafts- und Geschichtstheorie kommen, mit anderen Worten, sie fällt zusammen mit dem historischen Materialismus. Hierzu hat Lenin in den beiden Arbeiten gegen die Volkstümpler (Band 1 der Werke) ausführlich argumentiert, und mir scheint, daß diese Argumentation heute so fundamental und richtig ist wie damals. Daß Lenin diese Argumentation später nicht mehr expressis verbis aufgreift –übrigens tut er das doch in Kapitel VI seines „Materialismus und Empirio-kritizis-[192]mus“ [LW Bd. 14] –, bedeutet nach meiner Meinung nicht, daß sie nicht wert wäre, in viel größerem Umfang zum theoretischen Allgemeingut zu werden.

Halten wir also fest. Sofern unter „Soziologie“ zunächst die Lehre von der Gesellschaft (als Ganzem), also „allgemeine Soziologie“ zu verstehen ist, ist sie identisch mit dem historischen Materialismus (oder sie ist keine Wissenschaft, keine wissenschaftliche Lehre, weil sie ja andernfalls nur idealistisch sein könnte).

Du legst denjenigen, die „allgemeine Soziologie“ und historischen Materialismus einander gleichsetzen, die Frage vor, ob es sinnvoll ist, den vertrauten Ausdruck „historischer Materialismus“ durch „Soziologie“ zu ersetzen. Nun, natürlich nicht! Ich würde eine solche Ersetzung sogar für ausgesprochen falsch und schief halten, weil sie einen in philosophisch-weltanschaulicher Hinsicht scharf und präzise bestimmten Terminus durch einen abstrakten und vagen Terminus ersetzen wurde, und man benötigt nach meiner Auffassung den Ausdruck „Soziologie“ auch nicht unbedingt, wenn man Wesen und Aufgaben des historischen Materialismus charakterisieren will. Bloß: darum geht es auch gar nicht! Wenn ich behaupte, daß im Marxismus-Leninismus die „allgemeine Soziologie“ oder „allgemeine soziologische Theorie“ mit dem historischen Materialismus identisch ist, so will ich damit den Begriff des historischen Materialismus durch den der Soziologie weder ersetzen noch erläutern oder ergänzen, sondern ich will damit *umgekehrt* dem Begriff der Soziologie (immer im Sinne der allgemeinen, umgreifenden soziologischen Theorie) eine klare philosophisch-weltanschauliche Bestimmung geben, ich will damit die Meinung zum Ausdruck bringen, daß der Marxismus-Leninismus eine „allgemeine Soziologie“, die nicht auf die materialistische Gesellschafts- und Geschichtstheorie hinausläuft, verneint und als idealistisch und unwissenschaftlich verwirft.

Du bist der Ansicht, daß es eine allgemeine Soziologie gibt, die aber mit dem historischen Materialismus nicht identisch ist, und plädiert für einen „beschränkteren Begriff der Allgemeinen Soziologie“. Du bringst aber in Deinem Artikel selbst zum Ausdruck, daß Dir eine Bestimmung einer solchen Soziologie praktisch nicht möglich ist und daß der Versuch einer solchen Soziologie „bisher in gewisser Weise gescheitert ist“. Dieses Bekenntnis ist für Deinen Diskussionspartner, der Deine Ansicht nicht teilt, insofern entwaffnend, als der nun gar nicht mehr weiß,

wie er argumentieren soll, wenn er sich nicht den Vorwurf einhandeln will, daß er das leichteste von der Welt tut und Dein Bekenntnis schadenfroh ausbeutet. Ich muß aber eine historische Bemerkung zur Problematik der „allgemeinen Soziologie“ machen. Die Diskussionen, die um diesen Gegenstand vor 15 bis 20 Jahren geführt wurden, kann man nach meiner Meinung nicht richtig beurteilen, wenn man sie nicht in Raum und Zeit hineinstellt. Mir scheint, daß Du das ungenügend tust. Ich glaube nicht, daß die Entwicklung der marxistisch-leninistischen Soziologie durch die Verfechtung der Meinung, „allgemeine Soziologie“ und historischer Materialismus seien identisch, auch nur geringfügig behindert wurde. Im Gegenteil, das war ein wichtiger Beitrag dafür, daß sich diese Entwicklung auf festen marxistisch-leninistischen Fundamenten vollzog. Man kann diese Feststellung noch erheblich verschärfen und – durchaus auch in Auswertung sehr negativer Erfahrungen, die bei der Entwicklung der marxistischen Soziologie in verschiedenen Ländern und Institutionen gemacht wurden – sagen, daß [193] dieser Klärungsprozeß eine unerläßliche Grundlage für die Entwicklung der Soziologie war und bleibt. Wenn ich die Lage der Zeit vor 15 bis 20 Jahren richtig sehe, dann war sie wie folgt beschaffen. Erstens verzeichneten wir damals einen erbitterten Angriff bürgerlicher Soziologen auf den Marxismus-Leninismus, insonderheit den historischen Materialismus, einen Angriff, der – sieht man von den Vertretern der katholischen Soziallehre ab – von den weitaus meisten bürgerlichen Soziologen von positivistisch-empiristischen Ausgangsstellungen her gestartet wurde. Zweitens gab es damals in unseren eigenen Reihen starke empiristische Tendenzen, die teilweise mit einer Geringschätzung der theoretischen Arbeit, insonderheit der philosophisch-theoretischen Arbeit, verbunden waren und an die Stelle ernster, verantwortlicher wissenschaftlicher Arbeit eine hektische Betriebsamkeit setzten. Drittens schließlich sollte nicht vergessen werden, daß mit den soeben genannten Tendenzen zuweilen auch eine unkritische, manchmal in ausgesprochener Konfrontation zu dem angeblich „dogmatischen“ Begriffsinstrumentarium des historischen Materialismus entwickelte Übernahme von theoretischen Instrumentarien aus der bürgerlichen Soziologie einherging. Nimmt man alles in allem, so fürchte ich, ehrlich gesagt, daß der Soziologie damals ein Bärendienst geleistet worden wäre, wenn man die These von einer besonderen, vom historischen Materialismus unterschiedenen „allgemeinen Soziologie“ unwidersprochen akzeptiert und befolgt hätte. Ich bin auch heute noch der Meinung – auch wenn ich aus der Sicht der inzwischen stattgefundenen Entwicklung der Soziologie und den dabei gesammelten Erfahrungen urteile –, daß die Behauptung, es müsse eine solche „allgemeine Soziologie“ geben, mehr schlechte als rechte Probleme schafft.

Ich beabsichtige mit dieser Bemerkung nicht, über die Geschichte der marxistisch-leninistischen Soziologie der letzten Jahrzehnte in der DDR zu urteilen. Das scheint mir übrigens eine aktuelle und lobenswerte Arbeit zu sein, für die meines Wissens bisher nur Vorarbeiten existieren. Auf der Grundlage einer solchen Arbeit oder im Vollzug derselben werden wahrscheinlich auch manche unserer Streitfragen eine adäquatere Entscheidung finden.

Mit bestem Dank für die Gelegenheit, Dir auf diesem Wege zu antworten, verbleibe ich

Dein Wolfgang

*

Brief von J. Kuczynski an W. Eichhorn

1. Mai 1977

Lieber Wolfgang:

Was für eine Freude, sich am heutigen Tage mit uns beiden so bedeutsamen Problemen zu beschäftigen.

Zuerst möchte ich Dir für Deinen Brief danken. Er ist mir doppelt wichtig: Einmal, weil er mich zwar hinsichtlich des Widerspruchs, den ich in Deinem Artikel im „Philosophischen Wörterbuch“

gefunden zu haben glaube, nicht überzeugt, der Leser nun aber Deine ausführlichen Bemerkungen zur Verfügung hat, so daß er besser in [194] der Lage ist, zu urteilen. Und dann, weil Du das Problem der allgemeinen Soziologie als solches noch einmal aufgenommen hast.

Ich bin froh, daß Du nicht den billigen Weg gegangen bist, aus meiner Unfähigkeit, eine Definition der Allgemeinen Soziologie zu finden, zu „beweisen“, daß es sie als etwas anderes als eine mit dem Historischen Materialismus *identische* Wissenschaft nicht gibt. Aus der Unfähigkeit eines Wissenschaftlers, eine befriedigende Definition zu geben, darf man unter keinen Umständen schließen, daß es das zu Definierende als spezifisches Etwas nicht gibt; es kann nämlich durchaus sein, daß der betreffende Wissenschaftler, in diesem Fall Dein Meinungsstreitpartner J. K., nicht oder noch nicht die genügenden Fähigkeiten und Kenntnisse zur Definition besitzt.

Aber wie auch unser Disput am Ende gelöst wird, kann ich mich mit der Begründung Deiner Auffassung von der Allgemeinen Soziologie nicht einverstanden erklären. Du schreibst, Du identifizierst Allgemeine Soziologie und Historischen Materialismus nicht, um den Begriff des Historischen Materialismus durch den der Soziologie zu ersetzen, erläutern, ergänzen, „sondern ich will damit umgekehrt dem Begriff der Soziologie (immer im Sinne der allgemeinen, umgreifenden soziologischen Theorie) eine klare philosophisch-weltanschauliche Bestimmung geben, ich will damit die Meinung zum Ausdruck bringen, daß der Marxismus-Leninismus eine ‚allgemeine Soziologie‘, die nicht auf die materialistische Gesellschafts- und Geschichtstheorie hinausläuft, verneint und als idealistisch und unwissenschaftlich verwirft“.

Aber die selbstverständliche Tatsache, daß die Soziologie eine auf dem Historischen Materialismus beruhende Wissenschaft sein muß, bedeutet doch noch nicht, daß die Allgemeine Soziologie mit dem Historischen Materialismus identisch ist. Dann würdest Du doch zu der Auffassung kommen, daß alle Gesellschaftswissenschaften identisch mit dem Historischen Materialismus sind. Wenn Du aber im „Philosophischen Wörterbuch“ schreibst: „Der historische Materialismus ist die allgemeine Soziologie des Marxismus-Leninismus“, dann ist das doch eine echte Identifizierung, die überdies nicht nur heute vielfach üblich ist, sondern es auch in den zwanziger Jahren unter Marxisten war und die damals so präzise von Bucharin formuliert wurde, indem er seinem Buch „Theorie des Historischen Materialismus“ den Untertitel „Gemeinverständliches Lehrbuch der Marxistischen Soziologie“ gab, und die 1966 R. Bollhagen ebenso präzise mit einer Kapitelüberschrift „Der Historische Materialismus als allgemeine marxistische Soziologie“ feststellte.

Auch Deine terminologische Ableitung scheint mir nicht stichhaltig. Du hast zwar recht, daß man Soziologie wörtlich als Lehre von der Gesellschaft übersetzen sollte – aber mein Guter! würdest Du aus der Tatsache, daß man Philosoph wörtlich als Freund der Weisheit zu übersetzen hat, schließen, daß nur unsere Philosophen Freunde der Weisheit sind?, oder würdest Du aus der Übersetzung von Kosmos schließen, daß nur unsere Kosmologen „Ordnungslehre“ betreiben?

Noch auf einen Punkt möchte ich eingehen: die wissenschaftliche Situation im Jahre 1957. Damals, nach dem XX. Parteitag der KPdSU, nahmen doch die Gesellschaftswissenschaften einen starken Aufschwung, und wie in jedem solchen Aufschwung gab es besondere Schwierigkeiten, teils weil so viele noch sich ungern von alten eingelaufenen Bahnen trennten, teils weil andere kühn in falsche Richtungen vorstießen.

[195] Was meinen eigenen Vorstoß in der allgemeinen Soziologie damals betrifft, so sind wir weit über ihn hinausgekommen. Das sage ich ja auch deutlich in meinen eigenen Ausführungen im vorangehenden. Aber doch freute es mich, als ich in dem 1975 erschienenen Buch von A. K. Uledov über „Soziologische Gesetze“ (Moskau 1975, S. 14) las: „Die Diskussion über soziologische Gesetze begann im Jahre 1957 mit den Ausführungen des deutschen Soziologen J. Kuczynski in der Zeitschrift ‚Fragen der Philosophie‘ ... Der Artikel erregte lebhafteste Aufmerksamkeit in philosophischen Kreisen und brachte eine Vielzahl von Reaktionen in den

theoretischen Zeitschriften, in der monographischen und anderen gesellschaftswissenschaftlichen Literatur hervor.“

Lieber Wolfgang, ich hoffe, daß auch unsere Diskussion, wem immer von uns beiden man am Ende recht geben wird, einen lebhaften Meinungsstreit mit neuen und besseren Argumenten noch, als wir beide sie verwandt haben, bringen wird.

Nochmals Dank für Deinen Brief und alles Gute,

Jürgen Kuczynski

[196]

Anhang I

Die Caractères von La Bruyère

Die folgende Analyse der Caractères von La Bruyère ist eine Überarbeitung eines Aufsatzes im „Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte“ (1971, Teil IV, S. 101-124). Sie soll uns daran erinnern, welch hohes Niveau soziologische Untersuchungen schon gegen Ende der Feudalzeit, 100 Jahre vor der großen französischen Revolution, hatten.

Jean de La Bruyère war 27 Jahre alt, als Molière starb. Er überlebte ihn um 23 Jahre und starb 50 Jahre alt am 11. Mai 1696. Er wuchs im „goldenen Zeitalter“ der französischen Kultur heran – La Rochefoucauld, La Fontaine, Molière, Boileau, Racine sind seine älteren Zeitgenossen ... Descartes, Corneille, Pascal waren zu früh gestorben oder nicht mehr aktiv genug, um den jungen La Bruyère direkt mit laufend neuen Veröffentlichungen zu beeinflussen. Er selbst gehört mit seinen Caractères einer Zeit an, die schon über das „goldene Zeitalter“ hinausreicht, und seine Umgebung ist weniger durch den so früh schon tätigen Racine oder durch Molière als vielmehr durch Fénelon, Bayle und Fontenelle gezeichnet ... oder ist es nicht doch richtiger, nur ihn und Fénelon unter den Genannten als Sondergruppe zu betrachten? denn beide waren – im Gegensatz zu Bayle und Fontenelle – noch so vom Glanz des Goldenen Zeitalters berührt, daß sie konservativ sein konnten, ohne reaktionär zu wirken, daß sie sozialkritisch urteilen konnten, ohne daß man mit irgendeinem historischen Recht auch nur einen Hauch revolutionären Geistes in ihren Schriften erwarten durfte (wobei wir von Fénelon natürlich nur zu Lebzeiten La Bruyères so denken dürfen: von 1696 bis 1715 konnte die Zeit wahrlich mehr von Fénelon fordern!).

Was ist die entscheidende Wandlung in der Gesellschaft Frankreichs der letzten zwei Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts? Es ist keine Wandlung in den Produktionsverhältnissen. Es handelt sich vielmehr um eine politische Wandlung: Der König hat des Bürgertums als Hilfstruppe gegen eine mögliche feudale Fronde entsagt; er braucht es nicht mehr. Er herrscht jetzt, in seiner Position gesichert, gestützt auf den zentralistisch interessierten Teil des Adels. Doch sind diese Jahre von 1680 bis zum Tode La Bruyères noch nicht gezeichnet von dem ökonomischen, militärischen, politischen Verfall der Macht Frankreichs, den der spanische Erbfolgekrieg im neuen Jahrhundert brachte.

Von den 16 Jahren, die La Bruyère seit 1680 noch blieben, verging genau die Hälfte, bis er mit einem literarischen Werk an die Öffentlichkeit trat. Zuvor hatte er eine wohldotierte Finanzsinekure innegehabt – auch sein Vater war in der Finanzverwaltung tätig gewesen – und war sodann sehr hoch bezahlter Hauslehrer des [197] Duc de Bourbon, Enkel des „Großen Condé“, geworden. Damals legten die Herren des Landes noch Wert darauf, bedeutende Privatlehrer für ihre zumeist recht unbedeutenden Kinder zu haben: Bossuet war Erzieher des Dauphin; der Historiker und Philosoph sowie gute Freund von La Bruyère, Géraud de Cordemoy, wurde Vorleser des Kronprinzen; der Abbé Claude Fleury, ebenfalls ein Freund La Bruyères, war Lehrer des Herzogs von Vermandois, eines Bastards Ludwig XIV., und später mit Fénelon zusammen Erzieher des Herzogs dc Bourgogne. Am 15. August 1684 hatte La Bruyère seine Stellung bei dem 16jährigen Bourbon mit einem Jahresgehalt von 1500 livres angetreten; am 11. Dezember 1686 bereits stirbt der Großvater Condé, der Enkel wird als nicht mehr erziehungsbedürftig betrachtet und La Bruyère mit dem Recht, im Condé-Schlosse von Chantilly wohnen zu dürfen, und einer Pension von 1000 écus (3000 livres) zur Ruhe gesetzt. Er ist 41 Jahre alt, begütert, hat reichlich Zeit, verkehrt mit den großen Geistern und den großen Herren seiner Zeit; noch nichts von ihm ist Zeitgenossen oder Späteren an literarischer Leistung geschenkt worden.

Doch arbeitet er schon für sich, wohl bereits seit längerem – aber nur langsam. Überhaupt: Wir besitzen neben seiner Rede bei der Aufnahme in die Akademie nur ein authentisches Werk von La Bruyère: Les Caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les Caractères ou les moeurs de ce siècle [Die Charaktere von Théophraste, aus dem Griechischen übertragen, mit den

Charakteren oder Sitten unseres Jahrhunderts]. Das Buch erschien 1688 in drei Auflagen und wurde in den folgenden fünf Auflagen, die La Bruyère noch selbst durchsah, ständig ergänzt, bis am Ende Théophrast, einschließlich der „Rede“ über ihn, nur noch ein Siebentel des Gesamtwerks ausmacht.

Mit diesem Werk, doch nur mit seinem zweiten immer mehr wachsenden Teil, wollen wir uns im folgenden als Studie über Klassen, Schichten und Berufe beschäftigen.

La Bruyère setzt diesem Teil seines Werkes eine Äußerung von Erasmus voran: „Unsere Absicht war, zum Nachdenken anzuregen, nicht zu sticheln; Nutzen zu bringen, nicht zu verletzen; bedacht zu sein auf die Sitten der Menschen, nicht den Menschen Eintrag zu tun.“¹

Kommt hier La Bruyères ehrliche Absicht zum Ausdruck? Gar manche meinen, daß ihm zumindest diese Absicht nicht gelungen sei. Wohl schreibt Taine: „Er war vor allem ein lauterer Mensch: das ist die Meinung von Boileau, von Saint-Simon und allen seinen Zeitgenossen.“ Doch dann spricht auch er von seinen „leidenschaftlichen Satiren, seiner tiefen Traurigkeit, seinen Ausbrüchen kummervollen Zornes“, von seinem „gepreßten und bitteren Lächeln“, das so vieles „vergiftet“.² Richard³ dagegen schließt sich La Bruyères Urteil über sein Werk an, das dieser in der Einleitung zum zweiten Teil so charakterisiert: „Das Publikum ... kann dieses Konterfei, das ich von ihm nach der Natur gemacht habe, mit Muße betrachten und, erkennt es sich in dem einen oder anderen der Fehler, an die ich den Finger lege, daraus [198] lernen. Das ist der einzige Zweck, dem man beim Schreiben nachgehen muß, und der einzige Erfolg, mit dem man im übrigen weniger eifrig rechnen soll; da aber die Menschen sich vom Laster keineswegs abstoßen lassen, darf man auch nicht müde werden, es ihnen vorzuwerfen: sie würden vielleicht noch schlimmer sein, wenn sie keine Sittenrichter oder Kritiker mehr hätten. Das ist der Grund, weshalb man predigt und schreibt.“⁴

Faktisch mußten sich natürlich, ganz gleich, was La Bruyère beabsichtigte, und ganz gleich auch, wie er geschrieben hätte, solange er ehrlich schrieb, Einzelpersonen wie ganze Schichten seiner Zeit gekränkt und getadelt fühlen und ihm das übelnehmen.

Sainte Beuve versucht eine Erklärung dafür, daß La Bruyère im 18. Jahrhundert nicht so hoch geschätzt wurde, wie er es verdient hätte, die dem eben Gesagten in gewisser Weise widerspricht: „Wundert man sich nun aber, daß La Bruyère, der in so vielen Punkten bis an das achtzehnte Jahrhundert reichte und ihm zuneigt, von diesem Jahrhundert nicht rückhaltloser anerkannt und gepriesen wurde, so ist die naheliegendste Erklärung dafür, daß er zu klug, uneigennützig und ruhig dazu war. Er hatte sich zu sehr mit dem Menschen im allgemeinen oder in seiner ganzen Vielfalt befaßt und er schien diesem Jahrhundert der Feindseligkeit und der Leidenschaft ein ziemlich tatloser Verbündeter.“⁵ Dem widerspricht mit vollem Recht François Charpentier, der La Bruyère mit folgenden Worten bei seiner Aufnahme in die Akademie offiziell begrüßte: „Theophrast hat seinen Stoff mehr als Philosoph behandelt und die Gesamtheit der Welt ins Auge gefaßt, Ihr seid mehr den Besonderheiten nachgegangen. Ihr habt Eure Charakterbilder nach der Natur gezeichnet, er nur nach einer allgemeinen Idee. Die Eurigen gleichen bestimmten Persönlichkeiten, die man oft wohl erkennt; die seinigen gleichen nur dem Menschen. Das ist der Grund, weshalb seine Porträts immer ähnlich sein werden; bei den Eurigen ist zu fürchten, daß sie etwas

¹ „Admonere volumus, non mordere; prodesse, non laedere; consulere moribus hominum, non officere.“ (Aus einem Brief des Erasmus an Martin Dorpius anlässlich dessen Besprechung des „Lob der Narrheit“. – Der Spruch stand bis zur 7. Auflage noch vor dem Theophrast-Teil.)

² H. Taine, *Essais de critique et d'histoire*, 4. Aufl. Paris 1923, S. 7 f.

³ P. Richard, *La Bruyère et ses „Caractères“*, Amiens 1946, S. 123 ff.

⁴ La Bruyères Charaktere, neue dt. Ausg. in 2 Bänden v. Otto Flake (im folgenden zitiert als: La Bruyère, I. u. II), Bd. 1, München 1918, S. 95 – wann immer es mir richtig schien, machte ich Verbesserungen in der Übersetzung von Flake, ohne das besonders anzumerken.

⁵ Sainte Beuve, *Literarische Porträts aus dem Frankreich des XVII.-XIX. Jahrhunderts*, hg. v. Stefan Zweig, 2 Bde., Frankfurt (Main) o. J., S. 189 (alle Zitate aus Bd. 1).

von ihrer Lebendigkeit und ihrem Glanze, durch die sie sich auszeichnen, verlieren, wenn man sie nicht mehr an denen vergleichen kann, die ihnen als Vorlage gedient haben.“⁶

La Bruyère gibt keine „allgemeinen Menschenbilder“, seine Charaktere sind sehr konkret auf seine Zeit gemünzt.⁷ Jules Benda formuliert auch so: „Statt den Menschen zu malen, hat er die Menschen gezeichnet – die Menschen in all ihrer Verschiedenheit, in ihrer Unzurückführbarkeit auf ein Eines.“⁸ Doch hat Sainte Beuve durchaus recht, wenn er meint, daß La Bruyère den großen Vorkämpfern einer neuen Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert als ein „ziemlich tatenloser Verbündeter“ erscheinen mußte. Mehr noch: La Bruyère war in keiner Weise ihr Verbündeter, denn er wollte [199] die alte Gesellschaftsordnung wohl verbessern, sie aber unter allen Umständen erhalten. Er war konservativ wie Fénelon und Saint-Simon.

Wenn ich in meiner „Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus“ schrieb:

„Die feudale ideologische Opposition mußte darum notwendigerweise fast ausschließlich eine Reformideologie sein.

Die entschiedenen und führenden ‚Feinde des Systems‘ waren Männer wie Boisguillebert, Generalleutnant der Polizei in Rouen, ein sehr einflußreicher Posten zu dieser Zeit; Vauban, Marschall von Frankreich; der Herzog von Saint-Simon und der Erzbischof Fénelon. Jeder von ihnen gehörte zur herrschenden Klasse. Jeder von ihnen wollte auf seine Weise die bestehenden Verhältnisse reformieren. Aber sie bildeten keine gemeinsame Opposition mit neuen fortschrittlichen gesellschaftlichen Ideen. Im Gegenteil, was ihnen gemeinsam war, war ein Haß gegen revolutionäre Maßnahmen ebenso wie der Mangel an Gefolge.

Saint-Simon befürwortete eine Reformation der Verwaltung. Er donnerte gegen Bürokratie und Korruption und wollte gleichzeitig die Bourgeoisie und den neuen Adel vom Hof und aus den oberen Schichten der Verwaltung ausschließen. Er wollte zurück zu den ‚guten alten Feudalzeiten‘, und sein Klassenbewußtsein drückte sich in einer bis ins kleinste Detail gehenden Verehrung für Standesunterschiede und Etikettenfragen aus. Sein Haß gegen das Bürgertum war so stark, daß er die Regierung Ludwigs XIV. un long règne de vile bourgeoisie [eine lange Regierungszeit der abscheulichen Bourgeoisie] nannte.

Fénelon trat dafür ein, die Tyrannei durch moralische Grundsätze zu ersetzen und ‚alle alten Staatsmaximen‘ wiederherzustellen. Ein tiefgläubiger Katholik, sah er das Heil in ‚wahrhaft christlicher‘ Erziehung und Toleranz. Aber natürlich müssen die feudalen Stände streng getrennt voneinander bleiben, und um die Scheidung von Privilegierten und gewöhnlichen Menschen so stark wie möglich zu betonen, entwickelte er im ‚Télémaque‘ eine spezielle feudale Kleiderordnung.“⁹ –

so kann man zu diesen Männern auch La Bruyère zählen ... mit einem entscheidenden Unterschied jedoch: La Bruyère kam aus dem Bürgertum und fühlte sich unter Umständen auch als Teil des Volkes: „Das Volk hat kaum Geist und die Großen gar keine Seele: bei jenem (dem Volk – J. K.) ist der Grund gut, während ihm das Äußere abgeht, diese haben nichts als das Äußere, es ist eine sehr einfache Oberflächlichkeit. Muß man wählen? Dann zögere ich nicht, ich will Volk sein.“¹⁰

Und dieser Unterschied hebt La Bruyère in eine ganz andere Kategorie als Fénelon und Saint-Simon. Darin liegt das Geheimnis seiner Größe: indem er sich als Bürger fühlt, und zwar als Bürger einer soeben gerade vergangenen Zeit, in der das Bürgertum noch eine vom König begehrte Stütze gegen die feudale antizentralistische Fronde der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts

⁶ Zitiert nach Übersetzung in La Bruyère, I, a. a. O., S. 96.

⁷ Taine spricht darum auch von La Bruyères réalisme. (H. Taine, a. a. O., S. 15.)

⁸ J. Benda, Einleitung zu La Bruyère, Oeuvres complètes, Paris 1951, S. XVIII.

⁹ J. Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 32: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Frankreich von 1789 bis 1830, Berlin 1967, S. 45 f.

¹⁰ La Bruyère. II, a. a. O., S. 10 f.

gewesen war, fühlt er sich in Opposition gegen die Kräfte, die in der Folgezeit alles tun, um das Bürgertum, das mit der zukünftig herrschenden Klasse der Bourgeoisie schwanger geht, zu unterdrücken. (In dieser [200] Stellung als Bürger ist es ihm auch erlaubt, Bürgertum und Volk zu trennen, denn natürlich hatte sich der König niemals auf „das Volk“, sondern nur auf das Bürgertum gegen die antizentralistische feudale Fronde gestützt.) So gesellschaftlich situiert, kann dieser konservative feudale Bürger – im Gegensatz zu den konservativen feudalen großen Herren – dem Fortschritt dienen.

In einer solchen Position ist es auch nicht verwunderlich, daß La Bruyère ein starkes Standesgefühl entwickelte und als kritischer Betrachter seiner Zeit einen feinen Sinn für die Position anderer Stände, Klassen, Schichten bis hinunter zu Berufen und Gliederungen wie Hof, Stadt, Land hatte. Ja, ich möchte sagen, daß kein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts und der vorangehenden Zeit so präzise unterscheidend die soziale Struktur Frankreichs charakterisiert hat wie La Bruyère.

La Bruyère geht von den verschiedensten Gesichtspunkten an die Analyse der sozialen Struktur Frankreichs.

Da finden wir zunächst die Scheidung in Reiche und Arme (oder die Großen und das Volk¹¹). Wir hatten schon zitiert, wie La Bruyère, wenn er die Wahl hätte, ein Großer zu sein oder zum Volk zu gehören, das Volk wählen würde. Die dem gegebenen Zitat vorangehenden Worte lauten: „Wenn ich die Lebensbedingungen der zwei am meisten entgegengesetzten Klassen betrachte, nämlich der Großen und des Volkes, scheint mir dieses zufrieden zu sein, wenn es nur das Nötigste hat, und jene ruhelos und arm im Überdruß. Ein Mann des Volkes vermöchte nichts Schlimmes zuzufügen, ein Großer will keinerlei Gutes tun und ist zu großen Schlechtigkeiten fähig. Der eine bildet und übt sich nur an Dingen, die nützlich sind, der andere fügt noch die verderblichen hinzu. Dort zeigt sich frank und frei die Derbheit der Offenherzigkeit, hier verbergen sich unter der glatten Rinde der Höflichkeit verdorbene und bösertige Säfte.“¹²

„Der eine bildet und übt sich nur an Dingen, die nützlich sind, der andere fügt noch die verderblichen hinzu“ ... etwas anders, die parasitäre Existenz der Großen stärker herausarbeitend, formuliert er auch so: „Es gibt Geschöpfe Gottes, die man Menschen nennt, und die eine intelligente Seele haben: ihr ganzes Leben geht damit hin, ihre ganze Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, Marmor zu sägen; es ist etwas sehr Einfaches, es ist nicht sehr wichtig. Es gibt andere, die sich darüber erstaunen, aber sie sind gänzlich nutzlos und verbringen ihre Tage damit, nichts zu tun; das ist noch weniger, als Marmor zu sägen.“¹³

Natürlich muß es für den guten Feudalen La Bruyère Standesunterschiede geben –aber nicht solche Unterschiede! Die Standesunterschiede stammen von Gott, die extremen Unterschiede zwischen Reichen und Armen aber von den Menschen. So heißt es im letzten „Charakter“:

[201] „Setze Macht, Vergnügen und Müßiggang auf die eine Seite, Abhängigkeit, Sorge und Elend auf die andere: entweder sind diese Dinge durch die Bosheit der Menschen an die falsche Stelle gekommen, oder Gott ist nicht Gott.

Eine bestimmte Ungleichmäßigkeit des Standes, die Ordnung und Unterordnung aufrechterhält, ist das Werk Gottes, sie läßt auf ein göttliches Gesetz schließen: aber ein zu großes Mißverhältnis, wie man ihm unter den Menschen begegnet, ist Menschenwerk oder das Gesetz der Stärkeren.

¹¹ Hier ist Volk im Sinne von „große Masse der Bevölkerung“, die Werktätigen, zu verstehen. Bisweilen gebraucht La Bruyère den Terminus auch so: „Wer Volks sagt, sagt mehr als nur eines: es ist ein weiterer Ausdruck, und man wäre erstaunt, zu sehen, was er alles umfaßt und wie weit er sich erstreckt. Es gibt das Volk, das den Großen entgegensteht: das ist der Pöbel und die Masse ;es gibt das Volk, das den weisen, fähigen und tugendhaften Leuten gegenübersteht: dazu gehören die Großen so gut wie die Kleinen.“ (Ebendort, S. 25.)

¹² La Bruyère, ebendort, S. 10.

¹³ Ebendort, S. 164.

Maßlosigkeit ist schlimm und ungerecht und geht vom Menschen aus, Ausgewogenheit ist gerecht und kommt von Gott.“¹⁴

Doch man mißverstehe La Bruyère nicht. Nichts könnte ihm ferner liegen, als die Verhältnisse gewaltsam verändern zu wollen (und zum Volk will er ja auch nur gehören, wenn er zwischen den Extremen der Großen und dem Volk zu wählen hat¹⁵). Darum macht er schon früh in seinem Werk deutlich: „Es gibt Elend auf der Welt, das das Herz ergreift; manchen Leuten fehlt alles, bis auf die Nahrung, sie zagen vor dem Winter, sie fürchten sich zu leben. Anderswo ißt man frühreife Früchte. Man tut der Erde und den Jahreszeiten Gewalt an, damit sie dem anspruchsvollen Gaumen dienen; einfache Bürger haben, nur weil sie reich waren, die Frechheit gehabt, mit einem einzigen Bissen die Nahrung von hundert Familien zu verzehren. Widersetze sich, wer will, so großen Extremen: ich mag, wenn ich es kann, weder unglücklich noch glücklich sein, ich werfe mich auf die Mittelmäßigkeit, ich flüchte mich in sie.“¹⁶

Und nun zu differenzierterer Darstellung. Berühmt und oft zitiert ist seine Schilderung der Lage der Bauern: „Auf dem Feld kann man gewisse menscheue Tiere männlicher und weiblicher Art sehen; sie sind schwarz, fahl und von der Sonne ganz verbrannt, über die Erde gebeugt, die sie mit einer unbesiegbaren Hartnäckigkeit durchwühlen; sie haben etwas wie eine artikulierte Stimme, und wenn sie sich aufrichten, zeigen sie ein menschliches Antlitz; und sie sind auch wirklich Menschen. Nachts ziehen sie sich in Schlupfwinkel zurück, wo sie von schwarzem Brot, Wasser und Wurzeln leben; sie ersparen den übrigen Menschen die Mühe, zu säen, den Boden zu bestellen und die Früchte zu ernten, und würden verdienen, daß sie des Brotes nicht ermangeln müssen, das sie gesät haben.“¹⁷

Solche Elendsdarstellungen, nicht so erschreckend in der Zeichnung, nicht so unglaublich plastisch-traurig, aber doch scharf pointierend, werden in Kürze üblicher – man lese in Boisguilleberts *Détail de la France* [Detail von Frankreich] (1695) oder Vaubans *Dime Royale* [Der Königliche Zehnte] (1707). Doch war La Bruyère wohl der erste unter den Bekannteren, der so schrieb.

In den Städten war das Elend nicht so groß. Zwar gab es unzählige Bettler, Invaliden, Kranke, Lumpen – aber die, die arbeiteten und Arbeit hatten, lebten auf höherem Standard als die Bauern. Darum ist für La Bruyère die Stadt auch mehr eine Einheit, aus der (wenn wir den Hof, der ja auch in Versailles und nicht in der Stadt lebt, ausschließen) vor allem die Neureichen herausragen. Ja, die Stadt ist ihm im [202] ganzen die Bürgerstadt, voller Handwerker, Kaufleute nebst ihres Anhangs wie Advokaten usw. Im Grunde fühlt sich der Gelehrte unwohl in dieser Gesellschaft. Die feudale Konkurrenz der Stadt bedrückt ihn so, daß er in ihr nichts als ein Nest sich befeindender Konkurrenten sieht:

„Auf den Plätzen und Straßen der großen Städte hört man aus dem Munde der vorübergehenden nichts als die Worte: Vorladung, Pfändung, Verhör, Verschreibung und Berufung. Herrscht denn in der Welt nicht die geringste Billigkeit? Ist sie vielmehr nur mit Leuten gefüllt, die kalten Herzens verlangen, was ihnen nicht geschuldet wird, oder kurzweg verweigern, was sie schulden?

Pergamente, erfunden, um die Menschen ihres Wortes eingedenk zu machen oder zu überführen: die Schande der Menschheit.

Entfernt die Leidenschaften, Eigennutz und Ungerechtigkeit, und welche Ruhe herrscht dann in den größten Städten! Bedürfnisse und Unterhalt erzeugen nicht den dritten Teil des ganzen Streites.“¹⁸

¹⁴ Ebendort, S. 303.

¹⁵ Darum hat Taine auch unrecht, wenn er bemerkt: „Bis genau auf die Terminologie scheint dieser Satz (je veux être peuple [Ich möchte Menschen sein]) vom Geist der Revolution inspiriert.“ (H. Taine, a. a. O., S. 10.)

¹⁶ La Bruyère, I, a. a. O., S. 264.

¹⁷ Ebendort, II, S. 109.

¹⁸ Ebendort, S. 72.

Worum es bei diesen dauernden juristischen Kämpfen ging, deutet, ein wichtiges Streitgebiet behandelnd, folgende Schilderung der Situation des Handwerks an: „Auch noch um 1715 spielen die Zünfte der Handwerker eine sehr bedeutende Rolle im Wirtschaftsleben des Volkes. Die Zeit ihrer größten Blüte war jedoch lange vorüber; sie waren mit Schulden überlastet; sie waren bürokratisiert und laufend in juristische Händel untereinander, mit dem Staat und mit den Manufakturen verstrickt. Überdies waren sie in ihrer Entwicklung auch durch zahlreiche staatliche Zwangsreglements behindert. Hier und da trafen sie auch bereits auf Industriekonkurrenten, die ihre Autorität mißachteten. Eine Reihe von Zunftfesseln wurden bereits bisweilen abgestreift. Um so hartnäckiger verfolgten die Zünfte das Ziel der Wirtschaftsregulierung unter ihrer Leitung. Je schwieriger es für Gesellen wurde, sich als Meister niederzulassen, desto häufiger wurden die Zunftregeln angegriffen und verletzt, und desto schärfer wachten die Zünfte über die Befolgung dieser Regeln.“¹⁹

Sobald La Bruyère jedoch auf die Frauen zu sprechen kommt, scheidet er das „gemeine Bürger-Volk“ der Stadt von den gehobenen Bürgern: „Die Geziertheit mancher Frauen aus der Stadt, die in einer schlechten Nachahmung der Damen vom Hof besteht, ist schlimmer als die Gewöhnlichkeit der Frauen aus dem Volk oder die Ungeschliffenheit der Bäuerinnen: von beiden unterscheidet sie sich dadurch, daß sie affektiert ist.“²⁰ Oder handelt es sich hier nicht bereits um die Frauen der von La Bruyère so gehaßten neureichen Streber? In jedem Fall berühren wir bereits das Thema Stadt (Paris) – Hof, über das er so manches zu sagen hat:

„Der Ausschuß des Hofes wird in den Boudoirs der Stadt mit offenen Armen empfangen, sticht den Beamten selbst in Krawatte und grauem Kostüm und den Bürger mit dem Degengehänge aus und bleibt Herr des Platzes: man lauscht auf ihn, wenn er redet, man liebt ihn, man widersteht nicht lange jemandem, der eine goldene Schärpe und eine weiße Feder trägt, der mit dem König spricht und die [203] Minister sieht. Er schafft eifersüchtige Männer und eifersüchtige Frauen, er wird bewundert, er wird beneidet: vier Meilen außerhalb der Stadt erregt er nur Mitleid.“²¹

„Paris, für gewöhnlich der Affe des Hofes, versteht es nicht immer, seinem Beispiel zu folgen. Es weiß in keiner Weise die liebenswürdige und zuvorkommende Manier nachzuahmen, mit der dort einige Höflinge und vor allem die Frauen einen Mann von Verdienst, selbst wenn er nichts als Verdienst hat, aufnehmen: sie erkundigen sich weder nach seinem Vermögen noch nach seinen Vorfahren; sie finden ihn am Hof, und das genügt ihnen. Sie nehmen ihn an, schätzen ihn und fragen weder, ob er in der Sänfte oder zu Fuß gekommen ist, noch ob er ein Amt, ein Landgut oder eine Equipage hat: da sie selbst an großem Haushalt, Glanz und Würden übergenug besitzen, so haben sie nichts gegen die Philosophie oder die Tugend einzuwenden.

Die Frau aus der Stadt dagegen braucht nur den Lärm einer Karosse zu hören, die vor ihrer Tür hält, und sie kennt überhaupt keine Grenze mehr in ihrem bereitwilligen Entgegenkommen gegen den, der darin sitzt, mag sie auch keine Ahnung haben, wer es ist; sieht sie von ihrem Fenster ein schönes Geschirr und viele Livreen, und stechen ihr die verschiedenen Reihen vergoldeter Nägel erst in die Augen, so brennt sie vor Ungeduld, den Offizier oder hohen Beamten schon in ihrem Zimmer zu sehen. Sie wird ihm den reizendsten Empfang bereiten und kein Auge von ihm wenden. Er kann überhaupt nicht bei ihr verlieren; erzählt er ihr von dem Doppelspiel, das er treibt, um sich besser halten zu können: sie bewundert ihn nur um so mehr, sie liebt ihn nur um so mehr.“²²

Doch letztlich – so groß ist der Unterschied zwischen Hof und Stadt (Paris) wieder nicht: „Am Hof oder in der Stadt – dieselben Leidenschaften, dieselben Schwächen, dieselben Kleinheiten, dieselben Verschrobenheiten, dieselben Zänkereien in den Familien und unter den Nächsten,

¹⁹ . Kuczynski, a. a. O., S. 36.

²⁰ La Bruyère, I, a. a. O., S. 293.

²¹ Ebendort, S. 171.

²² Ebendort, S. 292 f.

derselbe Neid, dieselben Antipathien. Überall Schwiegertöchter und -mütter, Ehemänner und Gattinnen, Scheidungen, Brüche und schlechte Versöhnungen; überall Laune, Zorn, Parteilichkeit, Hinterbringen und schlimmes Gerede. Mit guten Augen sieht man mühelos die Altstadt, die Rue St. Denis im Fluge nach V²³ oder F²⁴ versetzt. Hier glaubt man sich mit mehr Stolz und hochmütiger Miene zu hassen, und vielleicht mit mehr Würde: man fügt sich gegenseitig mit größerem Geschick und größerer Feinheit Schaden zu. Die Erziehung kommt beredeter zum Ausdruck, und man sagt sich die Beleidigungen höflicher und mit besseren Worten; die Reinheit der Sprache wird nicht beleidigt; man kränkt da nur die Menschen oder ihren Ruf: alle äußeren Rücksichten werden beim Laster beachtet; aber noch einmal, der Grund ist derselbe wie bei den niedersten Ständen; alle Gemeinheiten, alle Schwächen und alle Unwürdigkeiten sind vorhanden. Diese Männer, die durch Geburt oder Gunst oder Würden so groß sind, diese starken und geschickten Geister, diese höflichen und klugen Frauen verachten alle das Volk, und sind Volk.“²⁵

Wie La Bruyère Hof und Stadt, so stellt er auch Stadt und Provinz, Hof und [204] Provinz und alle drei gegenüber. Etwa so: „Die Stadt ist voller Widerwillen gegen die Provinz; der Hof macht die Stadt zu einer Enttäuschung und heilt einen vom Hofe.“²⁶ „Ein Mann aus der Stadt ist für eine Frau in der Provinz, was für eine Frau in der Stadt ein Mann vom Hofe ist.“²⁷

Hier wird jedoch auch eine Eigenart der Analysen von La Bruyère besonders deutlich. Beide soeben gegebenen Zitate sind kluge psychologische Beobachtungen. Man vergleiche diese beiden Gegenüberstellungen mit der Charakteristik der Lage der Bauern oder auch der allgemeinen Überbau-Kennzeichnung (juristisch ausgetragene Kämpfe) der Stadt, und wir sehen einen grundlegenden Unterschied. Man hat die Komposition des ganzen Werkes impressionistisch, locker, ohne Systematik genannt. In der Tat sind es Impressionen, die La Bruyère da gesammelt hat, und sein Blick wechselt stark, ebenso wie der Pinsel, mit dem er das Geschaute wiedergibt. Bald malt er mit breiten Strichen klar Geschautes und genau Bedachtes, bald tupft er nur mit einem feinen Pinsel einen scharfen Sekundeneindruck, bald erstaunen wir über einen tiefen ökonomischen Einblick (der bei einem juristisch geschulten Sohn eines Finanzmannes, der selbst eine Finanzsinekure hatte, nicht erstaunen wird), bald überrascht uns eine psychologische Diagnose. Wenn wir daher hier von einer Strukturanalyse der Gesellschaft seiner Zeit durch La Bruyère sprechen, so ist das wohl berechtigt – wenn man daraus nicht folgert, daß er uns ein systematisch aufgebautes Lehrbuch oder auch nur Modell gegeben hat. Das Modell ist zwar da, ebenso wie das Lehrgebäude – aber er hat die einzelnen Teile bald hier, bald dort aufgestellt, vielleicht gerade, damit man das Ganze nicht zu klar vor sich sehe, vielleicht auch, weil es ihm in der vorliegenden Form mehr lag oder mehr Freude machte. Doch was ihn auch bewegt haben mochte, so vorzugehen, das Resultat ist überaus lohnend und für uns wichtig, weshalb wir jetzt in der Betrachtung der einzelnen Modellteile fortfahren ...

Wir hatten schon angedeutet, daß La Bruyère eine besondere Abneigung gegen die Neureichen hatte, gegen die hochgekommenen Bürger, die „Adlige“ sein wollten. Eine Abneigung, die weit schärfer ist als die Molières. Das Streben, „gebildet“ zu sein, wie ein „Adliger“ sich zu geben, mußte natürlich noch viel peinlicher sein für La Bruyère in einer Zeit, in der sich solch gesellschaftliche Streberei nicht mehr mit politischer Macht (Stütze des Königs gegen die feudale Fronde) vereinte, als für Molière, der im Bürgertum noch einen echten „Verbündeten“ des Königs sehen konnte. Nackte ökonomische Stärke ohne politische Macht hatte immer schon etwas Verächtliches. Mit einem geborgten Hermelinmantel umhüllte ökonomische Stärke ohne politische Macht wirkt mehr als peinlich, wirkt ekelhaft.

²³ V = Versailles.

²⁴ F = Fontainebleau.

²⁵ La Bruyère, II, a. a. O., S. 24 f.

²⁶ Ebendort, I, S. 340.

²⁷ Ebendort, S. 172.

Molière konnte, wie Lunatscharskij sagt, seinen neureichen Bürger noch kitzeln, La Bruyère mochte ihn vielleicht gelegentlich auch noch kitzeln ... aber mit einem Messer, das er zumeist dazu benutzte, um ihm den Hermelinmantel zu zerschneiden oder gar die Haut abzuziehen. Der Angriff auf diese Schicht wird vor allem in dem Abschnitt *Des biens de fortune*, Über die Glücksgüter, geführt.

[205] Beginnen wir mit einer in das alte Rom gelegten Schilderung der Fahrt eines Neu-reichen durch die Stadt, in der zugleich angedeutet wird, daß er keine politische Macht hat: „Dorus bewegt sich in seiner Sänfte über die Via Appia; seine Freigelassenen und Sklaven eilen ihm voran und lassen das Volk Platz machen; es fehlen ihm nur noch die Liktores. In diesem Aufzug zieht er in Rom ein, wie ein Triumphator über die Niedrigkeit und Armut seines Vaters Sanga.“²⁸ „Es fehlen ihm nur noch die Liktores“, Zeichen politischer Macht, mit einem Rutenbündel, aus dem ein Beil hervorragt, bewaffnete Diener, die, je nach der Würde, in der Anzahl von 5 bis 24 den höheren Beamten Roms beigegeben waren. Und noch einmal, von anderer Seite gesehen, die Gegenüberstellung von Geld und politischer Macht: „In dem Maße, wie er neue Verträge abschließt und in seinen Koffern das Geld zunehmen sieht, hält er sich für einen guten Kopf, der beinahe fähig wäre, zu regieren.“²⁹

Natürlich sind die Neureichen durch Betrug emporgekommen: „Alle Morgen öffnet man das Geschäft und breitet die Waren aus, um seine Welt zu betrügen; und man schließt am Abend, nachdem man den ganzen Tag betrogen hat ...

Der Kaufmann kramt seine Waren aus, um das Schlechteste, das er hat, an den Mann zu bringen. Er hat Preßglanz und künstliches Licht, um ihre Fehler zu verbergen und sie als gut hinzustellen; er fordert zu hoch, um sie teurer zu verkaufen, als sie wert sind; er hat falsche und geheimnisvolle Zeichen, damit man glauben soll, daß man nur den festgesetzten Preis zahle, ein schlechtes Ellenmaß, um so wenig wie möglich zu liefern. Aber er besitzt eine Goldwaage, damit der Käufer in Gold zahle, das sein Gewicht hat.“³⁰

Am grausamsten sind die Steuerpächter: „Champagner (Schlüsselname für den Steuerpächter Monnerot – J. K.) unterzeichnet, während er sich von einem langen Diner, das ihm den Magen auftreibt, erhebt, und während die angenehmen Dünste eines Weines von Avenay oder Sillery ihm den Kopf verwirren, einen Erlaß, der ihm vorgelegt wird, und der einer ganzen Provinz das Brot rauben würde, wenn man ihn gewähren ließe. Er ist entschuldbar: wie soll man in der ersten Stunde der Verdauung begreifen, daß andere irgendwo vor Hunger sterben?“³¹

Ja, La Bruyère geht so weit, die Steuerpächter beim König als diesem ökonomisch gefährlich zu denunzieren – in einem Gleichnis von Cenobia, Königin von Palmyra, und einem ihrer Hirten, der Zollgelder für sie eintreibt: „Weder die Wirren, Cenobia, die dein Reich beunruhigen, noch der Krieg, den du wie ein Mann nach dem Tode des Königs, deines Gatten, gegen eine mächtige Nation führst, beschränken deine großzügige Lebensweise. Du hast jeder anderen Gegend die Ufer des Euphrat vorgezogen, um ein stolzes Gebäude zu errichten: die Luft ist da gesund und gemäßigt, die Lage wunderbar; ein heiliger Hain spendet nach Westen Schatten, die Götter Syriens, die bisweilen die Erde bewohnen, hätten keinen schöneren Aufenthalt wählen können. Das Land ringsherum ist von Menschen bewohnt, die mähen und schneiden, die kommen und gehen, die das Holz vom Libanon, Erz und Porphyr herbeischaffen; [206] die Krane und die Maschinen ächzen in der Luft und wecken in denen, die nach Arabien reisen, den Wunsch, bei der Rückkehr zu ihrem Herd den Palast vollendet und in jenem Glanz zu sehen, in dem dir ihn zu erblicken verlangt, bevor du ihn mit den Prinzen, deinen Kindern, beziehen wirst. Spare an nichts, große Königin, nimm Gold und die ganze Kunst der ausgezeichnetsten

²⁸ Ebendort, S. 253.

²⁹ Ebendort, S. 260.

³⁰ Ebendort, S. 262 f.

³¹ Ebendort, S. 252 f.

Handwerker; mögen die Phidias und Zeuxis deines Jahrhunderts ihre ganze Kunst an deinen Decken und deinem Getäfel entfalten; lege weite und köstliche Gärten an, deren Bezauberung so groß ist, daß man auf die Hand von Göttern deutet, erschöpfe deine Schätze und deinen ganzen Fleiß in diesem unvergleichlichen Werk; und nachdem du, Cenobia, die letzte Hand daran gelegt hast, wird einer der Hirten aus den Sandwüsten in der Nähe von Palmyra, der durch das Zollgeld auf deinen Flüssen reich geworden ist, eines Tages mit klingendem Bargeld dieses königliche Haus kaufen, um es noch mehr zu verschönern und seiner und seines Vermögens noch windiger zu machen.“³²

La Bruyère geht hier schon so weit, daß er als Bürger Klassenverrat übt – mögen manche sagen. Doch sie haben unrecht. Er denunziert ja die neureichen Bürger beim absoluten König, dem „echten Herrn über alles“, der in der Vergangenheit mit Adel und Bürgertum zusammengearbeitet hat und es sicher, seiner Ansicht nach, auch wieder einmal tun wird. Nein, für einen guten, human denkenden feudalen Bürger war es nicht Klassen-(Standes-) Verrat, die grausamen Steuerpächter beim König, der „über den Klassen stand“, anzuzeigen.

Zumal diese neureichen Wucherer eigentlich keine Bürger sind, ja nicht einmal Menschen: „Es gibt schmierige, von Schmutz und Abfall durchdrungene Seelen, die ganz dem Gewinn und dem Interesse hingegeben sind, wie die schönen Seelen dem Ruhm und der Tugend; sie kennen eine einzige Wollust: zu erwerben oder nicht zu verlieren; sie rafften gierig den Zehnten zusammen; ihr Schuldner ist ihr einziger Gedanke, der Rabatt oder die Herabsetzung des Münzwertes ihre einzige Sorge. Kontrakte, Titel und Pergamente sind wie ein Abgrund, der sie verschlungen hat. Solche Leute sind weder Verwandte noch Freunde noch Bürger noch Christen noch vielleicht Menschen: sie haben Geld.“³³

Innerhalb des Bürgertums beschäftigt sich La Bruyère noch speziell mit folgenden, im Grunde von ihm (und teilweise auch von der Gesellschaft mit gewissem Recht) nicht als bürgerlich betrachteten Berufen: den Schauspielern (Komödianten), Ärzten, Gelehrten (Wissenschaftlern) und Richtern.

Über die Schauspieler: „Der Stand der Komödianten war bei den Römern ehrlos und bei den Griechen geehrt: was ist er bei uns? Man denkt über sie wie die Römer und lebt mit ihnen wie die Griechen.“³⁴ Ruft man sich ins Gedächtnis, daß Molière von der Geistlichkeit ein „ehrliches“ Begräbnis verweigert wurde, versteht man die Bitterkeit dieser Bemerkung.

Über die Ärzte: „Schon seit langem ist man mit den Ärzten unzufrieden und bedient sich ihrer doch. Posse und Satire vermögen ihren Pensionen nichts anzuhaben; [207] sie statten ihre Töchter aus, bringen ihre Söhne ins Parlament oder den Kirchendienst, und die Spötter selbst liefern das Geld dazu. Wenn es einem noch so gut geht, wird man einmal krank, und braucht Leute, deren Handwerk darin besteht, daß sie versichern können, man werde nicht sterben. Solange Menschen sterben und doch gern leben möchten, werden die Ärzte verspottet und gut bezahlt werden.“

„Der ist ein guter Arzt, der spezifische Heilmittel hat oder, wenn er sie nicht hat, denen, die sie haben, seinen Kranken zu heilen erlaubt.“

„Die Verwegenheit der Kurpfuscher und ihre traurigen Erfolge bewirken, daß man Arzneikunst und Ärzte schätzt: die Ärzte lassen nur sterben, die Kurpfuscher töten.“

„Carro Carri trifft mit einem Rezept ein, das er ein unfehlbares Heilmittel nennt, und das manchmal nur ein schleichendes Gift ist – ein Erbgut, das unter seinen Händen bedeutend zugenommen hat: war es vorher gegen Kolik, so heut es nun das viertägige Fieber, Brustfellentzündung,

³² Ebendort, S. 275 f.

³³ Ebendort, S. 267 f.

³⁴ Ebendort, II, S. 126.

Wassersucht, Schlagfluß und Fallsucht. Strenge dein Gedächtnis ein wenig an, nenne eine Krankheit, die erste, die dir in den Sinn kommt: Blutfluß, sagst du, es heilt ihn. Es verhilft freilich nicht zur Wiederauferstehung und ruft die Menschen nicht ins Leben zurück, wohl aber verhilft es ihnen zur Altersschwäche, und sein Vater und Großvater, die das Geheimnis besaßen, sind nicht durch Zufall ganz jung gestorben.“³⁵

Man denke daran, daß auch Molière wohl zwischen Betrügnern und ehrlichen Ärzten unterscheidet, aber hinsichtlich der Heilung von keinem etwas erwartet.

Über Rechtsprechung und Richter: „Die Pflicht des Richters ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; aber sein Beruf besteht darin, daß er sie aufschiebt. Manche wissen um ihre Pflicht und üben ihren Beruf aus.“ „... Ich kann mit ziemlicher Sicherheit von mir sagen: ‚Ich werde kein Dieb oder Mörder werden‘, aber sagen: ‚Ich werde nicht eines Tags als ein Dieb oder Mörder bestraft werden‘, heißt sehr kühn reden.“ „... Es ist nicht absolut unmöglich, daß jemand, der in großer Gunst steht, einen Prozeß verliert.“³⁶ Erstaunlich scharf für einen loyalen „Staatsbürger“ und Untertanen des Königs.

Seine besondere Aufmerksamkeit jedoch widmet La Bruyère der gesellschaftlichen Position der Intelligenz, speziell der Gelehrten.

Zunächst stellt er sie den Reichen – natürlich den reichen Bürgern, etwa dem Steuerpächter Fauconnet – gegenüber: „Wenn die Gedanken, die Bücher und ihre Verfasser von den Reichen und denen, die ein schönes Vermögen gemacht haben, abhängen, welche Ächtung gäbe es dann, und ohne daß eine Berufung möglich wäre. Welchen Ton, welche Bevormundung maßen sie sich gegen die Gelehrten an! Welche majestätische Miene setzen sie gegenüber diesen armseligen Schreibern auf, die es weder zu einem Posten noch zu Reichtum gebracht haben und sich dabei noch mit der Feder in der Hand zu Gericht setzen! Man muß es gestehen, die Gegenwart ist für die Reichen und die Zukunft für die Tugendhaften und die Geschickten. Homer ist noch und wird immer sein: die Steuerempfänger und Zöllner sind nicht mehr; sind sie jemals gewesen? Sind ihr Vaterland und ihre Namen bekannt, hat es [208] in Griechenland Finanzpächter gegeben? Was sind die wichtigen Persönlichkeiten geworden, die Homer verachteten, die ihm auf dem Marktplatz aus dem Wege gingen, ihm seinen Gruß nicht zurückgaben, oder ihn einfach bei seinem Namen nannten, wenn sie ihn grüßten, die nicht geruhten, ihn an ihren Tisch zu ziehen, die ihn als einen armen Schlucker und einen Büchermacher betrachteten? Was wird aus den Fauconnets werden? Werden sie ebensoweit in die Ewigkeit einschreiten wie Descartes, der als Franzose geboren wurde und in Schweden starb?“³⁷

Doch auch die großen feudalen Herren des Landes mißachteten die Gelehrten und Künstler:

„Vor gewissen Leuten gehört eine Art Kühnheit dazu, die beschämende Tatsache, daß man gebildet ist, nicht zu verschweigen: ihre Voreingenommenheit gegen die Gelehrten steht fest: sie sprechen ihnen Manieren, Lebensart, Geselligkeit ab, und nachdem sie sie so geplündert haben, schicken sie sie in ihr Studierzimmer und zu ihren Büchern zurück. Da Unwissenheit ein friedlicher Stand ist, der weiter keine Mühe kostet, so drängt man sich in Menge zu ihm; und diese Menge bildet am Hof und in der Stadt eine zahlreiche Partei, die die der unterrichteten Leute weit hinter sich läßt. Wenn diese zu ihren Gunsten die Namen Estrées, Harlay, Bossuet, Seguiet, Montausier, Vardes, Chevreuse, Novion, Lamoignon, Scudéry, Pelisson und so viele andere Persönlichkeiten anführen, die zugleich gelehrt und weltmännisch waren, wenn sie selbst die großen Namen Chartres, Condé, Conti, Bourbon, Maine, Vendôme als von Prinzen zu nennen wagen, die mit den schönsten und tiefsten Kenntnissen den Attizismus der Griechen und die Urbanität der Römer zu verbinden wußten, trägt man kein Bedenken, ihnen zu erklären,

³⁵ Ebendort, S. 235 f.

³⁶ Ebendort, S. 224 u. 227 f.

³⁷ Ebendort, I, S. 266 f.

daß das vereinzelte Ausnahmen gewesen sind; und wenn sie zu den trefflichsten Gründen ihre Zuflucht nehmen, so richten sie doch nichts gegen die Überzahl aus. Und doch scheint es, daß man in dieser Frage mit größerer Vorsicht urteilen müßte und nur zu überlegen brauchte, ob derselbe Geist, der so große Fortschritte in den Wissenschaften hervorbringt, und dem man es verdankt, wenn richtig gedacht und geurteilt, gut gesprochen und geschrieben wird, nicht auch noch dazu dienen könnte, einen Mann von Umgangsformen zu bilden.

Es ist sehr wenig zur Abgeschliffenheit des Benehmens oder der Manieren, und sehr viel zu der des Geistes nötig.^{*,,38}

Speziell wird die Überheblichkeit der Staatsbeamten gegenüber den Gelehrten gegeißelt: „Er ist ein Gelehrter“, sagt ein Politiker, „er ist also untauglich für Geschäfte; ich würde ihm nicht meine Garderobe zum Besorgen anvertrauen“; und er hat recht. Ossat, Ximenes, Richelieu waren Gelehrte: waren sie geschickt? Galten [209] sie für gute Minister? „Er versteht Griechisch“, fährt der Staatsmann fort, „er ist ein Pfuscher, ein Philosoph.“ Und in der Tat, in Athen sprach allem Anschein nach jedes Hökerweib Griechisch, war also auch ein Philosoph. Die Bignon, die Lamoignon waren reine Pfuscher. Wer könnte daran zweifeln? Verstanden sie doch Griechisch. Welch ein Einfall, Welch eine Verstiegenheit von dem großen, dem weisen, dem gescheiten Antonin, zu sagen, daß die Völker dann glücklich wären, wenn der Kaiser philosophierte, oder wenn der Philosoph, also der Pfuscher, zur Herrschaft gelangte!^{**,,39}

Mehrfach wird auch auf die ganze Insekurität der Position der Intelligenz hingewiesen.

Etwa so: „Und um nur von erlaubten Gewinnen zu reden, dem Ziegler zahlt man seine Ziegel, und dem Arbeiter seine Zeit und seine Arbeit: zahlt man einem Schriftsteller, was er denkt und schreibt? Und wenn er besonders gut denkt, bezahlt man ihn besonders reichlich? Kann er es mit seinem Denken und Schreiben zu eigenen Möbeln oder gar zum Adel bringen? Die Menschen müssen gekleidet, sie müssen rasiert sein, sie brauchen, wenn sie sich in ihre Häuser zurückziehen, eine Tür, die gut schließt: brauchen sie aber gebildet und unterrichtet zu sein? Wahnsinn, Beschränktheit, Stumpfsinn, fährt Antisthenes fort, ein Schild, als Schriftsteller oder Philosoph vor die Tür zu hängen. Ein lukratives Amt haben, wenn es möglich ist, das das Leben lebenswert macht, das in den Stand setzt, seinen Freunden zu leihen und denen zu geben, die nicht zurückzugeben vermögen; dann zum Spiel, aus Müßiggang schreiben, wie Tityrus pfeift oder Flöte spielt; das oder nichts; ich schreibe unter diesen Bedingungen und weiche so der Gewalt derer, die mich an der Gurgel nehmen und sagen: „Du wirst schreiben.“ Sie werden als Titel meines neuen Buches lesen: „Vom Schönen, Guten und Wahren, von den Ideen und dem ersten Prinzip von Antisthenes, Schlammverkäufer.“^{„40}

Oder auch so: „Nichts offenbart besser, was die Menschen von den Wissenschaften und der Literatur halten und welchen Nutzen sie ihnen im Staatswesen einräumen, als der Preis, den sie darauf gesetzt haben, und der Begriff, den sie sich von denen bilden, die ihnen folgen. Es gibt keine noch so mechanische Kunst und keinen noch so niedrigen Beruf, in denen die Vorteile

* Estrées war Kardinal und Mitglied der Akademie; Harlay Erzbischof von Paris und ebenfalls Mitglied der Akademie; Bossuet Kanzlerredner; Seguier Kanzler; Montausier Herzog und Erzieher des Dauphins; Vardes ein Marquis von Kenntnissen; Chevreuse Herzog und Schüler von Port-Royal; Novion Parlamentspräsident und Mitglied der Akademie; die beiden Lamoignon Juristen; Scudéry die Romanschriftstellerin, worauf La Bruyère in einigen Auflagen durch eine Anmerkung verweist; Pelisson Mitglied der Akademie, deren Geschichte er schrieb. Die folgenden Namen sind diejenigen der königlichen Prinzen. – Anmerkung von O. Flake.

³⁸ Ebendort, II, S. 128 f.

^{**} Der Kardinal Ossat (gest. 1604) war Lehrer an der Sorbonne, bevor er Diplomat wurde; Ximenes (gest. 1517) war ebenfalls Kardinal, Gründer der Universität Alcalá und Herausgeber einer Ausgabe des Aristoteles; Richelieu gründete die französische Akademie; Bignon (gest. 1656) war Jurist und Bibliothekar des Königs. Antonin ist der Kaiser Mark Aurel, der Weise auf dem Thron. – Anmerkung von O. Flake.

³⁹ Ebendort, S. 129 f.

⁴⁰ Ebendort, S. 132 f.

nicht sicherer, zuverlässiger und aussichtsreicher wären. Der Komödiant, der sich in seiner Kutsche breit macht, wirft Corneille, der zu Fuß geht, den Straßenschmutz ins Gesicht. Und für viele sind Gelehrter und Pedant gleichbedeutend.“⁴¹

Seitdem die Menschheit sich wissenschaftlich beschäftigt, gilt es als Traum der Intelligenz, daß die Wissenschaftler den ihnen gemäßen Platz in der Gesellschaft [210] einnehmen. Plato träumte davon, daß Philosophen einmal den Staat lenken würden. Seit der Renaissance – nach einer traurigen Pause der Entwicklung der Wissenschaften in der europäischen Feudalzeit – regten sich die Vertreter der Wissenschaft von neuem gesellschaftlich.

Im Kapitalismus beginnt eine neue Phase der Entwicklung. Je stärker die Rolle der (Natur-) Wissenschaft für die ökonomische Entwicklung wird, desto stärker wird die gesellschaftliche Position hervorragender (Natur-)Wissenschaftler. Wedgwood und Watt waren Wissenschaftler auf ihrem Produktionsgebiet, Watt überhaupt primär Wissenschaftler ebenso wie der Begründer des größten deutschen Monopolgebildes Carl Duisberg. In den sozialistischen Ländern stehen Wissenschaftler des Klassenkampfes an der Spitze von Partei und Staat.

Die Stellung La Bruyères zur Intelligenz, zu seiner eigenen Position in der Gesellschaft ist im Grunde alles andere als feudal. Sie weist in die Zukunft. Doch nicht auf die folgende, sondern auf eine erträumte, erst unter den Bedingungen des sich vollendenden Sozialismus zu verwirklichende Gesellschaftsordnung. Es ist das eine soziologische Merkwürdigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, daß Wissenschaftler (Mitglieder der Intelligenz) wie Plato oder La Bruyère völlig und freudig-willig ihrer Gesellschaftsordnung verhaftet sein können, hinsichtlich der Position des Wissenschaftlers sich jedoch gesellschaftlichen Träumen fernster Zukunft hingeben. –

Wir kommen jetzt zur herrschenden Klasse, die sich aus zwei Ständen, dem Adel und der Kirche, sowie dem König zusammensetzt.

Bevor wir uns mit ihnen beschäftigen, sollte jedoch noch auf eine interessante, für eine bestimmte Phase des verfallenden Feudalismus typische Erscheinung, die La Bruyère sehr gut beobachtet hat, eingegangen werden: die Mobilität zwischen Adel und Bürgertum. So stellt er fest:

„Es gibt Leute, die nicht die Mittel haben, adlig zu werden (a).

Es gibt andere, die adlig wären, wenn sie von ihren Gläubigern sechs Monate Verzug erhalten hätten (b).

Wieder andere gehen als Bürger zu Bett und stehen als Adlige auf (c).

Wieviel Adlige gibt es, deren Väter und Vorfahren ungeachtete Bürger gewesen sind!“

Dazu geben La Bruyère und Flake (dieser ohne Anführung) die folgende erklärende Fußnote:

(a) „Sekretäre des Königs.“ Die Stelle eines Sekretärs des Königs war käuflich und brachte den Adel ein. – (b) „Veteranen.“ Die Sekretäre des Königs und die Räte an verschiedenen Gerichtshöfen konnten, wenn sie sich nach zwanzig Jahren zurückzogen, ‚Veteranen‘ werden, ihren Adel ihren Kindern hinterlassen, ihn also erblich machen. Wer von seinen Gläubigern verfolgt wurde und sein Amt ablegen mußte, kam also leicht um den Adel, wenn die Gläubiger nicht warteten. – (c) „Veteranen.“⁴²

Auch bemerkt La Bruyère:

„Das Geldbedürfnis hat den Adel mit dem Bürgertum versöhnt und die vierfache Ahnenprobe außer Mode gebracht.“

⁴¹ Ebendort, S. 127.

⁴² Ebendort, S. 207.

[211] „Es gibt wenige Familien der Welt, die nicht mit einem Ahnen bis zu den größten Familien und mit dem anderen bis ins einfache Volk reichen.“⁴³

Natürlich war die Mobilität nicht so groß, wie man nach diesen Äußerungen vermuten könnte. Doch sind diese interessant, einmal als Mahnung an den Adel, sich nicht einzubilden, daß er „von Anfang an“ adlig gewesen wäre, und sodann als Beobachtung, wie das Geld des Bürgers die „Barriere des Bluts“ zu überspringen beginnt.

Und noch einer ganz anders gearteten, fast möchte man sagen Barrierelosigkeit, ist hier zu gedenken, einer Barrierelosigkeit sowohl gesellschaftlichen wie auch – kann man so schreiben? – menschlichen Charakters, die La Bruyère so formuliert:

„Wenn es wahr ist, daß ein Großer mehr aufs Spiel setzt, wenn er ein Leben wagt, das zu Scherz, Lachen und Überfluß bestimmt ist, als ein einfacher Mensch aus dem Volke, der nur seine ärmlichen Tage zu verlieren hat, muß man auch zugestehen, daß er eine ganz andere Entschädigung kennt: Ruhm und hohen Ruf. Der Soldat weiß, daß er unbekannt bleibt, er stirbt in der dunklen Menge: er würde ebenso unbekannt leben, aber er würde eben leben; und das ist eine der Ursachen des Mangels an Mut bei den niederen und dienenden Ständen. Wen dagegen seine Geburt aus dem Volke hervorhebt und allen Menschen in die Augen rückt, so daß sie tadeln und loben können, der ist auch imstande, sich über seinen schlechten Charakter zu erheben; und diese Fähigkeit des Herzens und des Geistes, die von den Vorahnen über die Väter zu den Enkeln sich vererbt, ist jene schneidige Tapferkeit, mit der die Adligen so vertraut sind, sie ist vielleicht der Adel selbst.

Steckt mich unter die Truppen als einfachen Soldaten, und ich bin Thersites; setzt mich an die Spitze eines Heeres, für das ich mich vor ganz Europa zu verantworten habe, und ich bin Achill.“⁴⁴

Zuerst sieht es so aus, als ob nur eine bestimmte gesellschaftliche Position bestimmte Leistungen ermöglicht – „sich über seinen schlechten Charakter zu erheben“, mutig und heroisch zu kämpfen und zu sterben oder feige zugrunde zu gehen. Ja, solche Eigenschaften vererben sich sogar, wie sich ja auch die gesellschaftliche Position vererbt. Scheinbar unüberbrückbare Barrieren werden hier errichtet – um dann mit einem überraschenden Schlag niedergerissen zu werden: der gleiche La Bruyère macht sich anheischig, je auf welcher Seite der Barriere er landet, ein Thersites oder ein Achill zu sein. Die Barrieren, mögen sie bestehen oder nicht, sind völlig bedeutungslos, bestehen nicht, wenn der gleiche Mensch sich auf jeder der beiden so grundverschiedenen Seiten, die die Barriere auseinanderhält, völlig in die Verhältnisse hineinfindet und ihnen entsprechend handelt! Geburt, Begabung etc. gelten nichts, nur der Standort in der Armee.

Und nun wenden wir uns der Analyse der Herrschenden zu.

Den Adel gliedert La Bruyère ganz realistisch in den entmachteten, feudal verkommenen, verarmten und um so standesdünkelhafteren Provinzadel und in den Hofadel.

[212] Über den ersteren macht er nur eine Bemerkung von Bedeutung: „Zehnmal an einem Tage wiederholt der Provinzadlige, der seinem Vaterlande, seiner Familie und sich selbst nichts nützt, der oft ohne Dach, ohne Kleider und ohne das geringste Verdienst dasteht, daß er ein Edelmann ist; die Leute, die den Doktorhut und die Mörsermütze tragen, behandelt er, wie Bürgerliche es verdienen – sein Leben lang mit seinen Pergamenten und Titeln beschäftigt, die er nicht gegen den Zeremonienstab eines Kanzlers vertauschen würde.“⁴⁵ Nur eine kurze Bemerkung ... aber wie trifft sie, wie plastisch steht dieser Provinzadel in all seiner gesellschaftlichen und menschlichen Bedeutungslosigkeit vor uns!

⁴³ Ebendort, S. 211.

⁴⁴ Ebendort, S. 16 f.

⁴⁵ Ebendort, S. 110.

Nur eine kleine Bemerkung macht La Bruyère über den Provinzadel ... um so mehr hat er über die Großen, über den Hofadel zu sagen, den er so gut kennt, seit er bei den Condés als Hauslehrer begonnen und natürlich auch schon zuvor Gelegenheit hatte zu beobachten.

Zunächst zwei Vergleiche des Provinz- und des Hofadels:

„Wenn ein Adliger bei sich in seiner Provinz lebt, lebt er frei, aber ohne Stütze; wenn er am Hofe lebt, hat er Gönner, aber er ist Sklave: das gleicht sich aus.“

So elend, meint La Bruyère, wie sich auch das Leben und der Charakter des Provinzadels gestalte, es sei keineswegs ausgemacht, daß das Leben am Hofe vorzuziehen sei, insbesondere für die, die La Bruyère die Höflinge nennt: „Wer ist mehr Sklave als ein ausdauernder Höfling, es sei denn ein noch ausdauernderer Höfling? ... Der Sklave hat nur einen Herrn; der Ehrgeizige so viele, als es Leute gibt, die für seine Laufbahn nützlich sind.“⁴⁶ Dabei sind unter Höflingen wohl alle am Hofe mit Ausnahme der ganz großen Feudalherren zu verstehen. Jedoch ist der Hof insgesamt eine verabscheuungswürdige Einrichtung, weshalb: „Ein gesunder Geist öffnet sich am Hofe dem Geschmack für die Einsamkeit und die Zurückgezogenheit.“⁴⁷ Und so allgemein formuliert er: „Zu den Vorwürfen, die einen Menschen ehren statt zu treffen, gehört der, daß man von ihm sagt: Das höfische Wesen ist ihm unbekannt. Es gibt keine Tugend, die man ihm damit nicht zuschreibt.“⁴⁸ Aber man soll auch nicht übertreiben: „Man muß nichts übertreiben und auch den Höfen kein Übel nachsagen, das nicht an ihnen besteht: man macht sich dort keines schlimmeren Anschlages gegen das wahre Verdienst schuldig, als daß man es manchmal unbelohnt läßt; man mißachtet es nicht immer, sobald man einmal gelernt hat, es zu erkennen; man vergißt es, und das geschieht da, wo man nichts oder sehr wenig für die zu tun weiß, die man hoch schätzt.“⁴⁹

Wir bemerkten schon: die Höflinge sind von den ganz Großen zu unterscheiden. Etwa so: „Die großen Herren sind voll von Rücksichten den Fürsten gegenüber: das ist notwendig; denn sie haben Leute, die unter ihnen stehen. Die kleinen Höflinge sind dieser Pflicht entbunden, sie tun mit aller Welt vertraut und leben wie Menschen, die niemandem ein Beispiel zu geben brauchen.“⁵⁰ Das heißt jedoch nicht, daß die [213] Höflinge etwa nur über die Großen mit dem König verkehren. Nein, sie stehen dem König, zumindest im alltäglichen Verkehr, viel näher, da sie ihm in tausend Diensten des Alltags zur Verfügung stehen müssen. Daher auch folgende Beobachtung: „Mit den Königen zu sprechen zu wissen, das ist vielleicht die letzte Probe für die ganze Klugheit und die ganze Geschmeidigkeit des Höflings. Ein Wort entschlüpft und fällt nicht nur in das Ohr des Fürsten, sondern auch in sein Gedächtnis und manchmal bis in sein Herz: es ist unmöglich, es zurückzuziehen; alle Mühe, die man sich gibt, und alle Geschicklichkeit, die man sich ausdenkt, um es zu erklären oder abzuschwächen, dient nur dazu, es noch tiefer einzugraben und unvergeßlicher zu machen. Wenn wir nur gegen uns selbst gesprochen haben, was zudem nicht oft vorkommen wird, so gibt es ein untrügliches Heilmittel: aus unserem Fehler zu lernen und die Strafe für unseren Leichtsinns zu erdulden; geschah es aber gegen jemand anders, welche Niedergeschlagenheit, welche Reue! Gibt es, um einen so gefährlichen Fehlgriff zu vermeiden, eine nützlichere Regel, als bei dem Souverän über andere, ihre Persönlichkeit, Werke, Handlungen, Sitten oder Aufführung zum wenigsten mit der Aufmerksamkeit, der Vorsicht und dem Maß zu sprechen, womit man von sich selbst spricht?“⁵¹

Höflinge sind, wie La Bruyère schon im Vergleich zum Provinzadel bemerkte, Sklaven. Sklaven nicht nur insofern, als sie dauernd Befehlen unterstehen, denen sie gehorchen müssen, sondern auch so:

⁴⁶ Ebendort, I, S. 329.

⁴⁷ Ebendort, S. 340.

⁴⁸ Ebendort, S. 299.

⁴⁹ Ebendort, S. 309.

⁵⁰ Ebendort, S. 332.

⁵¹ Ebendort, S. 333.

„Ehemals trug der Höfling die Haare frei; hatte Hosen, Wams und weite Kanonenstiefel an und scherte sich keinen Deut um die Religion; das ist nicht mehr angängig: heute trägt er eine Perücke, Schnürrock, einfarbige Strümpfe und ist fromm: alles richtet sich nach der Mode.“

„Konnte noch vor kurzer Zeit jemand, der am Hofe fromm und demzufolge – gegen alle Vernunft – vom Lächerlichen wenig entfernt war, hoffen, daß er Mode werden würde?“

„Wessen ist ein Höfling, der seine Laufbahn machen will, nicht fähig, wenn er um ihretwillen fromm wird?“⁵²

Doch muß man bei der Beurteilung des Hofes auch realistisch bleiben und folgendes bedenken: „Am Hofe haben die Großen und die Minister, selbst die von den besten Absichten beseelten, Schurken nötig; sie richtig zu benutzen, ist freilich eine heikle Sache, und man muß ihnen ihre Aufgaben anweisen zu können verstehen. Es gibt Zeiten und Gelegenheiten, wo sie durch andere nicht ersetzt werden können. Ehre, Tugend, Gewissen, das sind immer achtenswerte, aber oft auch nutzlose Eigenschaften: was soll man manchmal wohl mit einem Biedermann anfangen?“⁵³

Wir sehen wieder, daß La Bruyère alles andere als ein „reiner Idealist“ ist. Er hat seine Ideale, bleibt aber auch in seinem moralischen Urteil fest auf dem Boden der Wirklichkeit seiner Zeit.

Die Großen kommen nicht besser weg als die Höflinge. Sie sind herzlos: „Die Großen setzen ihren Stolz darein, durch einen Wald eine Allee zu legen, ihre Land-[214]güter durch lange Mauern abzugrenzen, die Decken zu vergolden, zehn Zoll Wasser in die Höhe zu heben, eine Orangerie zu möblieren; aber ein Herz zufrieden machen, eine Seele mit Freude erfüllen, einer Notlage zuvorkommen oder abhelfen – so weit erstreckt sich ihre Extravaganz nicht.“⁵⁴

Sie sind geldgierig und zugleich dumm: „Das feinste und verführerischste Garn, in das zu allen Zeiten die Großen durch ihre Geschäftsberater und die Könige durch ihre Minister gelockt worden sind, besteht in der Lehre, unbedenklich zu sein und sich zu bereichern. Ein ausgezeichnet Rat, ein nützlicher, fruchtbarer Grundsatz, eine Goldmine, ein Peru – wenigstens für die, die ihn bis jetzt ihren Herren einzureden gewußt haben.“⁵⁵

Sie sind gar nicht so groß, vergleicht man sie mit denen, die sie in ihrem Dienst haben: „Der Vorteil, den die Großen den andren Menschen gegenüber haben, ist in einem Punkte ungeheuer: ich lasse ihnen ihr gutes Leben, ihre reichen Einrichtungen, ihre Hunde, Pferde und Affen, ihre Zwerge, Narren und Schmeichler; aber ich neide ihnen das Glück, daß sie in ihrem Dienst Leute haben, die durch Herz und Geist ihresgleichen sind und sie manchmal übertreffen.“⁵⁶

Auch sollen sie nicht vergessen, wie vergänglich ihre Größe. Einmal werden sie von denen bedroht, die heute noch direkt von ihnen abhängig sind: „Wenn gewisse Tote wieder zur Welt zurückkehrten und sähen, wie ihre großen Namen, ihre Stammgüter, ihre alten Schlösser und Häuser im Besitz von Leuten sind, deren Väter vielleicht ihre Pächter gewesen sind, welche Meinung könnten sie dann von unserem Jahrhundert bekommen?“⁵⁷

Sodann aber sollen sie sich klar darüber sein, daß das Volk sie nicht mag: „Das Volk empfindet Freude an der Tragödie: es sieht auf dem Theater der Welt die Persönlichkeiten untergehen, die ihm am meisten zuwider sind, die in verschiedenen Szenen am meisten Übel verursacht haben und die es am meisten gehaßt hat.“⁵⁸

⁵² Ebendort, II, S. 194 f.

⁵³ Ebendort, I, S. 320.

⁵⁴ Ebendort, II, S. 2.

⁵⁵ Ebendort, S. 44.

⁵⁶ Ebendort, S. 2.

⁵⁷ Ebendort, I, S. 255.

⁵⁸ Ebendort, S. 258.

Neben dem Adel gilt als zweiter Stand die Kirche. Sie direkt anzugreifen, direkt zu kritisieren, war gefährlich, war praktisch unmöglich – und hätte auch im Grunde La Bruyère noch viel ferner gelegen als Molière ... nicht weil der erstere religiöser gewesen wäre als der letztere, sondern weil Molière als Schauspieler, genau wie die Hure, nicht als „kirchenehrlich“ galt. Das heißt jedoch nicht, daß man nicht Heuchler und gewisse Mißstände attackieren konnte. Gewisse Mißstände – nicht Korruption und Parasitentum, wohl aber eine spezifische Form der Verweltlichung. Etwa so: „Die christliche Redekunst ist ein Schauspiel geworden. Von der gottesfürchtigen Demut, ja Betrübnis, die ihre Seele ist, bemerkt man nichts mehr: an ihre Stelle traten die Künste des Mienenspiels und der Stimme, die Eleganz der Bewegungen, die Auswahl der Worte und die langen Erzählungen. Dem heiligen Worte lauscht man längst nicht mehr mit Ernst: es ist eine Art Zerstreuung geworden, wie es tausend andere gibt, es ist ein Spiel geworden, an dem Wetteifer und Nebenbuhlerschaft [215] ihren vollen Anteil haben.“⁵⁹ Und noch weiter gehend: „Eine schöne Predigt ist ein rednerischer Vortrag, der allen Regeln entspricht, von allen Fehlern, die ihm anhaften können, gereinigt ist, der den Vorschriften der weltlichen Beredsamkeit genau folgt und jeden rhetorischen Schmuck aufweist. Die Feinschmecker verlieren nicht den geringsten Zug und nicht einen einzigen Gedanken; sie folgen mühelos dem Redner in allen Aufreihungen, in denen er sich ergeht, wie in allen Erhebungen, zu denen er sich aufschwingt: ein Rätsel sind sie nur fürs Volk.“⁶⁰ Der hier ausgesprochene Vorwurf ist überaus bedeutungsvoll für die herrschende Klasse: wenn die Predigt nicht mehr vom Volke verstanden wird, verfehlt sie ihre propagandistische Bedeutung, verfehlt die Kirche eine ihrer wichtigsten Aufgaben.

Gelegentlich führt La Bruyère seinen Kampf im brillanten Wechsel der Waffen und Treffpunkte. Hören wir uns diese Folge von Maximen und Charakteren an:

I. „Es ist eine heikle Aufgabe für einen religiösen Fürsten, den Hof zu reformieren und fromm zu machen; da er weiß, wozu der Höfling bereit ist, um ihm zu gefallen und sein Glück zu begründen, schon er ihn klug, ist duldsam und gibt sich sogar einen anderen Anschein, weil er ihn sonst zur Heuchelei oder zur Lästerung treiben würde. Er erwartet von Gott und der Zeit mehr, als von seinem Eifer und seinem Bemühen.“ Hier wird gegen administrative Verordnung der Frömmigkeit von oben remonstriert.

II. Es ist ein alter Brauch der Höfe, an einen Musiker, einen Tanzmeister, einen Possenmacher, einen Flötenspieler, einen Schmeichler, einen Mann der Gefälligkeit Pensionen und Gnaden zu verteilen: diese Leute haben ein handgreifliches Verdienst und sichere und bekannte Talente, die den Großen Vergnügen machen und sie ihre Größe ein wenig vergessen lassen. Man weiß, daß Favier ein guter Tänzer ist, und daß Lorenzani schöne Motetten macht. Wer weiß aber, ob der fromme Mann wirklich Tugend besitzt? Für ihn gibt es keine Anweisung auf die Kasse des Königs oder des Staatsschatzes, und mit Recht: das Handwerk wäre zu leicht nachzuahmen, und wenn eine Belohnung darauf stünde, würde der Fürst Gefahr laufen, Verstellung und Gaunerei zu ehren und der Heuchelei Pensionen zu bezahlen.“ Hier wird darauf hingewiesen, wie leicht es ist, Frömmigkeit zu heucheln, was ja im Grunde auch der König (selbst wenn er zuläßt, daß von oben Frömmigkeit befohlen wird) weiß, da er niemals Frömmigkeit „prämiieren“ würde.

III. „Man hofft, daß die Frömmigkeit des Hofes auch bis zu den Bischöfen und Diözesen dringen wird.“ Hier ist plötzlich von echter Frömmigkeit die Rede. La Bruyère ist anscheinend – oder scheinbar? – davon überzeugt, daß die Frömmigkeit des Hofes absolut ehrlich sei, und benutzt diese neue Ausgangsposition, um die höchste Kirchenhierarchie zu attackieren.

IV. „Ich zweifle nicht, daß wahre Frömmigkeit der Ursprung aller Ruhe ist; sie läßt das Leben ertragen und macht den Tod sanft: aus der Scheinheiligkeit zieht man nicht soviel Gewinn.“⁶¹ La Bruyère läßt alles Polemische fallen und bekennt sich [216] gewissermaßen kindlich, ein

⁵⁹ Ebendort, II, S. 248.

⁶⁰ Ebendort, S. 253.

⁶¹ Ebendort, S. 204 f.

Lamm der Kirche, zur Frömmigkeit – und, meine ich, heuchelt nicht dabei ... ebensowenig, wie Molière geheuchelt hätte, wenn er so gesprochen hätte.

Als höchster „Stand“ gilt der König. Wie Molière, und aus gleichen Gründen und gleich ehrlich, stellt sich La Bruyère hinter den König. Aus gleichen Gründen und gleich ehrlich ... aber nicht mit gleichem Recht. Denn die Situation hat sich verändert, das Bürgertum hat keine Chancen politischer Machtausübung mehr, der absolute König beginnt nur noch gestützt auf den zentralistisch gesinnten Feudaladel zu herrschen.

Irgend etwas davon muß auch La Bruyère gemerkt haben. Er ist in einer Beziehung schwankend geworden. Flake übersetzt den Abschnitt, der vom König handelt, „Vom Oberhaupt oder dem Gemeinwesen“; durchaus angängig für *Du Souverain ou de la République*. Ursprünglich, in der 1. bis 3. Auflage der *Caractères*, hieß dieser Abschnitt einfach *Du Souverain*. In der 4. und 5. Auflage stand geschrieben *Du Souverain et de la République*. Erst in der 6. bis 8. Auflage lautet die Überschrift wie von Flake übersetzt.

Bevor wir auf den Sinn dieser Änderungen eingehen, sei aus einer Studie von Werner Krauss über die französische Aufklärung zu einer scheinbar ganz anderen Frage zitiert: „Der Höhepunkt des Absolutismus führte am Ende des 17. Jahrhunderts auch die französische Klassik zu ihrer letzten Vollendung. Solange die personelle Politik des Königs noch keinen Rückschlag erfahren hatte, war für die höfische Gesellschaft jede politische Anspielung aufs strengste verpönt. Schon der Gedanke an Politik schien damals einem Hochverratsdelikt zu gleichen. Pierre Corneille konnte sich zwar noch im hohen Alter die Gegenwartsnähe seiner dramatischen Stoffe erlauben, aber Racine, als beherrschender Bühnendichter, griff nur noch zu den griechischen Mythen und begnügte sich damit, in seinen unvergleichlich getönten Versen seelische Reflexe zu schildern. Die Anhänger der Antike waren wohl auf der monarchistischen Linie. Doch sie fanden Gegner, die zu ihrem Ärger das Prinzip der monarchischen Treue noch weitertrieben. Perrault, ein vielseitig begabter Beamter im Ministerium Colbert, erklärte in der französischen Akademie, der kulturelle Glanz der Epoche Ludwigs XIV. würde die Kunstentfaltung der Antike bei weitem überschatten. Damit war ein Sturm entfesselt, eine literarische Diskussion, die bis zur Romantik weiterschwellen sollte. Perrault, von dem jungen Journalisten und Philosophen Fontenelle unterstützt, zog alle theoretischen Folgerungen aus seiner Wahrnehmung, zu der ihn ebenso höfischer Schmeichelsinn wie ein fragwürdiger Geschmack geführt haben konnte. Die Konsequenz einer Überlegenheit der modernen Kultur über die Antike konnte nur eine Theorie des Fortschritts ergeben. So ist aus diesem literarischen Streit in der Tat ein folgenreicher Gedanke entsprungen. Freilich hatten die Gegner Perraults wenn nicht die besseren Gründe, so doch vermutlich die gediegenere Gesinnung. Boileau, La Bruyère, La Fontaine, lauter typische Pariser Bürger, verteidigten mit dem Vorbild der Antike eine letzte Zuflucht vor dem alles fordernden Anspruch des Absolutismus. Der gesunde Instinkt dieser Männer fand keinen Grund, an den unbegrenzten Fortschritt der geschichtlich herrschenden Institutionen zu glauben.“⁶²

[217] Worum es geht, ist: Das Problem des Monarchenkults taucht wieder einmal auf. In der Studie „Der Streit der Altertumsfreunde mit den Anhängern der Moderne und die Entstehung des geschichtlichen Weltbildes“ datiert Krauss den Ausbruch des Streits in aller Öffentlichkeit mit dem 27. Januar 1687, als Charles Perrault in der Akademie seine Dichtung *Siècle de Louis le Grand* vortrug und unter dem Vorwand der Notwendigkeit der Beschäftigung mit der Zeitgeschichte den König zu einer einzigartigen, „in der Geschichte noch nicht dagewesenen Persönlichkeit“ erhob. Am 25. August des gleichen Jahres liest der Abbé Lavau auf Veranlassung Perraults in der Akademie ein Gedicht, dessen Thematik ist: *l'avantage que Sa Majesté fait remporter à son siècle sur tous les siècles* (der Vorteil, den dieses Jahrhundert dank Eurer Majestät über alle anderen Jahrhunderte errungen hat).

⁶² W. Krauss, Studien und Aufsätze, Berlin 1959, S. 196.

Noch war die Gruppe dieser Monarchenkulturisten relativ klein, als La Bruyère 1688 seine *Caractères* veröffentlichte. Doch sie war in stetem Wachstum begriffen, und im folgenden Jahr ändert er kühn die Überschrift in: *Der Souverain und das Gemeinwesen*. Doch ist er wohl zu weit vorgeprellt. In der 6. Auflage von 1691 ändert er zu *Der Souverain oder das Gemeinwesen* ... wohl klingt das Gemeinwesen noch mit, aber nicht mehr dem König gegenübergestellt, sondern mit ihm identifiziert. Wie bedeutungsvoll diese Änderung von der 4./5. zur 6. bis 8. Auflage ist, zeigt Benda mit einem Hinweis auf eine Rede Ludwigs XV. anlässlich der Sitzung des Pariser Parlaments vom 3. März 1766, in der er bemerkte: „Die Rechte und Interessen der Nation, aus denen man eine vom Monarchen unterschiedene Einheit (corps) zu machen wagt ...“⁶³

Und nun hören wir La Bruyère im einzelnen über den König (wie alle Zitate aus den *Caractères* stammen auch die folgenden über den König aus der 8. Auflage).

Er beginnt eigentlich recht neutral und zurückhaltend: „Durchgeht man, ohne voreingenommen nach den Verhältnissen im eigenen Lande zu urteilen, alle Regierungsformen, so weiß man nicht, an welche man sich halten soll: in allen ist Gutes und Schlechtes so wenig wie möglich enthalten. Das Vernünftigste und Sicherste ist, diejenige, in der man geboren ist, für die beste zu halten, und sich ihr zu unterwerfen.“⁶⁴ In den nächsten drei *Maximen* wendet er sich sofort gegen die Tyrannei: „Es ist weder Kunst noch Wissen nötig, um die Tyrannei durchzuführen; und die Staatsform, die nur darin besteht, Blut zu vergießen, ist eng begrenzt und wenig verwickelt: sie heißt diejenigen zu töten, deren Leben ein Hindernis für unseren Ehrgeiz ist: ein Mann mit grausamer Veranlagung erledigt das ohne weiteres. Es ist die abstoßendste und größte Art, sich zu behaupten oder vorwärts zu bringen.“ „Es ist eine sichere und alte Politik der Gemeinwesen, das Volk durch Feste, Schauspiele, Luxus, Prunk, Vergnügen, Befriedigung der Eitelkeit und Weichlichkeit einzuschläfern; indem man es sich an dem leeren Schein sättigen und an Kleinigkeiten Geschmack finden läßt, ebnet man einem Despoten die Wege.“ „In einem despotisch regierten Staate gibt es kein Vaterland; andere Dinge ersetzen diesen Begriff: das Interesse, der Ruhm, der Fürstendienst.“⁶⁵

[218] Bald darauf wird er wieder philosophisch und merkwürdig verwaschen – unverbindlich, ohne jedes Urteil über den wahren Zustand seiner Zeit –, sicherlich ehrlich und kennzeichnend für die Haltung treuer, einsichtiger, aber noch nicht wirklich die Verhältnisse übersehender Feudaler: „In einem Staate gibt es bestimmte Übel, die man duldet, weil, sie noch größeren zuvorkommen oder sie hindern. Es gibt andere, die nur im Augenblick der Entstehung eigentlich Übel gewesen sind; damals waren sie ein Mißbrauch oder eine schlechte Sitte: aber in der Praxis, und was ihre Folgen betrifft, sind sie weniger verderblich als ein gerechteres Gesetz oder eine vernünftigere Sitte. Es gibt gewisse Übelstände, die man durch einen Wechsel oder eine Neuerung, die aber ihrerseits starke Gefahren enthalten, verbessern kann. Es gibt andere, die tief sitzen und, wie der Schmutz in einer Kloake, durch Scham, Geheimnis und Dunkelheit verhüllt werden: man kann sie nicht aufrühren und durchwühlen, ohne daß sie giftige und schändliche Dünfte ausatmen; die Weisesten zweifeln manchmal, ob es besser sei, diese Übel zu kennen, statt sie im dunkeln zu lassen. Man duldet manchmal in einem Staate einen recht großen Übelstand, der aber eine Million von kleinen und unbequemen abwendet, die alle unvermeidlich und unheilbar sein würden. Man stößt auf Übel, unter denen jeder Privatmann seufzt, und die doch eine öffentliche Wohltat werden, trotzdem die Öffentlichkeit nichts anderes ist als die Gemeinschaft aller Privatleute. Es gibt Übel, die man persönlich empfindet, die aber zum Wohl und Vorteil jeder Familie beitragen. Es gibt welche, die die Familien angreifen, zugrunde richten oder entehren, aber auf das Wohl und die Erhaltung der Staatsmaschinerie oder der Regierung hinzielen. Andere Übel stürzen die Staaten und lassen auf ihren Trümmern neue entstehen. Man hat endlich

⁶³ J. Benda, a. a. O., S. 696.

⁶⁴ La Bruyère, II, a. a. O., S. 27.

⁶⁵ Ebendort, S. 27 f.

solche gesehen, die die Grundlagen großer Reiche unterwühlen und diese von der Oberfläche der Erde hinweg‘ fegten, um das Antlitz des Weltalls zu verändern und zu erneuern.“⁶⁶

Erst in der zweiten Hälfte seiner Ausführungen zur Thematik König und Volk kommt La Bruyère zum eigentlichen Problem der Überschrift-Änderungen. Er beginnt so: „Alles gedeiht in einer Monarchie, in der man die Interessen des Staates mit denen des Fürsten verschmelzt.“⁶⁷ Trotz der Überschrift-Änderung ist die Trennung von Souverain und Gemeinwesen beibehalten. Das Ideal aber ist die Verschmelzung zu einer Einheit. Ja, das Ideal sollte eigentlich – und damit rettet er vor seinem Gewissen die letzte Überschrift-Änderung – eine Selbstverständlichkeit sein. „Einen König Vater des Volkes zu nennen heißt weniger, eine Lobrede auf ihn halten als, ihn bei seinem Namen nennen oder seine Definition geben.“⁶⁸

Doch schon bereut er. Nicht nur sei diese Einheit dialektisch aufzufassen. Sie darf auch nicht zu Willkür und Personenkult führen: „Es besteht zwischen den Pflichten des Fürsten seinen Untertanen gegenüber und zwischen diesen und ihm eine Wechselwirkung und ein Ausgleich: welche die schwierigeren und lästigeren sind, entscheide ich nicht. Es handelt sich darum, auf der einen Seite zwischen den enggezogenen Erfordernissen der Achtung, der Hilfe, des Dienstes, des Gehorsams, der Abhängigkeit, [219] und auf der anderen den unerlässlichen Verpflichtungen der Güte, Gerechtigkeit, Sorge, Verteidigung und Beschützung entscheiden. Sagen, daß ein Fürst der Richter über das Leben der Menschen sei, heißt nur sagen, daß die Menschen durch ihre Verbrechen natürlich den Gesetzen und der Gerechtigkeit, deren Verwalter der Fürst ist, unterliegen; hinzufügen, daß er der unumschränkte Herr über alle Güter seiner Untertanen sei, ohne Rücksicht, ohne jeden Unterschied, ohne ein Wort zu verlieren, ist die Sprache der Schmeichelei, ist die Meinung eines Höflings, der sie auf dem Totenbett widerrufen wird.“⁶⁹

Darauf wieder – wie geschickt der vielfache Wechsel! hier wird der Impressionismus La Bruyères zur Politik! – eine Idylle, der jedoch ein recht kräftiges „Schlußlicht“ angehängt wird: „Manchmal sieht man zu der Stunde, wann ein schöner Tag zur Neige geht, über einen Hügel zerstreut eine Herde friedlich Thymian und Quendel abweiden oder auf einer Wiese das kurze und zarte Gras abfressen, das der Sichel des Mähers entgangen ist: aufmerksam und sorgend steht der Hirt bei seinen Schafen, er verliert sie nicht aus den Augen, er folgt ihnen, führt sie und läßt sie die Weide wechseln; wenn sie sich zerstreuen, sammelt er sie wieder, wenn ein gieriger Wolf erscheint, schickt er ihm seinen Hund entgegen, der ihn verjagt; er nährt und verteidigt sie; die Morgenröte findet ihn schon im weiten Feld, das er erst mit der Sonne verlassen wird. Wieviel Sorge, Wachsamkeit, Hingabe! Welches Leben scheint dir köstlicher und freier, das des Hirten oder das der Schafe? Ist die Herde für den Hirten geschaffen, oder der Hirt für die Herde? Es ist ein einfaches Bild der Völker und des Fürsten, welcher sie leitet, wenn er ein guter Fürst ist.

Der Herrscher mit Prunk und Luxus, das ist wie der Hirt in Gold und Edelsteinen, mit einem goldenen Hirtenstab in den Händen; auch sein Hund hat ein goldenes Halsband, und die Kette, mit der er angebunden ist, besteht aus Gold und Seide. Was nützt so viel Gold seiner Herde, was nützt es gegen die Wölfe?“⁷⁰

Und an das Schlußlicht anknüpfend, mit noch stärkerem Rot warnend: „Welch eine glückliche Stellung, die einem Menschen in jedem Augenblick die Gelegenheit bietet, so vielen Tausenden Gutes zu erweisen. Welch ein gefährlicher Posten, der jederzeit einen Menschen dazu verführt, einer Million Menschen zu schaden.“⁷¹

⁶⁶ Ebendort, S. 28 f.

⁶⁷ Ebendort, S. 47.

⁶⁸ Ebendort.

⁶⁹ Ebendort, S. 47 f.

⁷⁰ Ebendort, S. 48 f.

⁷¹ Ebendort, S. 49.

Wenige Zeilen später werden die Beziehungen zwischen König und Volk wieder philosophischer betrachtet, doch mit einer ganz neuen, fast möchte man das Paradox prägen, passiv-revolutionären Nuance. Das Volk ist an Gehorsam gewöhnt – aber immerhin leistet es „die Hälfte der Arbeit“ aus eigener Initiative, also nicht alles ist dem König zu verdanken: „Es gibt wenige allgemeine Regeln und feste Maße, um gut zu regieren; man folgt der Zeit und den Umständen, und das hängt von der Klugheit und den Gesichtspunkten derer, die regieren, ab: daher ist auch das Meisterwerk des Geistes eine vollkommene Regierung, und es wäre vielleicht nicht erreichbar, wenn nicht die Völker, die an ihre Abhängigkeit und Unterwürfigkeit gewohnt sind, die Hälfte der Arbeit selber machten.“⁷²

[220] Den Abschluß bildet eine sich über mehrere Seiten hinziehende Charakter-Zeichnung des idealen Königs, aus der wir einiges zitieren: „Wieviel Geschenke des Himmels sind nicht nötig, um gut zu regieren! ... Kenntnis der Geister, Talente und Naturen, um die Stellungen und Ämter zu besetzen, die Ernennung der Generäle und Minister; ein rascher, zuverlässiger und entscheidender Blick in den Geschäften, der bewirkt, daß man den besten und gerechtesten Entschluß zu wählen weiß; ein gerader und billiger Sinn, der bewirkt, daß man manchmal gegen sein eigenes Interesse zugunsten des Volkes, der Verbündeten, der Feinde, an ihm festhält ... Es gehört dazu, streng die Anstoß erregenden Laster zu bestrafen; durch seine Autorität und sein Beispiel das Ansehen der Frömmigkeit und Tugend zu fördern, die Kirche, ihre Diener, Rechte und Freiheiten zu beschützen; seine Völker wie seine Kinder zu schonen; immer mit dem Gedanken beschäftigt zu sein, wie man ihre Lage erleichtern, die Steuern verringern und gerechter machen kann; großes Talent im Krieg zu entfalten; wachsam, fleißig und arbeitsam zu sein ... mit tiefer Weisheit im richtigen Augenblick den Krieg zu erklären, sich auf den Sieg und die Ausnützung des Sieges zu verstehen; zu wissen, wann Friede geschlossen und wann er gebrochen werden muß; imstande zu sein, ihn manchmal getreu den verschiedenen Interessen den Feinden aufzuzwingen, aber auch seinem Ehrgeiz Regeln aufzuerlegen und zu erkennen, bis wohin man als Eroberer gehen darf; sich mitten unter offenen oder versteckten Feinden die Muße zu Spielen, Festen und Theateraufführungen zu verschaffen; Künste und Wissenschaften zu pflegen; den Plan zu staunenswerten Gebäuden zu entwerfen und auszuführen; kurz, so überlegen und mächtig zu sein, daß man von den Seinigen geliebt und verehrt, von den Fremden gefürchtet wird, daß der Hof und selbst das ganze Königreich wie eine einzige Familie unter einem Oberhaupte ist und um ihrer Einigkeit und ihres guten Einverständnisses wegen in der ganzen übrigen Welt angesehen wird – diese bewunderungswürdigen Tugenden scheinen sich mir aus einer Prüfung des Begriffes Herrscher zu ergeben. Freilich sieht man sie selten in einem Menschen vereinigt: zu viele Dinge müssen zusammentreffen, Geist, Herz, äußere Erscheinung und Temperament; und es dünkt mich, daß ein Monarch, der sie alle in seiner Person vereinigt, wohl würdig sei, der Große genannt zu werden.“⁷³

Was wird hier alles verlangt!:

Richtige Auswahl der Beamten;

Kühle und Klarheit im Urteil, das – man höre! – sehr wohl zwischen den Königs und den Volksinteressen zu unterscheiden weiß;

stete Sorge, um das schwere Leben der Völker auch materiell zu erleichtern; eine kluge, nicht blind erobderungslustige Kriegspolitik;

Pflege der Kultur.

Wie selten, meint La Bruyère, findet man das alles in einem Herrscher vereint. Und wie selten findet man in dieser Zeit und auch später jemanden wie La Bruyère, der nicht hinzufügt: Aber wir haben zu unserem Glück einen solchen Herrscher!

⁷² Ebendort.

⁷³ Ebendort, S. 51 ff.

In den Jahren, in denen die Auflagen der *Caractères* erschienen, führte Frankreich [221] andauernd Kriege. Bekanntlich ist kaum etwas gefährlicher, als unter einem absoluten König während eines Krieges zur Vernunft zu mahnen, wie es La Bruyère in der soeben zitierten Charakteristik eines Königs tut. Doch handelt es sich dabei keineswegs um eine ganz versteckt, fast zufällig untergebrachte Äußerung. La Bruyère kommt wieder und wieder auf den Krieg zurück und warnt vor dem, was er bedeutet und bringt – wie auch andere „Moralisten“ seiner Zeit, wie etwa Bossuet und Fénelon.

Der Kampf gegen die Kriegsideologie an sich ist nicht leicht, denn: „Der Krieg hat das Altertum für sich; er hat in allen Jahrhunderten bestanden: immer hat er die Welt mit Witwen und Waisen gefüllt, die Familien der Erben beraubt und die Brüder in einer und derselben Schlacht dahingerafft.“⁷⁴

Auch gibt es viele im Volk, die – unter den damaligen Umständen der Kriegsführung (Söldner-Heere!) – gar nicht so gegen den Krieg sind: „Das Volk sitzt friedlich an seinen Herden, inmitten der Seinigen und im Schoße einer großen Stadt, wo weder für Besitz noch für Leben Gefahr besteht, und denkt nun nur an Feuer und Blut, beschäftigt sich mit Kriegen, Ruinen, Feuersbrunst und Niedermetzlung, verlangt ungeduldig, daß die Heere im Feld endlich zum Vorstoß übergehen und handgemein werden, und ebensowenig ist es zufrieden, wenn der Kampf nicht blutig verläuft und nicht mindestens zehntausend Menschen auf der Wahlstatt bleiben. Es geht sogar so weit, seine teuersten Interessen, seine Ruhe und Sicherheit zu vergessen, so groß ist seine Vorliebe für den Wechsel, das Neue und die ungewöhnlichen Dinge. Mancher hätte nichts dagegen, einmal die Feinde an den Toren von Dijon oder Corby zu erblicken, auch dagegen nicht, daß Ketten gespannt und Barrikaden errichtet werden, hat er dann doch das Vergnügen, die Nachricht zu erzählen oder zu erfahren.“⁷⁵

Aber was nützt selbst der prächtigste Krieg – wenn .

Wohl kann der Krieg dem König – ausdrücklich im Gegensatz zum Volke! in dem Kapitel über *Souverain oder Gemeinwesen!* – tausend Freuden und Erfolge bringen: „Und was trägt es zum Wohle der Völker und zur friedlichen Ruhe ihrer Tage bei, wenn der Fürst die Grenzen seines Reiches hinter die Länder seiner Feinde setzt und ihre selbständigen Staaten zu Provinzen seines Königreichs macht? wenn er als Belagerer wie als Schlachtenlenker die Oberhand über sie gewinnt und sie nicht in den Ebenen und nicht in den stärksten Bastionen sicher vor ihm sind? wenn die Nationen einander zu Hilfe rufen und ein Bündnis abschließen, um sich zu verteidigen und ihm Halt zu gebieten? wenn sie sich umsonst verbünden und er immer voranschreitet und immer triumphiert? wenn ihre letzten Hoffnungen hinsinken, weil die Gesundheit des Monarchen sich wieder stärkt und ihn des Vergnügens teilhaftig werden läßt, zu sehen, wie seine fürstlichen Enkel sein Glück behaupten und noch vergrößern, ins Feld ziehen, die drohendsten Festungen nehmen, neue Staaten erobern, alten und erfahrenen Führern Weisung geben, weniger um ihres Ranges und ihrer Geburt als ihrer natürlichen Fähigkeit und Weisheit willen, wie sie den erhabenen Spuren ihres siegreichen Vaters folgen, seine Güte, seine Demut gegen die Kirche, seine Gerechtigkeit-[222]keit, seine Wachsamkeit und seine Unerschrockenheit nachahmen?“⁷⁶ Wie direkt auf Ludwig XIV. und seine dauernden Kriege ist diese Schilderung gemünzt!

Und dann die Wiederholung der Frage: „Was würde es mit einem Worte mir wie allem Volke dienen, wenn der Fürst glücklich und mit dem Ruhme seines und seiner Kinder Namen überhäuft, mein Vaterland mächtig und furchterregend wäre, sobald ich traurig und unruhig in der Unterdrückung oder Dürftigkeit lebte; solange ich, zwar vor den Streifzügen des Feindes gesichert, mich auf den Plätzen oder den Straßen einer Stadt dem Eisen eines Mörders ausgesetzt sähe und weniger im Schrecken der Nacht oder der Tiefe der Wälder als auf ihren Kreuzwegen

⁷⁴ Ebendort, S. 30.

⁷⁵ Ebendort, S. 31.

⁷⁶ Ebendort, S. 45 f.

Raub und Totschlag fürchten müßte; sobald Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit den Aufenthalt in den Städten nicht mehr so annehmlich machten und mit dem Überfluß nicht die milde Geselligkeit in sie gebracht hätten; sobald ich, schwach und nur auf mich gestellt, in meinem kleinen Pachtgut unter der Nachbarschaft eines Großen zu leiden hätte und weniger dafür gesorgt wäre, daß ich mich gegen seine Unternehmung schützen kann; sobald mir nicht so viele Lehrer, und zwar ausgezeichnete Lehrer, zur Verfügung ständen, um meine Kinder in den Wissenschaften oder Künsten zu erziehen, denen sie eines Tages ihren Lebensunterhalt verdanken werden; sobald der Handel gehemmt wäre und ich weniger daran denken dürfte, mich mit guten Stoffen zu kleiden und mit gesundem Fleisch zu ernähren, das nicht teuer ist; sobald ich nicht, dank der Sorge des Fürsten, mit meinem Geschick ebenso zufrieden wäre, wie er selbst, dank seinen Tugenden, mit dem seinigen.“⁷⁷

Wie wird hier bereits der Verfall der beiden folgenden Jahrzehnte vorweggenommen, und mit welcher Kühnheit wird hier zum Schluß das Wohl des Untertanen scharf dem des Königs gegenübergestellt, ja mit einer rhetorischen Frage über das Wohl des Königs, fast konkret, über das Ludwig XIV. gestellt! Hier, an dieser Stelle, wo es um Krieg und Frieden geht, setzt La Bruyère eigentlich alles aufs Spiel, nicht nur Position und Leben, sondern, was ihm viel ernster sein muß: seine ganze passive Weltanschauung. Doch nur für einen Augenblick, nur ein paar Zeilen lang. Schon in der folgenden *Maxime* macht er kehrt, natürlich ganz bewußt banal und biederemännisch mahnend, vom heroischen Humanisten zum wohlbedachten Kleinbürger herabsteigend: „Die acht oder zehntausend Mann sind für den Herrscher wie eine Münze, mit der er einen Platz oder einen Sieg kauft: wenn er erreicht, daß es ihn weniger kostet, wenn er die Menschen spart, gleicht er dem, der einzukaufen weiß und besser als ein anderer den Preis des Geldes kennt.“⁷⁸ Und dann folgt der schon zitierte idealisierende Zweizeiler: „Alles gedeiht in einer Monarchie, in der man die Interessen des Staates mit denen des Fürsten verschmelzt.“⁷⁹ Ein Meisterstück der, wie Lenin es nennen würde, „Sklavenkomposition“.

Über allem aber schwebt eine Hinnahme des nun einmal Gegebenen, die La Bruyère zu einem letztlich passiven Moralisten macht, so daß doch niemand ihn zu fürchten braucht, niemand von ihm auch Hilfe im Kampf erwarten kann. Beginnt er doch seinen Abschnitt *De l’Homme*, Vom Menschen, so: „Man ereifere sich nicht gegen die Menschen, wenn man sieht, wie hart, undankbar, ungerecht, stolz, selbstsüchtig und [223] vergeßlich sie sind: so sind sie geschaffen, es ist ihre Natur – es wäre so, als lehnte man sich dagegen auf, daß der Stein fällt oder die Flamme in die Höhe schlägt.“⁸⁰ Und mitten darin findet sich die Sentenz: „Es gibt für den Menschen nur drei Ereignisse: geboren werden, leben und sterben. Daß er geboren wird, fühlt er nicht, daß er stirbt, erduldet er; und zu leben, das hat er vergessen.“⁸¹

Arg begrenzt ist die Philosophie La Bruyères, und zumeist wird er sich, freundlich lächelnd und dabei die Achseln zuckend, bewegt haben. Aber wie klug beobachtete er! Wie klug sah er im begrenzten Raume um sich! Bisweilen sah er auch weit über seine Grenzen hinaus und hatte den Mut, zu berichten, was er sah ... wenn auch schlaue die Mitteilung einwickelnd in andere, weniger erschreckende, beruhigende.

Entscheidend für uns ist, daß sein Gesellschaftsmodell überraschend klassen- und schichtenbewußt war, daß er gesellschaftliche Schranken erkannte und sie so genau untersuchte, daß er sie auch auf ihre Haltbarkeit und ihren Sinn überprüfen konnte.

⁷⁷ Ebendort, S. 46 f.

⁷⁸ Ebendort, S. 47.

⁷⁹ Ebendort.

⁸⁰ Ebendort, S. 54.

⁸¹ Ebendort, S. 77.

Eine erstaunliche Gestalt ist La Bruyère, weltberühmt, doch wenig bekannt, wenig erforscht ... und doch so lohnend!

Plechanow bemerkt einmal: „Interessanterweise haben die alten Historiker, z. B. Thukydides und Polybios, den Kampf der Klassen in ihrer zeitgenössischen Gesellschaft als etwas durchaus Natürliches und Selbstverständliches betrachtet.“⁸² Unter feudalen Verhältnissen ändert sich das. Zwar wurde die Existenz von Klassen (Ständen) ebenfalls als ganz natürlich angesehen. Wir hatten auch La Bruyère zitiert: „Eine bestimmte Ungleichmäßigkeit des Standes, die Ordnung und Unterordnung aufrechterhält, ist das Werk Gottes, sie läßt auf ein göttliches Gesetz schließen.“ Aber da der Bestand von Klassen (Ständen) eben als ein Gesetz Gottes zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Unterordnung galt, wären Klassenkämpfe unnatürlich, da sie gegen die göttliche Ordnung verstießen.

Erst im Gefolge der französischen Revolution entsteht wieder die Geschichtsschreibung als Darstellung von Klassenkämpfen (Guizot, Thierry, Mignet und andere). Um später, als das Proletariat den Klassenkampf aufnimmt, dem Sieg näherkommt und ihn dann in einem Teil der Welt erringt, einer völlig „neuen Theorie“ der herrschenden Klasse für eine Ausbeutergesellschaft Platz zu machen, dem Tiefpunkt aller Geschichtsschreibung, seit überhaupt Geschichte geschrieben wird: der Theorie, daß es keine Klassen gibt – in der heutigen Welt des Imperialismus!

Was ist das Besondere an der Position von La Bruyère? Doch ganz offenbar, daß er in einer Zeit, in der der feudale Geist überwältigend herrscht, zwar noch nicht zur Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen vorstößt, aber sich auch nicht mehr mit der Anerkennung der Existenz von real bestehenden Klassen (Ständen) schlechthin als gottgegeben zufriedengibt. Denn an den soeben von ihm zitierten Satz fügt er an: „aber ein zu großes Mißverhältnis, wie man ihm unter den Menschen begegnet, ist Menschenwerk oder das Gesetz der Stärkeren.“ Das Gesetz der Stärkeren! eine verhüllte Formulierung des Klassenkampfes? objektiv ganz sicher!

Und wie kommt La Bruyère zu einer solchen Formulierung? Doch ganz offenbar aufgrund der Zuspitzung der Widersprüche in der feudalen Gesellschaft Frankreichs. [224]

⁸² [G. W. Plechanow, Kunst und Literatur, Berlin 1955](#), S. 76.

Anhang II

Soziologische Gesetze

Noch einmal sei bemerkt, daß dieser Artikel aus dem Jahre 1957, der in Woprossi Philosophii, in der Nummer zum 40jährigen Jubiläum der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, erschien, hier in seinem eingereichten deutschen Text nur aus wissenschaftshistorischem Interesse, also trotz der „negativen Bedeutung“, die ihm von den meisten Soziologen später zugeschrieben wurde, gebracht wird. Natürlich ist meine Haltung zu ihm eine andere. Auch wenn ich mit vielem Einzelnen nicht übereinstimme, halte ich ihn für wichtig, einmal wegen seiner Wirkung: Auslösung einer wichtigen Diskussion, und sodann als Versuch, die Soziologie als eine selbständige Gesellschaftswissenschaft, genau so selbständig wie die Wirtschaftswissenschaft zum Beispiel, zu etablieren. Ein Versuch, der bei all seinen Schwächen insofern in die richtige Richtung ging, als er die Soziologie als eine Einzelwissenschaft etablieren wollte, die sich mit den Gesetzmäßigkeiten und der Praxis von Zwischenbeziehungen verschiedener Sphären des gesellschaftlichen Lebens beschäftigt. Zwischenbeziehungen, auf die ja auch Wolfgang Peter Eichhorn so richtig hinweist, wenn er die „gesellschaftliche Komplexität“ des Untersuchungsgegenstandes der Soziologie hervorhebt:

Natur, Gesellschaft und Denken bewegen sich gesetzmäßig. Das Gesetz, wie es die Theorie auf Grund der Analyse der Erfahrung formuliert, ist, wie Lenin bemerkt, „die Widerspiegelung des Wesentlichen in der Bewegung des Universums“⁸³, es ist der Ausdruck der „natürlichen Notwendigkeit im Ablauf der Ereignisse.

Die Gesetze gelten entweder allgemein für alle drei „Sphären“ des Universums, für Natur und Gesellschaft und Denken, oder nur für einzelne dieser Sphären bzw. Teilgebiete dieser einzelnen Sphären (chemische, politökonomische, formallogische Gesetze).

Ein Gesetz, das für alle drei Sphären gilt, enthält zum Beispiel der Satz: ohne Widerspruch keine dialektische Bewegung. Bei einem solchen Gesetz, das für alle drei Sphären gilt, handelt es sich stets um eines der allgemeinsten Gesetze aller Bewegung, und die Wissenschaft, die diese allgemeinsten Gesetze (neben anderen?) erforscht, ist die Dialektik, noch allgemeiner: die Philosophie.

Gesetze, die für die einzelnen Sphären gelten, sind zum Beispiel:

das Gesetz von der Erhaltung der Energie für die Sphäre der Natur, das Gesetz von der Entwicklung zum Sozialismus für die Sphäre der Gesellschaft, [225]

das Gesetz, daß „die Entwicklung eines Begriffs in der Geschichte des Denkens sich zu seiner Entwicklung im Kopf des einzelnen Dialektikers wie die Entwicklung eines Organismus in der Paläontologie zu seiner Entwicklung in der Embryologie“ verhält⁸⁴, für die Sphäre des Denkens.

Es gibt jedoch noch eine andere Art von Gesetzen, die sich nicht auf die Gesamtheit des Universums und auch nicht auf eine der drei Sphären oder auf einzelne Teile dieser Sphären beziehen. Das sind vielmehr Gesetze, die sich auf die Beziehungen zwischen den einzelnen Sphären wie auch auf die Beziehungen zwischen Teilen der einzelnen Sphären beziehen.

Spiele sich solche Beziehungen zwischen der gesellschaftlichen Sphäre und einer der beiden anderen Sphären oder innerhalb verschiedener Teile der gesellschaftlichen Sphäre ab, so nennen wir diese Gesetze von Beziehungen soziologische Gesetze.

Ein grundlegendes soziologisches Gesetz, das die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Denken bestimmt, hat Marx so formuliert: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“⁸⁵

⁸³ W. I. Lenin, Aus dem philosophischen Nachlaß. Berlin 1949, S. 70. [LW Bd. 38, S. 142]

⁸⁴ Fr. Engels, Dialektik der Natur. Berlin 1952, S. 236. [MEW Bd. 20, S. 491]

⁸⁵ K. Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Berlin 1951, S. 13. [MEW Bd. 13, S. 9]

Ein grundlegendes soziologisches Gesetz, das die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur bestimmt, scheint mir das folgende zu sein: Im Laufe der Zeit wandeln sich die Beziehungen zwischen Natur und Gesellschaft so, daß der überwältigende Einfluß der Natur auf die Gesellschaft am Anfang der Geschichte der Menschheit sich in einen überwältigenden Einfluß der Gesellschaft auf die Natur verwandelt.

Der Entwicklungsprozeß der gesellschaftlichen Sphäre selbst wieder spielt sich auf drei „Ebenen“ ab: Produktivkräfte, Produktionsverhältnisse und Überbau.

Auch die Gesetze, die die Beziehungen zwischen diesen drei Ebenen bestimmen, nennen wir soziologische Gesetze.

Das entscheidende soziologische Gesetz, das die Beziehungen zwischen Produktionsverhältnissen und Produktivkräften bestimmt, ist das Gesetz der unbedingten Übereinstimmung der Produktionsverhältnisse mit dem Charakter der Produktivkräfte.

Das meiner Ansicht nach entscheidende soziologische Gesetz, das die Beziehungen zwischen Produktionsverhältnissen und Überbau bestimmt, lautet wohl: das Gesetz von der unbedingten Übereinstimmung des ideologischen Gehalts des Überbaus mit den Produktionsverhältnissen. –

Gerade die Tatsache, daß die Soziologie sich mit den Problemen und der Gesetzmäßigkeit der Beziehungen zwischen den verschiedenen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens und zwischen der Sphäre der Gesellschaft und den anderen Sphären des Universums beschäftigt, hat sie in den Händen anti-marxistischer „Soziologen“ zu einem besonderen Mittel der Verwirrung aller bürgerlichen Wissenschaft werden lassen. Gerade darum aber auch ist es besonders wichtig, daß wir die Aufgaben der Soziologie klar herausarbeiten.

[226] Wenn wir einmal zu einer umfassenden Entwicklung dessen kommen wollen, was Lenin die „Gesellschaftswissenschaft“⁸⁶ nennt, die Wissenschaft, die auf der Grundlage der Lehren der Klassiker des Marxismus-Leninismus die Gesamtheit der gesellschaftlichen Verhältnisse – der Produktivkräfte, der Produktionsverhältnisse und des Überbaus sowie ihrer Beziehungen zueinander – konkret historisch und theoretisch umfassend für alle Zeiten und Verhältnisse untersucht, ist es notwendig, nicht nur ein guter Kenner der Theorie und konkreten Entwicklung der Produktivkräfte, nicht nur ein guter Politökonom und Historiker der Produktionsverhältnisse, d. h. Wirtschaftsgeschichtler, nicht nur ein Historiker, ein Erforscher der Theorie und Geschichte des Überbaus, d. h. dessen, was Marx im Vorwort „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“ den „sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß“ [MEW Bd. 13, S. 9] nennt, zu sein, sondern auch: ein guter Soziologe.

Bei der Klarstellung der Aufgaben der Soziologie wird es nun zunächst darauf ankommen, die Gesetze, die sie untersucht, klar von denen der Politischen Ökonomie zu unterscheiden.

1. Das Verhältnis von ökonomischen und soziologischen Gesetzen

Es ist eine Eigentümlichkeit des gesellschaftlichen – im Gegensatz zum natürlichen – Entwicklungsprozesses, daß er durch zwei Arten von Gesetzmäßigkeiten „letztlich“ bestimmt ist. Während nämlich die Bewegung der Natur „in letzter Instanz“ nur durch die allgemeinsten, nur durch die Grundgesetze der Dialektik bestimmt ist, gibt es für die Bewegung der Gesellschaft neben dieser noch eine andere „letzte Instanz“ – nämlich die ökonomischen Gesetze, die ein Primat der Wirkungskraft über alle anderen Gesetze der Gesellschaft haben.

Das heißt natürlich auch, daß die ökonomischen Gesetze einen Vorrang an Wirkungskraft über die soziologischen Gesetze haben.

⁸⁶ W. I. Lenin, „Karl Marx“, in: Marx, Engels, Marxismus. Zweite, erweiterte deutsche Ausgabe. Moskau 1947, S. 19. [LW Bd. 21, S. 47]

So falsch es darum wäre zu meinen, daß die Soziologie deswegen, weil sie die Beziehungen zwischen zwei oder mehr Ebenen des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses zum Gegenstand hat, der Politischen Ökonomie übergeordnet wäre, so unrichtig wäre es aber auf der anderen Seite, die Soziologie als einen Zweig der Politischen Ökonomie zu betrachten. Sie ist eine durchaus selbständige Wissenschaft.

Ja mehr – es gibt sogar ganz besondere Umstände im gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß, unter denen ein soziologisches Gesetz das Primat über die ökonomischen Gesetze hat. Diese Umstände treten in der Übergangsperiode von einer Gesellschaftsordnung zur anderen ein.

Auf einer theoretischen Konferenz des Instituts für Wirtschaftswissenschaften der Deutschen Akademie der Wissenschaften im März 1955 führte Fred Oelßner ganz richtig aus: „Wie die Übergangsperiode durch das Vorhandensein verschiedener Wirtschaftsformen gekennzeichnet ist, genauso ist für sie das Vorhandensein verschiedenartiger ökonomischer Gesetze – der Gesetze des Kapitalismus und der Gesetze des [227] Sozialismus – charakteristisch. Es ist daher nicht richtig, wie dies häufig geschieht, von den ökonomischen Gesetzen der Übergangsperiode zu sprechen. Die Übergangsperiode hat keine eigenen ökonomischen Gesetze, sondern sie ist die geschichtliche Periode der Verdrängung und Ablösung der ökonomischen Gesetze des Kapitalismus durch die ökonomischen Gesetze des Sozialismus.“⁸⁷

Und weiter sagt er: „Infolge der neuen ökonomischen Bedingungen, die von der proletarischen Staatsmacht geschaffen werden, verlieren die objektiven ökonomischen Gesetze des Kapitalismus im Verlaufe der Übergangsperiode ihre Kraft, während auf der Grundlage des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln die neuen ökonomischen Gesetze des Sozialismus entstehen. Diese dehnen dank der richtigen Durchführung der Neuen Ökonomischen Politik ihren Wirkungsbereich immer mehr aus und werden zu den in der ganzen Volkswirtschaft vorherrschenden Gesetzen, während die ökonomischen Gesetze des Kapitalismus schließlich ganz vom Schauplatz verschwinden.“⁸⁸

In der Zeit aber, in der gewissermaßen zwei ökonomische Gesetzmäßigkeiten wirksam sind, gewinnt die soziologische Gesetzmäßigkeit erstrangige Bedeutung für den gesellschaftlichen Fortschritt. Die zeitweilige Verdrängung der ökonomischen Gesetzmäßigkeit auf den zweiten Platz im gesellschaftlichen Leben ist eben darin begründet, daß in der Übergangsperiode zwei „Gruppen von ökonomischen Gesetzmäßigkeiten“ sich noch in die Macht teilen, wobei die eine Gruppe sich gegenüber der anderen allmählich gerade mit Hilfe der jetzt für den Fortschritt entscheidenden soziologischen Gesetzmäßigkeit durchsetzt. Volkstümlich ausgedrückt könnte man sagen: Wenn zwei ökonomische Gesetzmäßigkeiten verschiedener Gesellschaftsordnung miteinander streiten, lacht die soziologische Gesetzmäßigkeit und wird kurzfristig zu einer vorrangigen gesellschaftlichen Macht.

Das entscheidende soziologische Gesetz in allen Übergangsperioden von einer Gesellschaftsordnung zur anderen ist das Gesetz der unbedingten Übereinstimmung der Produktionsverhältnisse mit dem Charakter der Produktivkräfte. Gerade die Wirksamkeit dieses Gesetzes ist der Katalysator, der Beschleuniger des Sieges der neuen ökonomischen Gesetze über die alten.

Beim Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus spielt jedoch ein anderes soziologisches Gesetz mindestens eine gleich große Rolle: das Gesetz der unbedingten Übereinstimmung der Produktionsverhältnisse und des ideologischen Gehalts des Überbaus.

In seinen Randglossen zum Gothaer Programm schreibt Marx: „Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der

⁸⁷ F. Oelßner, Die Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin 1955, S. 11.

⁸⁸ Ebendort, S. 11.

einen in die andre. Der entspricht auch eine politische Übergangsperiode, deren Staat nichts andres sein kann als *die revolutionäre Diktatur des Proletariats*.⁸⁹

[228] Die Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus wird eingeleitet durch die siegreiche Revolution des Proletariats (wobei es nicht entscheidend ist, ob die Revolution mit oder ohne Bürgerkrieg siegreich ist). Denn nur nach Errichtung der politischen Macht der Arbeiterklasse, nach der Errichtung der Diktatur der Arbeiterklasse, also nach der Schaffung des „sozialistischen Staats“ im Überbau kann als Ausdruck, als Betätigung der Diktatur die Ersetzung kapitalistischer durch sozialistische Produktionsverhältnisse durchgeführt werden. Anders beim Übergang von zum Beispiel feudalen zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Hier kann lange Zeit hindurch allmählich feudales durch kapitalistisches Eigentum ersetzt werden, ohne daß sich das Gesetz der völligen Übereinstimmung von Basis und Überbau hinsichtlich der Staatsmacht auch nur annähernd in dem Maße durchsetzt, wie es beim Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus der Fall sein muß.

Der Staat ist jedoch nur ein Teil des Überbaus. Das Gesetz der unbedingten Übereinstimmung von Basis und Überbau hat seine besondere Bedeutung auch deswegen, weil es eine Übereinstimmung vom gesellschaftlichen Bewußtsein und Basis, also beim Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus die Herausbildung eines sozialistischen Bewußtseins verlangt.

Während aber die Staatsmacht eine sozialistische, das heißt eine Macht der Arbeiter und Bauern sein muß, bevor sozialistische Produktionsverhältnisse geschaffen werden können – ist es doch gerade der Arbeiter- und Bauernstaat, der sie schafft –, sind, umgekehrt, sozialistische Produktionsverhältnisse die Voraussetzung für die Verbreitung sozialistischen Bewußtseins allgemein unter den Werktätigen. Die Avantgarde des Proletariats, die von sozialistischem Bewußtsein geleitete Partei der Arbeiterklasse, kann die sozialistische Staatspolitik sichern. Nur das auf der ökonomischen Basis sozialistischer Produktionsverhältnisse wachsende sozialistische Bewußtsein aller Werktätigen aber kann eine völlige Übereinstimmung zwischen Basis und Überbau sichern.

Bedenken wir die intensive Aufmerksamkeit, die Lenin, unmittelbar seit dem ersten Tage der Revolution möchte man sagen, der Entwicklung eines sozialistischen Bewußtseins bei allen Werktätigen gewidmet hat, bedenken wir, welche Bedeutung die Führung der Arbeiterklasse in allen Ländern, die heute den Sozialismus aufbauen, der Entwicklung eines sozialistischen Bewußtseins bei allen Werktätigen beimißt und beimessen muß, dann wird die Bedeutung des Gesetzes der unbedingten Übereinstimmung von Basis und Überbau klar. Da aber niemand auf die Idee kommen könnte, dieses Gesetz ein ökonomisches zu nennen, da es sich hier ganz offenbar um ein soziologisches Gesetz handelt, wird auch die Bedeutung der soziologischen Gesetze in der Übergangsperiode ganz allgemein noch deutlicher.

2. Die Herrschsucht der Politökonomen

Wenn die Politökonomen das Gesetz der unbedingten Übereinstimmung von Basis und Überbau bisher noch nicht als ein ökonomisches Gesetz proklamiert haben, so liegt das nicht an ihrer Achtung vor dem Unterschied von soziologischen und polit-[229]ökonomischen Gesetzen, sondern ganz einfach daran, daß sie dieses Gesetz als solches noch nicht kennen.

Ansonsten aber finden wir im allgemeinen, daß die Politökonomen zahlreiche soziologische Gesetze zu ökonomischen erklären.

So heißt es zum Beispiel gleich in der Einleitung des Lehrbuchs „Politische Ökonomie“: „Somit ist das Gesetz der unbedingten Übereinstimmung der Produktionsverhältnisse mit dem Charakter der Produktivkräfte das ökonomische Entwicklungsgesetz der Gesellschaft.“ Eine Rechtfertigung solcher Raubwirtschaft aller nur möglichen Gesetze liegt bereits in der Definition der

⁸⁹ K. Marx u. Fr. Engels, Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, „Kritik des Gothaer Programms“, Berlin 1953, Bd. II, S. 25. [MEW Bd. 19, S. 28]

Politischen Ökonomie im „Lehrbuch“, die in der Einleitung so gegeben wird: „Somit ist die politische Ökonomie die Wissenschaft von der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse, das heißt der ökonomischen Verhältnisse der Menschen. Sie ergründet die Gesetze, denen die Produktion und die Verteilung der materiellen Güter in der menschlichen Gesellschaft auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen unterworfen sind.“ Damit sind natürlich nicht nur die innerhalb der Sphäre der Produktionsverhältnisse wirkenden echt ökonomischen, sondern auch alle Gesetze, die von den Produktivkräften und vom Überbau her auf die Basis einwirken, also zahlreiche soziologische Gesetze zu ökonomischen Gesetzen geworden.

Wie gefährlich auch gerade vom Standpunkt der wissenschaftlichen Entwicklung solches Vorgehen ist, das zeigen Diskussionen, die unter den Politökonomen der DDR und sicherlich auch anderswo stattgefunden haben in bezug auf das Gesetz der planmäßigen (proportionalen) Entwicklung der Volkswirtschaft. Im Lehrbuch Politische Ökonomie, Kapitel XXII, Die Grundzüge der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus, Die Entstehung der ökonomischen Gesetze des Sozialismus, heißt es darüber: „Das gesellschaftliche Eigentum, das die Betriebe des sozialistischen Sektors vereinigt, macht dessen planmäßige Entwicklung notwendig und möglich. Auf der Grundlage der sozialistischen Produktionsverhältnisse entsteht in der Übergangsperiode das ökonomische Gesetz der planmäßigen (proportionalen) Entwicklung der Volkswirtschaft und beginnt allmählich zu wirken. Dieses Gesetz erforderte die planmäßige Leitung der Wirtschaft und die planmäßige Herstellung solcher Proportionen zwischen den Wirtschaftszweigen, wie sie für den Sieg des Sozialismus und für die Befriedigung der wachsenden Bedürfnisse der Gesellschaft notwendig waren.“

So manche unserer Politökonomen haben daraufhin so reagiert: Planmäßige Leitung der Wirtschaft ist doch keine Erscheinung der Ökonomik, das ist doch eine Angelegenheit der Wirtschaftspolitik – also handelt es sich hier nicht um ein Gesetz, sondern um ein Prinzip des Handelns.

Völlig richtig scheint mir bei dieser Argumentation der Hinweis darauf, daß es sich hier nicht um ein ökonomisches Gesetz handeln kann, weil die Bewegung des Überbaus eine viel zu große Rolle in dem hier entwickelten Zusammenhang wesentlicher Notwendigkeiten spielt. Ich glaube jedoch auf der anderen Seite, daß es sich hier um ein Gesetz, und zwar eben um ein soziologisches Gesetz handelt, das gewisse Beziehungen zwischen Wirtschaft (Ökonomie) und Wirtschaftspolitik (Überbau) regelt.

Indem die Politökonomie die Entdeckung und Erforschung der Beziehungen zwischen Ökonomie und Produktivkräften oder Ökonomie und Überbau für sich in Anspruch nimmt, unterdrückt sie eine sich heute nur erst kümmerlich entwickelnde Wissenschaft, nämlich die marxistisch-leninistische Soziologie.

3. Für eine breite Entfaltung der Soziologie!

Dabei hat die Soziologie eine sehr große Bedeutung für die Entfaltung anderer Wissenschaften und vor allem auch für die praktische Arbeit von Partei und Staat.

Das von dem sowjetischen Historiker Porschnew formulierte soziologische Gesetz von der wachsenden Rolle der Volksmassen in der Gesellschaft (das übrigens wohl nur seit der Sklavenhaltergesellschaft wirksam ist) ist zum Beispiel von gleich großer Bedeutung für die Historiker wie für die Politökonomen. Man kann dieses Gesetz vielleicht noch weiter und allgemeingültiger fassen (und so auch die Philosophie berühren) als das Gesetz der zunehmenden Erleichterung der Durchsetzung aller gesellschaftlichen Gesetze infolge des zunehmenden gesellschaftlichen Bewußtseins der Menschen, infolge der Entwicklung wie Verbreitung der Erkenntnis der Wirklichkeit durch den Menschen.

Auf der anderen Seite wird auch die schöpferische Entwicklung anderer Wissenschaften der Soziologie große Dienste leisten.

Bekanntlich haben, aus den historischen Erfordernissen des Klassenkampfes heraus, die Klassiker des Marxismus-Leninismus sich vor allem mit den Wissenschaften der Politischen Ökonomie, der Philosophie und der Geschichte beschäftigt. Weder Marx, noch Engels, noch Lenin konnten im heftigen Klassenkampf die Zeit finden, zum Beispiel ein größeres Werk zu Fragen der Ästhetik, der Literaturwissenschaft, der Wissenschaft der Produktivkräfte usw. zu schreiben.

Obgleich sie uns aber viele Richtung gebende Hinweise auf diesen und anderen Wissenschaftsgebieten gegeben haben und obgleich in einer Reihe von Ländern die Arbeiter- und Bauernmacht heute den Wissenschaftlern die Beschäftigung mit solchen Fragen sichert, sind wir hier noch weit zurück.

Denken wir zum Beispiel an den so oft zitierten Hinweis von Marx auf die Kunst-feindlichkeit des Kapitalismus. Zweifellos handelt es sich hierbei um ein soziologisches Problem, das Fragen der Beziehung der Ökonomie und der Ästhetik betrifft. Wo aber sind die genauen Untersuchungen des letzten Halbjahrhunderts zunächst der Ästhetik und daran anschließend der Beziehung der Ästhetik zur Ökonomie – wo sind Überlegungen über die Beziehungen der Ökonomie des Feudalismus oder der Sklavenhaltergesellschaft auf der einen und der Kunst auf der anderen Seite?

Handelt es sich hierbei jedoch um Fragen der wissenschaftlichen Entwicklung, die von Bedeutung sind, ohne doch, sagen wir, die Strategie und Taktik von Partei und Staat unmittelbar entscheidend zu berühren, so gibt es andere Gebiete soziologischer Forschung, die von größter aktueller Bedeutung sind.

Wir alle wissen zum Beispiel, welche zwiespältige Rolle die Intelligenz in der modernen Gesellschaft spielt, insbesondere im 20. Jahrhundert. Es war die revolutionäre Intelligenz der deutschen Sozialdemokratie, es waren Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, Franz Mehring und Clara Zetkin, die 1914 die wahre Führung der deutschen Arbeiterklasse darstellten. Es waren aber auch Kreise der Intelligenz, die 1956 in Ungarn eine dem Fortschritt so besonders gefährliche Haltung einnahmen. Wo ist die soziologische Untersuchung der Rolle der Intelligenz im Stadium des Imperialismus und in der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus? Die bürgerliche Soziologie hat zahlreiche falsche, schädliche, reaktionäre Anschauungen zu dieser Frage entwickelt und in vielen Büchern verbreitet – die Marxisten-Leninisten haben nicht ein einziges Buch zu dieser Frage verfaßt, sondern sich damit begnügt, wichtige Bemerkungen Lenins und einzelne Beschlüsse von Zentralkomitees der kommunistischen und Arbeiterparteien kurz zu kommentieren.

Als es am 17. Juni 1953 dem Feind gelang, kurzfristig Verwirrung auch in die Reihen der Arbeiter in den Betrieben der Deutschen Demokratischen Republik zu tragen, stellten wir mit Recht fest, daß die Zusammensetzung der Arbeiter eine andere wäre als unter der Herrschaft des Kapitalismus. Ehemalige Faschisten, die aus ihren Stellungen entfernt wurden und in den Betrieben nützliche Arbeit leisten sollten, nicht wenige Menschen aus dem Bürgertum, viele frühere Angestellte gingen in die Betriebe. In den osteuropäischen Ländern der Volksdemokratie spielt das schnelle und breite Eindringen großer bäuerlicher Schichten in die Betriebe eine große Rolle. Aber irgendeine soziologische Untersuchung der Zusammensetzung der Arbeiter in den Betrieben der Deutschen Demokratischen Republik oder in einer der Volksdemokratien Osteuropas hat bisher noch nicht stattgefunden. Noch nicht sind die Einwirkungen industrieller Produktionsverhältnisse auf das soziale, politische und geistige Leben zum Beispiel der Bauern unter den Bedingungen des Aufbaus des Sozialismus irgendwo soziologisch studiert worden.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen: Hier liegt ganz zweifellos ein ernstes Versäumnis unserer Wissenschaftler vor, zum Schaden für Partei und Staat, das gerade der Aufbau der Wissenschaft der Soziologie beheben wird.

Darum ist die Entwicklung der Soziologie eine Frage von großem praktischem Interesse – eine Frage, deren Lösung nicht, wie etwa die marxistisch-leninistische Darstellung der Geschichte des alten Babylonien, auch noch eine ganze Reihe von Jahren Zeit hat.